Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freisinnigen Schweizers.

Schmucklos aber treu niedergeschrieben

für

seine Freunde.

Zweiter Theil.

Trogen,
gedruckt und im Verlag bei Meyer und Zuberbühler.
1829.

Zueignung.

Biedermannsruh, im Juli 1816.

Meine Heimreise versprach ich Euch zu beschreiben, liebe, alte Waffengefährten, als wir uns trennten. Allein wie sollte ein Mensch zu Reisebeobachtungen aufgelegt und fähig sein, der nach einer so langen und sturmvollen Irrfahrt endlich dem so ersehnten Hafen der Ruhe sich nähert?

In einem beständigen Traume, wo und wie ich mich in einer der lieblichsten Gegenden meines so schönen Vaterlandes ansiedeln wolle, rollte ich, das unsanfte Rütteln der immer noch unvollkommenen deutschen Postwagen nicht fühlend, der lieben Heimath zu.

Wie soll ich Euch meinen Empfang in derselben schildern!

Oft mochtet Ihr, wenn wir auf Berhils lieblichen Hügeln, oder in Feldlagern, in traulichen Gesprächen beisammen saßen, aus einzelnen Aeußerungen geschlossen haben: unsern Biedermann habe sein Lebenspfad wohl nicht immer durch Rosengefilde geführt. Und so

war's. Doch wenn dieses vormals der Fall war, so bin ich nun durch die Gegenwart reichlich entschädigt.

Wie lacht' am Abend nach dem Sturm
Die Sonne nun so schön!

Je näher ich der Heimath kam, je öfter wurden denn doch meine Träumereien von so manchem Wenn und Aber, durch unwillkührliche Rückerinnerungen aus der Vergangenheit, auf Augenblicke trübend gestört.

So langte ich in Schaffhausen an. So sehr es mich indessen nach Hause trieb, so konnte ich doch nicht anders, als, den Wünschen meiner Reisegefährten entsprechend und meine Ungeduld zügelnd, noch einen Tag dem Besuch der Umgegend, der besonders dem Rheinfall galt, zu opfern. La Roche, der eine meiner Reisegefährten, betrat da den vaterländischen Boden nach einer 17jährigen Abwesenheit wieder, während welcher er abwechselnd in Ostindien, Malta, England und mit uns in den Feldlagern gelebt hatte, und stets ohne Nachrichten von Hause geblieben war. Meuron, der andere, in Ostindien geboren und in Feldlagern aufgewachsen, reiste der Heimath, die er nur aus frühern Erzählungen seines Vaters kannte, der ihm dorthin vorausgeeilt war, entgegen; nur noch wenige Stunden war unser Weg der nämliche. Am Rheinfall hielten wir unser Abschiedsmahl und gelobten uns gegenseitig, der Freundschaft, die uns während unsers Kriegerlebens miteinander verbunden hatte, auch ferner eingedenk zu bleiben. So war der Morgen verflossen. Wir eilten zum Mittagsmahl, das wir beim Wirth in's nahe Buchenwäldchen zu bringen bestellt hatten. Denkt Euch

meine Ueberraschung, wie ich da eine andere Gesellschaft erblickte, die ebenfalls in gleicher Absicht dahin gekommen war. — Es waren Jugendfreunde von mir, die aus einigen Aeußerungen meines letzten, von Bösenhausen aus geschriebenen Briefes, die Zeit meiner Ankunft im Vaterlande berechnet, und mir diese Ueberraschung bereitet hatten.

In einem sogenannten Familienwagen fuhren wir dann alle zusammen meinem Geburtsorte zu. Meine Wenn und Aber, die ich, wie noch so manche Frage meinen Lebenstraum betreffend, in unsere freundschaftliche Unterhaltung einfließen ließ, wurde nur mit geheimnißvollem Lächeln beantwortet.

Der erste Tag nach dieser äußerst ermüdenden, Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzten Reise, war Besuchen gewidmet. Früh am Morgen des zweiten Tages waren schon wieder ein Paar Freunde da, mich zu einem Ausflug in die Nachbarschaft abzuholen. Wohin es eigentlich gehen sollte, wurde mir nicht gesagt. Wir bestiegen die Gäule, und — o nein, wer in der Schweiz mit Genuß reisen will, muß zu Fuße reisen. Wir wanderten einer Gegend zu, die mich immer vorzüglich angezogen hatte. Nach einem Spaziergang von sechs Stunden über Berg und Thal waren wir hungrig geworden. Der Magen will doch auch seinen Theil haben, bemerkte einer meiner Gesellschafter, er möchte sonst auf die Füße, die nicht zu kurz gekommen sind, eifersüchtig werden. Zwar ist hier kein Wirthshaus in der Nähe; allein in jenem Häuschen dort wohnt ein Bekannter von mir, ein alter munterer Geselle, den wollen wir mit unserm Besuch überraschen. Wir

werden uns zwar mit Wein, Brod und Käse behelfen müßen, doch denke ich, auch das wird munden, und ist ja ohnehin unser zurückgekehrte Beduiene solcher Mahlzeiten gewohnt. Herzlich wurden wir empfangen, und scherzend holte uns der fröhliche Geselle einige Flaschen Wein zum Willkomm herbei. Ihr müßt euch jetzt schon noch ein Bischen gedulden, sagt er dann, bis mein Hausmütterchen die Suppe wird gekocht haben. In einer Viertelstunde kam das muntere Weibchen uns zur Suppe zu rufen, die in der geräumigen Gartenlaube unser warte. Statt der angekündigten Suppe fanden wir da eine wie durch Zauberei herbeigeschaffte Mahlzeit. Mir ahnte ein Scherz. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so traten noch ein Paar Menschen in die Laube. Es waren solche, die ich nie hier zu treffen gewünscht hätte. Ehe ich aber Zeit hatte, mein Befremden zu äußern, kamen sie auf mich zu. Vergeben und Vergessen, sprachen sie, laßt uns alles, was uns entzweite. Laßt uns hier unsere Versöhnung feiern; sei uns willkomm in Biedermannsruh! — —

Meine geheimsten Wünsche errathend, hatten sie, meine gewesenen Feinde, um aufs zartsinnigste ihr Unrecht gut zu machen, diesen lieblichen Maierhof gekauft, und zum Ersatz früher mir zugefügten Schadens bestimmt.

Das beschreibe nun, wer's vermag.

Nun bin ich hier an einem Ort eingehauset, der gewiß der angenehmste ist, den ich mir nur zu einem Aufenthalt nach meinem Geschmack und meinen Bedürfnissen hätte auswählen können!

Noch ist, bis ich mir eine Lebensgefährtin werde gefunden haben — denn es ist ja nicht gut, daß der

Mensch allein sei, — das alte muntere Pärchen, die frühern Verwalter des Gütchens, zur Führung meines Hauswesens da geblieben. Wir arbeiten und leben hier recht eigentlich wie die Bauern; Brod, Milch und Gartenfrüchte sind unsere Nahrung. Früh gehen wir zu Bette, mit der Sonne stehen wir auf. Des Abends kommen wir mit unsern Nachbarn, ein Paar allerliebsten Familien, auf einem unvergleichlichen Ruheplätzchen im Schatten einiger Eichen, am Ufer des hier nur zehn Minuten breiten Sees, Uster gegenüber, zusammen, lesen da, oder ich erzähle von meinen Reisen und Feldzügen. Die Aussicht auf allen Punkten meines Gütchens ist entzückend schön: im Vorgrund der See und das jenseitige Hügelgelände, dann erhebt sich der fruchtbare Allmann, und hinter diesem die Hochgebirge von Appenzell, Glarus und Uri. Sonne und Mond haben wir von ihrem Aufgang, bis sie wieder untergehen. Nachbar Müller singt sehr schön, seine Frau spielt Klavier, und singt, so wie ihre drei Töchter, nicht minder gut, so daß es uns auch an Musik nicht fehlt; auch ein Schiffchen haben wir, das wir oft zu gemeinschaftlichen Lustfahrten benutzen, und zu meinem großen Vergnügen liegt meine Wohnung eine halbe Viertelstunde vom Dorfe entfernt, und nur ein Fußpfad führt von dort zu ihr hin.

Des Sonntags dann, wenn das Geläute aller Dörfer rings um den See ihre Bewohner zum Gottesdienst in ihre gemauerten Kirchen ruft, so fahr ich allein in unserm Kahn auf den See, und danke Gott im großen Tempel der Natur für die mir verliehene, so lange entbehrte Ruhe und Frieden. Ist dann

das Wetter schön, so kommen unsere Bekannten aus dem nahen Zürich an Sonntagen sich von den Arbeiten der Woche in unserm kleinen Eden zu erholen, und so erfahren wir dann auch, was da draussen in der Welt vorfällt, von der wir sonst in ziemlicher Abgeschiedenheit leben.

An das jenseitige Seeufer lockt uns oft ein Buchenhain, wie so manche die lieblichern Gegenden Eures Vaterlandes zieren; durch denselben fließt ein klarer fischreicher Bach, der Abfluß des Pfeffikersees; Fische und Krebse liefert er uns im Ueberfluß, auch baden wir uns oft in demselben. Ein artiger Fußsteig führt uns durch den schönen Obstbaumwald ins hübsche Dorf Uster, dessen alte Burg wir besteigen, um an den ausgedehnten Fernsichten über einen so lieblichen und gut bebauten Theil des Kantons Zürich uns zu ergötzen. Von da wandeln wir wieder nach dem Ufer des Greifensees und diesem entlang nach Greifensee einer der anmuthigsten Ortschaften des Kantons, aber traurige Erinnerungen weckend aus den Zeiten, da die Eidsgenossen sich feindselig gegenüberstanden. Brüder gegen Brüder, das ist traurig! O wie leicht wäre es, entzweite Brüderherzen wieder zu versöhnen, bewöge nicht zu oft falsche Schaam den Beleidiger, die ihm dargebotene Friedenshand des zur Versöhnung geneigten Beleidigten zurückzuweisen — so den ewigen Krieg mit Einbuße des innern Friedens unterhaltend! Wie leicht könnte die Menschenfamilie, eine Heerde des einen Hirten sein! Das erfuhr ich ja erst kürzlich auf eine so rührende, allen vorigen

Groll und Feindschaft in ewige Vergessenheit begrabende Weise.

Zu uns komme dein Reich!

Sind unsere landwirthschaftlichen Arbeiten nicht so dringend, so folge ich oft dem durch lange Gewohnheit zur Natur gewordenen Zugvogeltrieb, ergreife meinen Wanderstab und durchstreife einstweilen nur die nächsten Umgebungen, die lieblichen Ufer des Zürchersees, die Gegend von Wald und Pfeffikon, besteige den Allman und das Hörnli, und entwerfe da hundert Plane, bei deren Ausführung nur die Wahl, welchem vorerst den Vorzug zu geben, mich in Verlegenheit setzt.

Meine Wohnung steht in einem Kranz von Linden, so majestätisch, wie sie kaum sonst irgendwo zu finden sein möchten. Daß da in der Nähe meine Bienenkörbe in guter Anzahl aufgestellt sind, habt Ihr schon längst errathen. Und wenn unser Biedermann noch der alte ist, so darf bei seinem Gütchen der Weinberg auch nicht fehlen, werdet Ihr denken. Ja, liebe Freunde! und Brod aus selbst gepflanztem Korn und selbst geschnittenen Garben, Milch, die, ach! eben noch nicht mein Hausweib gemolken, Obst von meinen eigenen Bäumen, Wein den ich gekeltert, Honig von meinen Bienen und eigene Butter — dieß alles werde ich im Ueberfluß haben. Aber wenn es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, so ist es auch nicht minder wahr, nur der Genuß, welchen man mit Freunden theilen kann, ist wahrer Genuß; Ihr kennt ja Euern Freund, und wißt, wie viel sich seine Zufriedenheit durch Euere Theilnahme vermehren müßte. Dieß denke ich immer und immer lebhafter,

und arbeite darum stets so emsig an meiner Hobelbank, Euch Sitze zu rüsten, dort unter jene Wallnußbäume am Ufer des See's. Da wollen wir uns nach vollbrachter Tagesarbeit hinsetzen — denn arbeiten müßt Ihr mir helfen, sonst schmeckt ja die Ruhe nicht — und vom gegenwärtigen Glück und den mit einander verlebten Tagen unterhalten. Vielleicht gelingt's mir, einigen von Euch das Schweizerheimweh noch anzuplaudern, und so wohl gar noch der Stifter einer Colonie zu werden.

Ja, wer erst ein reicher Lord oder General wäre, der könnte sich schon solche Gedanken beifallen lassen, werdet Ihr denken; aber da irrt Ihr Euch gewaltig. Ihr kennt mein Vaterland nur aus Büchern, aus Erzählungen und Reisebeschreibungen reicher Engländer. Diese wollen überall Ihr old England conterfeien, und das kostet, zumal in dem Theil der Schweiz, den sie zu ihrem Aufenthalt zu wählen pflegen, viel Geld. Nein, hieher müßt Ihr nicht mit solchen Grillen kommen. Hier werdet Ihr keine glänzende Palläste, umgeben von kunstreichen Anlagen, Parks, oder so was suchen; nein, ländliche Wohnungen, umgeben von nützlichen Obstbäumen; Felder, die wir selbst bepflanzen; Wiesen, die das Futter für unsere Kühe liefern; Weinberge, die wir selbst bebauen; dieß brauchen wir, und einfach muß unser Hausgeräthe sein. Bringt Ihr nur gesunde Arme und frohen Sinn mit, so hat's mit unserer Colonie keine Noth; sechs bis siebentausend Eurer Thaler sind hinreichend, Euch in Besitz von diesem allem zu setzen, das nöthige Vieh anzuschaffen, und Euere ganze Einrichtung zu vervollständigen, und wie viele sind nicht unter

Euch, die diese mäßige Summe sehr leicht daran wenden können.

Nicht ohne wichtige Gründe wünschte ich, daß euer Etliche sich im Ernst zu einer solchen Ansiedelung entschließen möchten. Seid Ihr nur erst einmal hier, so machen wir wie wahre Zugvögel unsere Ausflüge, und wer weiß ob nicht hie und da einer von diesen Zugvögeln im Netz einer hübschen Vogelstellerin hängen bleibt, durch Zufall versteht sich. Das könnte am Ende vielleicht gar noch eine Schule nöthig werden, denn solche Sachen hängen oft wunderlich zusammen. Brächte auch der eine oder andere seine nordische Doris mit; desto besser, das wäre schon ein hübscher Anfang zu unserm Friedheim, denn so würde ja wohl unser Dörfchen heißen. Wie froh wollten wir da zusammenleben; und wer würde wohl etwa nach ein Paar Jährchen Erzählungen aus unsern Feldzügen in langen Winterabenden von uns zu erschmeicheln suchen? Denn die Zeit bringt ja Rosen und — noch so mancherlei.

Seht, so erträume ich mir stets Freuden, bis sie zur Wirklichkeit werden.

Ihr erwartet jetzt wohl bald, wie ich's Euch verhieß, Briefe von mir, die Euch zur Theilnahme an meinem Glück einladen.

Ihr irrt! denn wie ich mit Salis schon oft

„Vieles wünschte sonst vergebens,
Und jetzt nur zum letztenmal,
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal,“ — so auch dießmal.

Ach! ich wünscht' es vergebens; mein Euch geschildertes Glück war leider nur ein Traum; über das schmerz-

liche Erwachen lasse ich den Vorhang fallen. Ich muß nun meine Wanderungen von neuem, und einsam, fortsetzen. Vergönnt mir, bis die Vorsehung diesen Wanderungen ein Ziel zu setzen für gut finden mag, Euch zu meiner Erholung deren Ausbeute an Lebenserfahrungen mitzutheilen.

Der wandernde Biedermann.

Da die im Vorbericht angeführten Ursachen mir bei der Rückkehr ins Vaterland die Ausführung meines Planes, auf einem eignen Gütchen als Landwirth zu leben, unmöglich machten, Prozeß-Erzählungen aber eine schlechte Unterhaltung sind, so fange ich die Geschichte meiner Lebenserfahrungen im eignen Vaterlande damit an, euch aus einem wiederaufgefundenen frühern Tagebuch ein Paar Bruchstücke aus unserer an wichtigen Ereignissen so überreichen Revolutionszeit mitzutheilen.

Beim Ausbruch der helvetischen Staatsumwälzung war ich noch zu jung, um selbst schon thätigen Antheil daran nehmen zu können, und verlebte dann auch die ersten Jahre derselben im Auslande; daher müßt ihr euch mit dem kurzen Gemälde des Wenigen begnügen, das euch ein junger Brausekopf davon machen kann, der dabei, wenn auch in einer sehr untergeordneten Stellung, mitthätig war, den wärmsten Antheil an den politischen Schicksalen seines Vaterlandes nahm, und bei Befolgung dessen, was nach seiner innigsten Ueberzeugung zum Wohl seines Vaterlandes dienen mußte, unbekümmert um die etwaige nachtheilige oder vortheilhafte Rückwirkung auf sein eignes künftiges Schicksal als Staatsbürger, sich einzig vom rüsichtlosesten Eifer leiten ließ.

Zschokkes Schweizergeschichte, welche auch den lange verschleiert gehaltenen Theil unserer Vaterlands-Geschichte, die sogenannte gute alte Zeit des 17ten und 18ten Jahrhunderts, ans Licht zog, und die von einem andern geistvollen wahren Schweizer herausgegebene Zeitschrift, Helvetia, besonders das 3te Quartalheft des Jahrgangs 1827, zeigen uns die

Ursachen, welche nach und nach eine Staatsumwälzung vorbereiten und herbeiführen mußten, die dann auch, als noch äußere Umstände die ohnehin fast zeitige Saat der Vergangenheit völlig reiften, im Jahr 1798 erfolgte.

Das morsche Gebäude der alten schweizerischen Eidgenossenschaft stürzte zusammen, und mußte zusammenstürzen, weil es nicht mehr ganz auf der alten Grundlage, Gottesfurcht, Gerechtigkeit und brüderlicher Gleichheit ruhte.

Die Revolution war eine bittere und dabei kostbare Arznei; aber wohl uns, wenn sie dazu gedient hat, die frühere Gesundheit des Staatskörpers wieder herzustellen, und sie kann und wird es, wenn wir die vom Arzte vorgeschriebene Diät treu beobachten.

Der Aufstand gegen die helvetische Regierung,

oder

die Insurrection im Jahr 1802.

Die von der Notabeln-Versammlung im Frühling 1802 entworfene Staatsverfassung ward dann den Bürgern Helvetiens zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt. Sie wurde, wie vom größten Theil meiner Kantonsmitbürger, auch von mir angenommen; aber mein eifrigster Wunsch blieb es dennoch, bei erster Gelegenheit das Joch der helvetischen Regierung abschütteln zu helfen. Diese Regierung war den Meisten deßwegen verhaßt, weil sie von einer fremden Macht war aufgedrungen worden, der sie nun in allem zu Willen leben mußte, um sich halten zu können. Wenn die neuentworfene Staatsverfassung auch nicht ganz den Wünschen der mit der helvetischen Regierung Unzufriedenen entsprach, so sahen sie dieselbe doch als einen Schritt zu etwas Besserm

an. Die ganz alte Regierungsform wurde in unserm Kanton nur von sehr wenigen wieder zurückgewünscht. Dieß erklärt allein die sonderbare Erscheinung, bei den im darauf folgenden Herbst ausgebrochenen Unruhen, eben diejenigen Bürger, welche die Verfassung angenommen hatten, zu ihrem Umsturz, die aber, welche sie verworfen hatten, nun für ihre Aufrechthaltung unter den Waffen zu sehen. Diese befürchteten nämlich, es möchte die neue Verfassung nur wieder der alten Aristokratie Platz machen, jenen aber war sie nicht schweizerisch genug. So war es in unserm Kanton größtentheils der Fall.

Im Anfang Juni fand die Unterzeichnung für Annahme oder Verwerfung der Verfassung Statt. Mit gespannter Erwartung sah man dem Ergebniß dieses Unterzeichnungs-Geschäftes in den kleinen Kantonen entgegen. Allgemein war die Freude unter allen der helvetischen Regierung Abgeneigten, als man durch die von den helvetischen Regierungsbehörden selbst bekannt gemachten Stimmregister erfuhr, daß in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell weitaus die überwiegende Mehrheit verwerfend unterzeichnet hatte. Dort wünschte man die ganz alten Verfassungen wieder, bei welchen man sich mehrere Jahrhunderte hindurch so glücklich gefühlt hatte.

Bekannt mit der Geschichte sowohl als mit dem Charakter dieser Gebirgsvölker, erblickte ich in diesem Benehmen den Vorboten einer nahen Empörung gegen die verhaßte helvetische Regierung; Freude und Hoffnung erfüllten die Gemüther aller Schweizerisch-Gesinnten.

Still und ruhig verhielt sich alles bis in den ersten Tagen des Augusts, da die Franzosen dann aus dem Lande gezogen waren. Da brach es los. Kaum ward bekannt, daß die drei Urkantone ihre alte Verfassung wieder angenommen und alle Verbindung mit der helvetischen Regierung abgebrochen

hatten, so zeigten sich in unserm Kanton Leute genug, die laut äußerten, man müße sich an die braven Ländler anschließen. Von Tag zu Tag wurde diese Stimmung allgemeiner. Auch ich blieb nicht müßiger Zuschauer. Die Bekannten in meinem Geburtsstädtchen ermunterte ich, und unter dem Landvolke suchte ich der Sache des Vaterlandes so viele Freunde als möglich zu verschaffen.

In der Mitte Augusts machte ich eine kleine Reise nach Schinznach, und traf daselbst eine Menge schweizerischgesinnter Züricher an, welche, unter dem Vorwand, ihre Bekannten im Bade zu besuchen, eigentlich zu einer Unterredung mit dem Bernerischen General von Erlach und mehrern andern gleichgesinnten Aargauern dahin gekommen waren. Da erfuhr ich nun von guter Hand, was im Schilde geführt wurde. Auf meiner Rückreise erhielt ich in Zürich die Erklärung der in Schwyz versammelten eidgenößischen Conferenz der drei Urkantone vom 14. August. Diese Schrift brachte ich sogleich bei meiner Nachhausekunft in die Steinerische Buchdruckerei, und vermochte deren Eigenthümer, Hr. Ziegler, mir davon 300 Abdrücke zu machen.

Am 28. August sollten 2 Eliten-Grenadierkompagnien in jedem Militär-Arondissement unsers Kantons ausgehoben werden, um, wie die Bürger, Statthalter und Miliz-Inspectoren vorgaben, die junge Mannschaft wieder etwas in den Waffen zu üben. Allein der eigentliche Beweggrund dieser so schleunigen und eifrigst betriebenen Aushebung der jungen Mannschaft war leicht zu errathen.

Samstags den 28. August erschien der Commandant unsers Arondissements, Bürger Othmar Wuhrmann von Wiesendangen, im Begleit einiger bekannten eifrigen Anhänger der helvetischen Regierung, im Wirthshaus zum Adler in Winterthur, um das Aushebungsgeschäft vorzunehmen. Sie fanden aber schon bei den Eliten einiger Landgemeinden mehr

Widerspänstigkeit, als sie erwartet hatten; die Eliten der Gemeinde Winterthur erklärten dem Commandanten ganz unverholen, daß sie sich nicht unter seine Milizen würden einschreiben und noch viel weniger gegen ihre Brüder in den Urkantonen brauchen lassen.

Während nun meine unverheuratheten Freunde durch ihr Beispiel zur Widersetzlichkeit aufmunterten, vertheilte ich auf den Straßen an die noch schwankenden übrigen Eliten viele Exemplare jener dreiörtischen Erklärung vom 14. August, (Siehe Beilage A.), welche ihnen über den Zweck dieser kriegerischen Rüstungen vollends die Augen öffnete. Elias Rietter schickte solche Erklärungen in Menge in die benachbarten Dörfer. So verfloß der Tag, ohne daß der Commandant Wuhrmann viel hatte zu Stand bringen können. Am nämlichen Tage legte er noch gegen A. Forrer, F. Ernst, beide Färber, und den Zimmermann H. Rietter, die sich am heftigsten widersetzt hatten, beim General-Inspektor Heidegger in Zürich Klage ein.

Wir machten indessen hundert Pläne, wie wir ernstlich gegen Wuhrmann und seine Gehülfen zu Werk gehen sollten, um so den Ausbruch der Empörung zu beschleunigen. Allein bei reiferm Nachdenken fanden wir unsere Entwürfe selbst zu unbesonnen, und beschloßen daher erst von Zürich Verhaltungsvorschrift einzuholen. Schullehrer H***** gab uns Empfehlungen an Männer, die thätigen Antheil an der Sache nahmen, und theilte uns das Erkennungszeichen der verbündeten Schweizerisch-Gesinnten mit.

Schon hatte Glarus sich von der helvetischen Central-Regierung losgesagt und mit den 3 Urkantonen verbrüdert; auch Appenzell A. Rh. beschloß auf einer am 30. August zu Trogen abgehaltenen Landsgemeinde ein Gleiches. Nicht nur wurde vom zahlreich versammelten Volk die Wiederherstellung der alten Verfassung einmüthig beschlossen, sondern in ächt

hatten, so zeigten sich in unserm Kanton Leute genug, die laut äußerten, man müße sich an die braven Ländler anschließen. Von Tag zu Tag wurde diese Stimmung allgemeiner. Auch ich blieb nicht müßiger Zuschauer. Die Bekannten in meinem Geburtsstädtchen ermunterte ich, und unter dem Landvolke suchte ich der Sache des Vaterlandes so viele Freunde als möglich zu verschaffen.

In der Mitte Augusts machte ich eine kleine Reise nach Schinznach, und traf daselbst eine Menge schweizerischgesinnter Züricher an, welche, unter dem Vorwand, ihre Bekannten im Bade zu besuchen, eigentlich zu einer Unterredung mit dem Bernerischen General von Erlach und mehrern andern gleichgesinnten Aargauern dahin gekommen waren. Da erfuhr ich nun von guter Hand, was im Schilde geführt wurde. Auf meiner Rückreise erhielt ich in Zürich die Erklärung der in Schwyz versammelten eidgenößischen Conferenz der drei Urkantone vom 14. August. Diese Schrift brachte ich sogleich bei meiner Nachhausekunft in die Steinerische Buchdruckerei, und vermochte deren Eigenthümer, Hr. Ziegler, mir davon 300 Abdrücke zu machen.

Am 28. August sollten 2 Eliten-Grenadierkompagnien in jedem Militär-Arondissement unsers Kantons ausgehoben werden, um, wie die Bürger, Statthalter und Miliz-Inspectoren vorgaben, die junge Mannschaft wieder etwas in den Waffen zu üben. Allein der eigentliche Beweggrund dieser so schleunigen und eifrigst betriebenen Aushebung der jungen Mannschaft war leicht zu errathen.

Samstags den 28. August erschien der Commandant unsers Arondissements, Bürger Othmar Wuhrmann von Wiesendangen, im Begleit einiger bekannten eifrigen Anhänger der helvetischen Regierung, im Wirthshaus zum Adler in Winterthur, um das Aushebungsgeschäft vorzunehmen. Sie fanden aber schon bei den Eliten einiger Landgemeinden mehr

Widerspänstigkeit, als sie erwartet hatten; die Eliten der Gemeinde Winterthur erklärten dem Commandanten ganz unverholen, daß sie sich nicht unter seine Milizen würden einschreiben und noch viel weniger gegen ihre Brüder in den Urkantonen brauchen lassen.

Während nun meine unverheuratheten Freunde durch ihr Beispiel zur Widersetzlichkeit aufmunterten, vertheilte ich auf den Straßen an die noch schwankenden übrigen Eliten viele Exemplare jener dreiörtischen Erklärung vom 14. August, (Siehe Beilage A.), welche ihnen über den Zweck dieser kriegerischen Rüstungen vollends die Augen öffnete. Elias Rietter schickte solche Erklärungen in Menge in die benachbarten Dörfer. So verfloß der Tag, ohne daß der Commandant Wuhrmann viel hatte zu Stand bringen können. Am nämlichen Tage legte er noch gegen A. Forrer, F. Ernst, beide Färber, und den Zimmermann H. Rietter, die sich am heftigsten widersetzt hatten, beim General-Inspektor Heidegger in Zürich Klage ein.

Wir machten indessen hundert Pläne, wie wir ernstlich gegen Wuhrmann und seine Gehülfen zu Werk gehen sollten, um so den Ausbruch der Empörung zu beschleunigen. Allein bei reiferm Nachdenken fanden wir unsere Entwürfe selbst zu unbesonnen, und beschloßen daher erst von Zürich Verhaltungsvorschrift einzuholen. Schullehrer H***** gab uns Empfehlungen an Männer, die thätigen Antheil an der Sache nahmen, und theilte uns das Erkennungszeichen der verbündeten Schweizerisch-Gesinnten mit.

Schon hatte Glarus sich von der helvetischen Central-Regierung losgesagt und mit den 3 Urkantonen verbrüdert; auch Appenzell A. Rh. beschloß auf einer am 30. August zu Trogen abgehaltenen Landsgemeinde ein Gleiches. Nicht nur wurde vom zahlreich versammelten Volk die Wiederherstellung der alten Verfassung einmüthig beschlossen, sondern in ächt

schweizerischem Geist, feierlichst erklärt: es sollen bei der neu einzuführenden Staatsverfassung der Eidgenossenschaft, die vormals bevogteten Lande nie mehr als solche betrachtet, sondern als Brüder und Bundesgenossen in dieselbe aufgenommen werden. (S. Beilage B.) Diese Beschlüsse wurden dann der helvetischen Regierung in einer gemeinschaftlich mit Appenzell I. Rh. abgefaßten Erklärung dat. Trogen, 4. Sept. 1802, angezeigt.

Am 31. August ging ich mit einem Freund E. R***** nach Zürich, wo wir den Rath erhielten, sehr behutsam zu Werke zu gehen, vor der Hand nur die Schweizerisch-Gesinnten auf der Landschaft zu ermuntern, uns einen Vorrath von Waffen und Schießbedarf zu sammeln, und den rechten Zeitpunkt zum Losbrechen, mit Geduld abzuwarten; denn ungefähr binnen 10 Tagen werde der helvetischen Regierung der Gehorsam aufgesagt werden, und es liege viel daran, daß nicht vorher etwas Unruhiges vorfalle, wodurch vielleicht der ganze Plan vereitelt werden könnte. Am gleichen Tag erfuhren wir, daß an der Rengg (am Pilatusberg) zwischen den Eidgenößischen und den Helvetiern zum entschiedenen Vortheil der Erstern ein Gefecht statt gefunden hatte. Diese Nachricht erfüllte Zürich mit Freude, die man fast nur zu laut äußerte.

Acht Tage verfloßen mit Zurüstungen, und mit Sehnsucht erwarteten wir Bericht von Zürich. Die Zeit wollte uns bald zu lange werden. Zudem ließen uns verschiedene Verordnungen der helvetischen Behörden, besonders der vom Unter-Statthalter an alle Pulverhändler erlassene Befehl, ein Verzeichniß ihrer Vorräthe einzugeben und durchaus kein Pulver mehr zu verkaufen, schließen, man möchte uns auf die Spur gekommen sein.

Am 8. Sept. Nachmittags entschloß ich mich, um Nachrichten und Verhaltungsbefehle zu holen, nach Zürich zu rei-

ten: Schon im Baßerstorf erfuhr ich, daß die Helvetier vor der Stadt lägen, die Züricher aber sich weigerten, ihnen die Thore zu öffnen. Bestimmteres konnte ich da nicht erfahren, und eilte daher, um Zürich noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Um 5 Uhr kam ich daselbst an, und begab mich sogleich nach dem Gasthofe zum Storchen, wo ich, wie man mir versichert hatte, eine Versammlung Schweizerisch-Gesinnter anzutreffen hoffte. Allein man schien mir dort wegen meiner fremdaussehenden Reitkleidung nicht recht zu trauen, und war sehr zurückhaltend gegen mich, deßwegen begab ich mich nach der Sihlporte, um den Landvogt Schweizer aufzusuchen. Sogleich umringten mich die dort wachhaltenden jungen Züricher, und wäre nicht ein Bekannter von mir darunter gewesen, ich hätte nach der Hauptwache wandern müßen. Endlich fand ich den Landvogt Schweizer auf, und dieser führte mich dann überall auf den Wällen herum, zeigte mir das feindliche Lager und die zur Vertheidigung der Stadt getroffenen Anstalten; dann machte ich noch einige Patrouillen mit, und ritt, mit dem Auftrag, die Schweizerisch-Gesinnten in Winterthur und der Umgegend aufzumahnen, nach Mitternacht wieder aus Zürich weg.

Am Abend des 9ten versammelten sich in meiner Wohnung etwa 20 gleichgesinnte bewaffnete Mitbürger; an junge Leute aus den Dörfern Wölflingen und Neftenbach wurde Geld und Schießbedarf ausgetheilt, und sie angewiesen, nach Zürich zu ziehen; was sie auch bald befolgten, dabei aber den Helvetischen in die Hände geriethen, mehrere wurden verwundet, den übrigen gelang es, sich theils nach Zürich, theils zu den auf der Burg (Regensperg) sich sammelnden Schweizerisch-Gesinnten oder Eidgenößischen durchzuschlagen.

In dieser Nacht wurde Zürich von den Helvetiern, die bei der Brandschenke Batterien aufgeworfen hatten, mit glühen-

den Kugeln und Haubizgranaten beschossen; jedoch ohne bedeutenden Erfolg.

Am 10ten besetzte Wuhrmann mit seinen Leuten das Dorf Töß. Bei Anbruch der Nacht kam in Winterthur ein Abgeordneter (Irminger) aus Zürich an, der Hülfe für diese bedrängte Stadt begehrte. Die größtentheils helvetisch-gesinnte Municipalität ertheilte ihm einen ausweichenden Bescheid.

Am 11ten, eben wie die eidgenößisch-gesinnten Bürger von Winterthur sich versammelten, um die Municipalität zu einem für Zürich günstigen Schluß zu zwingen, rückte auf einmal, wahrscheinlich von dieser Behörde herbeigerufen, eine starke Abtheilung helvetisch-gesinnter bewaffneter Landleute ein, besetzte die Thore, und forderte beträchtliche Lieferungen von Lebensmitteln und Schießbedarf. Sogleich wurde ihnen entsprochen. Auch sollten nun die eifrigsten der Eidgenößischen verhaftet werden. Ich erhielt einen warnenden Wink, verkleidete mich, und ging so unerkannt mit dem Dragoner selbst, welcher der Thorwache den Befehl bringen mußte, bis zum Thor, und schlich mich mitten durch die helvetischen Posten, entkam glücklich über die Grenze und ins Toggenburg zum Appellationsrath Kuhn in Oberutzweil, von wo aus ich fortfuhr, die schon früher versandten dreiörtischen Erklärungen zu verbreiten.

Am 12ten und 13ten traf ich mit 2 andern ebenfalls geflüchteten Mitbürgern in Lichtensteig zusammen. Wir begaben uns nun nach Wyl, und hielten uns abwechselnd daselbst und in Büren und Münchweil auf. Nachdem wir Geld von Hause erhalten hatten und zugleich die Nachricht von einer zweiten Beschießung der Stadt Zürich in der Nacht vom 12ten, und einem für die Unsrigen sehr nachtheilig ausgefallenen Gefecht bei Rümlang, so beschloßen wir, einen Versuch zu machen, um über Schaffhausen zu den Eidgenößi-

schen zu kommen. Eben wie wir im Begriff waren, abzureisen, erschien unser, länger als gewohnt, ausgebliebene Bote, welcher uns jeden Tag Nachrichten aus der Gegend von Winterthur gebracht hatte, und theilte uns nun diejenige von der zwischen Zürich und den sie belagernden Helvetiern geschloßenen Uebereinkunft mit, nach welcher letztern einen freien Abzug bewilligt wurde. Wir eilten nun nach Winterthur, wo wir uns bei der Municipalität als Freiwillige zum Dienst meldeten. Ungern nahm diese, sich nun ihrer Seits in der Klemme befindliche Behörde, unser Anerbieten an, und übergab uns die Bewachung des obern Stadtthors. Am 18. Februar, da in W*** nichts mehr zu thun war, ging ich nach Zürich, und ließ mich unter die freiwilligen Dragoner einschreiben.

Unterm 15. Sept. erließ der bernerische General von Erlach aus seinem Hauptquartier Aarau an das früher schon aufgeregte Aargauer Volk ein Manifest, worin er solches zur Theilnahme am Aufstand gegen die helvetische Regierung und Ergreifung der Waffen zur Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft und nicht ohne guten Erfolg aufforderte. Bern wurde dann durch das in Folge dieser Aufforderung gesammelte Heer zur Uebergabe, und die helvetische Regierung zum Rückzug nach Lausanne genöthigt.

Am 18. Sept. erließ Aloys Reding Namens der in Schwyz versammelten Abgeordneten der 5 demokratischen Stände, einen an die Bewohner der vormals aristokratischen Stände sowohl, als der ehemaligen bevogteten Landschaften gerichteten Aufruf, in welchem sie diesen ihren festen Entschluß, das Gesammtvaterland vom Joch der helvetischen Regierung befreien zu wollen, anzeigten, und sie zur Theilnahme aufforderten, zugleich aber auch darin den aristokratischen Ständen erklärten, daß die Bewohner der vormaligen Unterthanenlande nun als Brüder mit gleichen Rechten in den neuen Schweizer-

bund sollen aufgenommen, und dieses Versprechen durch die feierlichste Zusage der aristokratischen Stände müße bekräftigt werden. Dann luden sie diese insgesamt zur schleunigen Absendung bevollmächtigter Gesandtschaften nach Schwyz ein, wie auch zu ungesäumter Ausrüstung verhältnißmäßiger Contingente zur Bildung eines Heeres von vorläufig 20,000 Mann.

Am 19ten wohnte die ganze Besatzung einem feierlichen Gottesdienst in der Fraumünster-Kirche bei, welcher statt des durch die Beschießung gestörten Bettags abgehalten wurde.

Am 20ten wurde Obrist-Wachtmeister Holzhalb zum Befehlshaber in Winterthur ernannt, und ich angewiesen, bei ihm Dienst zu thun.

Am 23. Sept. wurden bei Burgdorf 800 Mann vom helvetischen Heere auf hinterlistige Weise vom General Auf der Mauer zu Kriegsgefangenen gemacht.

Am 26ten erhielt Obrist-Wachtmeister H** die Nachricht von einer Zusammenkunft der eifrigsten Helvetisch-Gesinnten zu Ohringen. Er ritt mit einer Abtheilung Dragoner hin, und es wurden wirklich einige der Helvetischen erwischt, und in der Nacht nach Zürich abgeführt. Eine ähnliche Aufhebung mißlang am 27ten in Seen, weil wir waren verrathen worden.

An diesem Tag wurde die eidgenößische Tagsatzung in Schwyz von Aloys Reding mit einer Rede feierlich eröffnet, und General Bachmann zum Oberbefehlshaber des eidgenößischen Heeres ernannt.

Am 1. October wurde die Anzeige gemacht, es befinde sich in einem bezeichneten Haus zu Töß ein von den Helvetischen versteckter Vorrath von Pulver. Am Abend fingen wir denselben glücklich weg, und brachten ihn nach Winterthur.

Am 2ten erhielt Obrist-Wachtmeister H*** ein Schreiben zur Weiterbeförderung nach Schwyz, das ich gleich zu be-

sorgen übernahm, denselben Nachmittag ritt ich noch bis Rothenthurm, und übergab es am 3ten in aller Früh in Schwyz an Behörde ab. Nach Uebergang dieses Briefes mußte ich sogleich in die eidgenößische Kanzlei und daselbst Abschriften einer an alle Kantone gerichteten Erklärung machen. Am folgenden Tag, äußerte der Landammann Aloys Reding, indem er mir ein Rückschreiben nach Zürich übergab, er wünschte wohl zum Dienst der Tagsatzung einige so gut berittene Ordonnanzen; ich versprach bald wieder im Begleit einer Anzahl dergleichen zurück zu kehren. Auf der Rückreise traf ich in Zürich mit meinem Freunde G. M. Steiner zusammen, erwähnte gegen ihn meines in Schwyz gemachten Versprechens. Da forderten wir am 6. October gemeinschaftlich unsere Mitbürger auf, das in uns gesetzte Vertrauen zu ehren und zum Dienst der eidgenößischen Tagsatzung mit nach Schwyz zu ziehen. Nun meldeten sich noch außer uns beiden noch 12 unserer Mitbürger.

Am 5. Oktober nahm General Auf-der-Mauer die Stadt Freiburg durch List ein; dann wurden die Truppen der helvetischen Regierungen in einem Treffen beim Pfauenholz, ohnweit Murten, von den eidgenößischen gänzlich geschlagen und zum Rückzuge genöthigt.

Am 6ten zogen unsere freiwilligen Winterthurer Scharfschützen nach Zürich.

Auf den 8ten früh war unsere Abreise nach Schwyz festgesetzt. Abends spät, am 7ten, langte aber Buonaparte's drohende Erklärung an, in welcher er die Schweizer aller Partheien aufforderte, die Waffen niederzulegen. Nun wankten einige, jedoch siegte bald der bessere Sinn, und unser sieben reisten als erste Abtheilung nach Schwyz, wo wir uns früh am 9ten beim Zürcherschen Abgesandten Hirzel meldeten, der uns dem Landammann Aloys Reding vorstellte, welcher uns dann auch noch näher mit der drohenden Auf-

forderung des französischen Konsuls, zugleich aber auch mit dem hochherzigen Beschluß der eidgenößischen Tagsatzung (Siehe Beilage C) bekannt machte, und dann seine besondere Zufriedenheit bezeugte, daß wir bei den so schwierig gewordenen Umständen dennoch gekommen seien. Unser Anführer erwiederte im Namen aller, daß wir nicht Buonaparte's Befehl, stets aber dem Ruf der eidgenößischen Tagsatzung zu folgen bereit sein würden.

Wir wurden nun nach Küßnacht, Art und Schwyz verlegt. Unser Dienst war äußerst anstrengend, wir hätten aber mit Freuden noch weit mehr gethan. Während unsers ganzen Aufenthalts in jenen Gegenden wurde uns in Schwyz selbst, so wie in Art und Küßnacht, von den Einwohnern alle nur erdenkliche Freundschaft erwiesen. So oft wir durch Goldau und Busigen (zwei beim Bergsturz des 2. Septembers 1806 ganz verschüttete Dörfer) ritten, so eilten die Landleute herbei, boten uns Kirschenwasser und allerlei andere Erfrischungen an, öffneten uns zu jeder Tageszeit unaufgefordert die Gatter, welche des weidenden Viehes wegen in den Matten, durch die der Weg führte, so häufig angebracht waren. Wir mußten ordentlich Sorge tragen, daß unsere Pferde nicht zu Tode gefüttert würden, auch durfte keiner von uns sein Pferd selbst besorgen.

Am 19. Oktober rückten die übrigen sieben freiwilligen Reiter von W. zu unserer Ablösung in Schwyz ein, und ungern schieden wir von den so treuherzigen Menschen. Am 20ten kehrten wir, mit einem trefflichen Belobungsschreiben der eidgenößischen Tagsatzung versehen, nach Hause. Unsere Rast war aber nicht von langer Dauer.

Am 22ten zeigte mir Obrist-Wachtmeister Holzhalb an, daß er den Befehl erhalten habe, einen Zug nach Bauma zu machen, um die dortigen helvetisch-gesinnten Einwohner zu entwaffnen, und er erwartete, daß, da ich alle seine

frühern Züge mitgemacht habe, ich ihn auch noch auf diesen begleiten, und meine Freunde ebenfalls dazu aufmuntern werde. Obgleich erst am 21ten Abends von Schwyz zurückgekommen, und von dem strengen Dienst äußerst ermüdet, nahm ich doch den Antrag mit Freuden an, und es gelang mir, von meinen Mitbürgern und der Umgegend acht andere Reiter und einige zwanzig Scharfschützen zu diesem Zug zu überreden.

Weit mehrere hatten sich am Abend des 22ten auch noch dazu anerboten; allein die in der Nacht noch angekommene Zürcher Freitagszeitung enthielt einige nicht undeutliche Winke von dem Heranrücken des französischen Heeres, und sogleich schmolz die Zahl der Freiwilligen auf die obgenannten zusammen.

Samstags am 23. Oktober, um 3 Uhr, erschien sogar einer der Freiwilligen ohne Waffen und mit dem furchterregenden Zeitungsblatte in der Hand auf unserm Sammelplatz vor der Sonne, und las die darin enthaltene Schreckenspost vor. Da er aber sah, daß dieses nicht den geringsten Eindruck auf uns übrigen machte, eilte er ganz beschämt nach Hause und fand sich hernach bewaffnet und muthig bei uns ein.

Da unser Befehlshaber sah, daß sich die Zahl der freiwilligen Mannschaft eher vermindern als vermehren wollte, und auch die einige zwanzig Dragoner, welche aus dem Bezirk Andelfingen hätten kommen sollen, gänzlich ausblieben, so beorderte er seine kleine Schaar zum Aufbruch.

Die Dragoner, nicht mehr als einige zwanzig, nebst etwa vierzig freiwilligen Scharfschützen, machten, unter Anführung Major Huber's, den Vortrab, dann folgte ein Bataillon Fußvolk, nicht volle fünfhundert Mann stark. So zogen wir still bis Wyla an der Töß. Daselbst wurde der Zweck des Zuges bekannt gemacht; jede Compagnie erhielt ihre Verhaltungsbefehle; ebenso die Scharfschützen und Reiter.

Während die Mannschaft frühstückte und die Pferde gefüt-

tert wurden, besuchte ich die ausgestellten Posten. Auf der Anhöhe beim Kirchhofe, von welcher man die ganze Gegend übersehen kann, war viel Volk zusammengelaufen, dieß wurde nun vertrieben, damit es die Anordnungen unsers Anführers nicht beobachten und dann verrathen möchte. Wir waren kaum einige Augenblicke auf unserm Posten, so bemerkten wir einen Burschen, der aus allen Kräften nach der Gegend von Bauma hineilte, da übergab ich sogleich meinen Posten einem andern, und sprengte dem Burschen nach, der, wie er sich entdeckt und verfolgt sah, auf einem Umweg wieder zurückkehrte. Das Vorgefallene zeigte ich unserm Anführer an, und alsobald wurde Befehl zum Aufbruch gegeben. Eine Abtheilung Dragoner, unter denen auch ich, erhielt den Auftrag, den am äußersten Ende der weitläufigen Dorfgemeinde im Schwendihof wohnhaften eifrig helvetisch-gesinnten Bürger Wolfensperger gefangen zu nehmen; drei andere Abtheilungen sollten uns auf den Fuß nachfolgen, die eine den Municipalitäts-Präsidenten Boshard, die zweite den Advokat Furrer im Rittweg und einen gewissen Kunz, alle drei äußerst eifrige nnd thätige Helvetier, aufheben; die dritte Abtheilung alle Zugänge zur Kirche besetzen, um die Einwohner am Sturmläuten zu hindern; zu beiden Seiten mußten die Scharfschützen streifen und so gut möglich mit uns vorrücken, um bei etwaigem Widerstand uns bis zur Ankunft des langsamer nachrückenden Bataillons unterstützen zu können. Unsere aus sechs Mann bestehende Abtheilung führte ein gewisser Rhyner von Wädenschweil an, der lange unter der preußischen Reiterei gedient hatte. Rasch sprengten wir der Schwendi zu. Allein Wolfensperger, dessen Wohnung auf einer kleinen Anhöhe liegt, mußte unser Herankommen bemerkt haben, und da er davon für sich nichts Gutes ahnte, so eilte er durch eine Hinterthür ins nahe Gehölz, wohin wir ihm nicht folgen konnten. Wir umzingelten nun

das Haus; Rhyner befahl vier Dragonern, an den Seiten desselben zu Pferde zu halten, auf alles ringsum vorgehende wohl Acht zu geben und beim Erscheinen bewaffneter oder unbewaffneter feindlicher Haufen die Pistolen loszuschießen. Wir beide untersuchten dann die Wohnung, und fanden außer einem Knecht noch einen der Söhne des Entwichenen, einen riesigen Burschen. Im obern Gemach lagen auf dem Tische einige Degen, die wir unsern Kammeraden zuwarfen. Währed das Haus so durchsucht wurde, liefen von Silisegg her ganze Schaaren Kinder auf das Haus zu, und beschimpften unsere Vedetten, worauf diese aber nicht achteten. Allein nach und nach folgten einzelne Männer, und dann erschienen ganze Schaaren mit Gabeln, Keulen und allerlei Geräthe bewaffnet. Bei diesem Anblick verloren zwei unserer Vedetten den Muth, und wollten, uneingedenkt des erhaltenen Befehls, den Reißaus nehmen, die beiden andern hielten sie aber noch so lange mit Drohungen auf, bis auch wir übrigen zwei aus dem Hause herauskamen und zu Pferde saßen. Vier waren der Meinung, wir sollten uns auf die hinter dem Haus befindliche große, baumleere und ebene Wiese zurückziehen, den Sohn des Hauses zu unserm eignen Schutz zurückbehalten, uns bis zur Ankunft der Scharfschützen so gut als möglich zu vertheidigen, und dann vereint mit diesen durch heftiges Schießen das Vorrücken des Bataillons zu beschleunigen suchen. Die Feinde aber, durch unser unentschloßenes Zaudern muthiger geworden, fiengen an uns mit Steinen zu werfen. Dieß gab unserer Berathung den Ausschlag. Die beiden Landdragoner ließen sich nun nicht länger zurückhalten, und machten sich im gestreckten Gallop auf den Rückweg. Dieß nöthigte uns den Gefangenen los zu geben und ebenfalls auf den Rückzug zu denken. Unsere Gegner, nun noch muthiger geworden, näherten sich mit großem Geschrei und begleiteten uns eine gute Strecke Weges mit einem

Steinhagel, durch den jedoch nur zwei von uns beschädigt wurden, da unsere Säbel und Pistolen die Gabeln- und Keulenträger noch in einiger Entfernung zu bleiben nöthigten. Ins Dorf Bauma zurückgekommen, fanden wir, statt der andern erwarteten Dragoner-Abtheilungen, die Straßen quer mit Balken versperrt, über die wir aber leicht wegsetzten, da niemand sich dabei befand, uns den Durchgang streitig zu machen. Noch mußten wir eine Viertelstunde weit zurückreiten, bevor wir die Dragoner und Scharfschützen antrafen. Diese hatten schon eine geraume Zeit auf Major Huber's Befehl halt gemacht. Kurz berichteten wir das Vorgefallene und ließen auch sogleich den Obrist-Wachtmeister Holzhalb davon in Kenntniß setzen, der dann das Bataillon schneller vorrücken machte. Als dieses herangekommen war, drangen Scharfschützen und Dragoner rasch wieder vor, das Bataillon, durch dieß Beispiel aufgemuntert, folgte schnell. Etwa hundert Schritte vor dem Dorfe machte der Zug halt, um die etwas verlorne Ordnung wieder herzustellen. Mit Ungestümm drang dann das Ganze ins Dorf; das versammelte Volk wurde auseinder gejagt, und außer ein Paar Quetschungen bei diesem Vorfall Niemand verwundet. Hierauf wurden siebenzig Mann zu Wolfensperger in Schwendi und fünfzig in das Haus des Präsidenten Boshards verlegt. Diese beiden Männer waren entwichen.

Ohne Verzug wurden nun die nöthigen Posten ausgestellt, und kleine Abtheilungen nach den äußern Höfen Hürnen und Wellnau der weitschichtigen Gemeinde entsendet. Die übrige Zeit des Tages wurde mit Untersuchung der Gegend zugebracht, und beständig Streifwachen abgeschickt; die der Dragoner gingen bis Bärentschweil. So war nun der Tag ruhig vorbeigegangen. Am Abend beim Verlesen wurde der Befehl ausgegeben, nach dem Zapfenstreich die Häuser, in die wir eingelagert waren, zu verlassen, und

uns marschfertig auf dem Kirchhof einzufinden, um da die Nacht auf Beiwacht zu verbleiben.

Dieser Befehl wurde ganz unvermuthet und ohne Anzeige des Beweggrundes ertheilt. Folgendes war aber die Veranlassung dazu. Auf einer der gemachten Streifwachen kam Quartiermeister S. Müller von Wülflingen auf einen ganz abgelegenen Hof, wo ihm vom Hauseigenthümer Erfrischungen vorgesetzt wurden; während er solche genoß, betrachtete ihn jener lange aufmerksam, und frägt ihn dann: ob er nicht vormals in holländischen Kriegsdiensten bei der und der Compagnie gestanden? Ja! Ob nicht sein Name S. Müller sei? Ja! Ob er sich nicht eines gewißen N. N. erinnere, welcher mit ihm unter dem nämlichen Hauptmann gestanden habe? Jetzt betrachtet Müller auch seinen Wirth aufmerksamer, und erkennt in demselben einen ehemaligen Waffengefährten. Beim Gläschen Wein feiern sie ihre ehemalige Kameradschaft, und werden ganz traulich. Wie endlich Müller im Begriff ist, wegzugehen, wird er von seinem Gastfreund noch bei Seite geführt, dieser eröffnet ihm nun zu seiner und seiner etwaigen guten Freunden Rettung, daß er ihm unmöglich verheimlichen könne, in welch großer Gefahr er schwebe, er möchte sich, und wenn er etwa noch gute Freunde habe, mit denselben diesen Abend noch retten. Müller drang in ihn, ihm den eigentlichen Grund dazu zu entdecken, indem er ja sonst sich nicht wohl entfernen dürfe. Lange wiederholte jener nur die unbestimmte Warnung. Endlich eröffnete er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß uns in der Nacht ein Ueberfall drohe. Schleunig kehrte Müller ins Dorf zurück, und theilte unserm Anführer die gemachte Entdeckung mit, welche dann jene Vorsichtsmaßregel anzuordnen für nöthig fand.

Bei der Abendmahlzeit bemerkten viele von unsern Leuten eine gewiße Aengstlichkeit an ihren Hauswirthen, die noch

auffallender wurde, als wir, dem erhaltenen Befehl zufolge, uns nach dem angewiesenen Sammelplatz begaben. Man wollte uns fast mit Gewalt zum Entkleiden und Schlafengehen nöthigten. Allein diese einsmalige Sorgfalt der bisher so unfreundlichen Leute kam uns allen, denen jene von S. Müller gemachte Entdeckung noch unbekannt war, mit Recht verdächtig vor, und veranlaßte unsern Anführer, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Um halb neun Uhr wurden unsere äußersten Vorposten von den Einwohnern angegriffen, und auf die Dragoner-Streifwache, welche von Schwendi her kam, ebenfalls geschossen. Sogleich wurde Lärm geschlagen, und gar bald war das Bataillon in Schlachtordnung; die Dragoner streiften gegen Wyden und Bärentschweil; die Scharfschützen-Posten rückten auf das verabredete Zeichen, von Hürnen und Wellnau näher ans Dorf. Nachdem wir etwa eine Stunde in Bereitschaft gestanden, legte sich der Lärm, und der Feind, welcher geglaubt hatte, uns überraschen zu können, zog sich nach einigem ganz erfolglosen Schießen wieder zurück. Wozu wohl auch beigetragen haben mochte, daß gleich bei entstandenem Lärm von uns absichtlich in Gegenwart der Hausgenossen des Präsidenten Boshard die Drohung ausgestoßen worden; daß wenn das Schießen nicht alsobald eingestellt würde, so sollte das Dorf in Brand gesteckt, und zwar der Anfang sogleich mit dem Boshard'schen Haus gemacht werden; dem Hausknecht wurde befohlen, eine Laterne und ein Bund Stroh herbeizubringen, damit die Sache ungesäumt könne ausgeführt werden. Anstatt aber das Verlangte herbeizubringen, entsprang der Knecht, wie wir es erwartet hatten, um wahrscheinlich seinen entwichenen Meister von der Drohung in Kenntniß zu setzen. Nicht lange hernach hörte das Schießen auf.

Die übrige Nacht verfloß ganz ruhig, außer daß unser

etliche Dragoner auf eigne Faust hin nach Schwendi ritten, dort ein Paar Maaß Kirschenwasser erpreßten, etwas arg im Haus herum lärmten, und dann ins Dorf zu den Wachtfeuern zurückkehrten, und unsere Kammeraden mit der Beute erquickten. Der in Schwendi eingelagerte Hauptmann Schultheß von Glattfelden meldete indessen den Unfug sogleich unserm Befehlshaber in Bauma, der uns sofort zu sich rufen ließ, tüchtig den Kopf wusch und uns dergleichen für die Zukunft auf das strengste untersagte.

Am 24ten Nachmittags mußten gleichzeitig kleine Truppenabtheilungen sich nach allen zu Bauma gehörigen Weiler begeben, deren Bewohner auf das strengste entwaffnen und die abgenommenen Gewehre nach Bauma bringen.

Eingedenk des in voriger Nacht Vorgefallenen, stellten wir am Abend noch mehr Posten aus. Um uns bei den Einwohnern wegen des vornächtigen Ueberfalls zu bedanken, nahmen wir das zu unsern zahlreichen Lagerfeuern nöthige Holz von den vor ihren Häusern aufgeschichteten Scheiterhaufen im Ueberfluß weg. Wir waren sehr wachsam, unaufhörlich gingen Streifwachen nach allen Seiten ab, und die Nacht verstrich ruhig.

In derselben Nacht wurde das dem Cornet Sulzer gehörige große Rebhaus am Brühlberg bei Töß abgebrannt.

Am 25ten Morgens vor Tagesanbruch wurden die Gefangenen und die mit den abgenommenen Waffen beladenen Wagen unter Bedeckung der Scharfschützen und einiger Dragoner auf der Straße nach Winterthur vorausgeschickt; das Bataillon und die übrigen Dragoner sollten gegen acht Uhr nachfolgen. Eine Stunde nach dem Abzug der Vorhut hörten wir ein anhaltendes Schießen, bald erschienen dann einige unserer Scharfschützen und berichteten, daß sie von einer beträchtlichen Zahl Helvetischer angefallen worden und sich in Gefahr befänden, völlig umzingelt und abgeschnitten zu wer-

den, die Gefangenen loszugeben und die Waffenwagen dem Feind überlassen zu müßen. Ja einer der Zurückgekommenen machte im ersten Schreck sogar den Vorschlag, es möchte wohl das Klügste sein, durch ein gütliches Verkommniß mit dem Feind sich aus dieser mißlichen Lage zu ziehen. Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Indessen war unsere Lage denn doch etwas eigen. Die Einwohner hatten nämlich ihre beßten Waffen unsern Nachforschungen zu entziehen gewußt, und wollten sich nun derselben bedienen, um ihre gefangenen Mitbürger zu befreien, uns die Wagen mit Waffen wieder zu entreißen, und unsern Rückzug möglichst zu erschweren. Zum Glück für uns hatten sie keine guten Anführer, sonst hätten sie alle ihre Absichten sehr leicht erreichen können.

Das Bataillon setzte sich nun sofort in Bewegung, und bald hatten die Dragoner sich mit den Scharfschützen vereinigt. Die Gefangenen wurden nun so vertheilt, daß die Feinde nicht mehr auf das Gespann der Waffenwagen feuern durften, ohne Gefahr ihre eignen Mitbürger zu treffen. Gegen jeden feindlichen Haufen, der sich blicken ließ, wurde sogleich ein heftiges Büchsen- und Pistolenfeuer unterhalten. Nur zweimal wurde das Bataillon selbst mit einem Angriff bedroht; eine Salve ins Blaue hinein genügte aber, den Feind fortzuscheuchen. So kamen wir durch ein sehr durchschnittenes, buschiges Gelände, in dem wir beständig in einer Vertiefung fortziehen mußten, deren beidseitige Anhöhen der uns begleitende Feind besetzt hatte, einige unbedeutende Verwundungen abgerechnet, ohne Verlurst bis Wyhla, von wo an uns die Helvetischen ruhig ziehen ließen. In Turbenthal wurde ein mehrstündiger Halt gemacht.

Indessen wir ganz behaglich zu Mittag aßen, vernahmen wir, zu unserer nicht geringen Belustigung, alle während unsers Rückzugs daselbst eingelaufenen Berichte, nach denen die meisten von uns todt, verwundet oder gefangen waren.

Die gebliebenen Dragoner wurden namentlich hergezählt. Gegen drei Uhr setzten wir unsern Zug wieder fort.

Wie wir jenseits des Dorfes Seen angekommen waren, erblickten wir mit Erstaunen in der Ebene, die Kreuze benannt, eine beträchtliche Kriegerschaar in Schlachtordnung gegen uns aufgestellt. Sogleich wurden auch unser Seits Gegenanstalten getroffen und die Dragoner zum Erkennen der uns entgegen aufgestellten Schaar beordert. Bald kehrten diese mit Jubelgeschrei zurück; denn jene waren einige hundert Bürger von Winterthur, Wülflingen und Neftenbach, die unter Anführung des Major Heß von Wülflingen uns zu Hülfe zu ziehen im Begriff waren. Gegen dreitausend Mann aus dem Außeramt und von Schaffhausen sollten nachfolgen, und langten auch wirklich noch denselben Abend in Winterthur an. Bald wurde uns die räthselhafte Ursache dieses Zuzuges erklärt.

Im Anfang des am Morgen früh von den Helvetischen auf unsere Vorhut gemachten Angriffs hatte sich einer unser dabei befindlichen Dragoner, J. Ernst, zu weit vorwärts gewagt, und war vom übrigen Zug abgeschnitten worden, und nur sein rasches Pferd machte sein Entkommen nach Turbenthal möglich. Daselbst wartete er eine Weile; da aber das Schießen immer heftiger wurde, auch von allen Seiten her übertriebene Berichte von der Mißlichkeit unserer Lage einliefen, so ritt er eiligst nach Winterthur, wo dann diese Hiobspost, von Mund zu Mund sich vergrößernd, gewaltigen Schrecken verbreitete. Eilboten wurden um Hülfe herbei zu rufen ins Außeramt geschickt, von wo sich dann der Lärm noch schnell bis Schaffhausen verbreitete. Die rüstige waffenfähige Mannschaft von Winterthur, Wülflingen, Neftenbach hatte sich als Vorhut der uns zu Hülfe eilenden Schaaren auf den Weg gemacht; Greise und Kna-

ben sich bewaffnet, und bewachten das Städtchen unter dessen Thore Kanonen aufgepflanzt waren.

Die Hülfsschaar ließ uns mit den Waffenwagen und den Gefangenen vorbeiziehen, und schloß sich unserm Zug an, der dann in das wiederberuhigte Winterthur einrückte. Unter dem Thor stand eine Schaar noch muthiger Greise zur Rechten, zur Linken eine gute Anzahl wohlgerüsteter Knaben, die uns jubelnd und mit kriegerischen Ehrenbezeugungen empfingen.

Beim Entlassen der Militzen in ihre Herbergen verlor einer derselben durch einen unvorsichtigen Schuß das Leben. Das war der einzige Todte, den wir auf diesem Zuge verloren.

Die Außerämtler Hülfsschaaren waren nun auch angelangt, und ihnen schnell eine ziemliche Anzahl Schaffhauser Scharfschützen nachgefolgt. Alle wurden in die Bürgershäuser verlegt und aufs Beßte bewirthet.

Am 26ten früh am Morgen kamen Abgeordnete von Bauma, um sich wegen des gegen uns gemachten Angriffs zu entschuldigen, den sie als das Unternehmen einiger Weniger und ganz ohne Mitwissenschaft der Gemeindsvorsteher ausgeführt darstellten, und um schonende Behandlung ihrer gefangenen Mitbürger baten.

Die Gefangenen wurden entlassen; nicht weil man den Versicherungen der Abgeordneten Glauben beimaß, sondern weil sie eigentlich nur zur Sicherung unsers Rückzugs wären mitgenommen worden, und die Franzosen in schnellem Anzug waren.

Gleichzeitig mit dem Zug nach Bauma war ein anderer nach Wald und der Umgegend unternommen worden. Beide für die damalige Regierung im Großen zum nämlichen Zweck, wie das Mitschleppen der Paar Gefangenen für uns im Kleinen: Sicherung des Rückzugs.

So unbedeutend diese Züge an und für sich selbst waren, so zeigen sie doch klar, welch ein Geist in unsern Landleuten noch herrscht. Als wir am 23ten unsern Zug begannen, blieben dann viele, die sich dazu gemeldet hatten, wegen einge-

laufener Nachricht vom Anrücken der Franzosen zurück; andere wollten nicht mitziehen, weil sie den ganzen Zug überhaupt für überflüßig, und der Beförderung bürgerlicher Eintracht für gar hinderlich ansahen.

Kaum aber vernahmen diese nämlichen Menschen die Nachricht von unserer Bedrängniß, so eilten sie, alle frühern Rücksichten vergessend, zu Tausenden und mit dem freudigsten Muthe zur Rettung derjenigen herbei, deren Unternehmen sie nicht einmal gebilligt hatten. Ja, es schlummert ein herrlicher Geist in unserm Volk; was könnte nicht aus diesem werden, wenn von oben her dieser Geist auf väterliche Weise geweckt oder gepflegt würde?! Wahrlich die schönste Aufgabe für ächte Vaterlandsfreunde, und eine große Aufforderung für unsere Landesväter, hauptsächlich durch eigenes gutes Beispiel dem Volke, ihren Mitbürgern auf der wahren Bahn vorzuleuchten.

Am 28ten zogen die eidgenößischen Truppen des Kantons Appenzell nach ihrer Heimath durch Winterthur, auch die uns zu Hülfe gekommenen Schaffhauser kehrten heim.

Am 29ten wurde das vom Obristlieutenant Holzhalb befehligte 3te Züricher-Bataillon mit Abschied und einer Dankbezeugung von der Regierung entlassen. Am nämlichen Tag rückten die Franzosen in Zürich ein. Unsere 7 letzten Winterthurer-Ordonnanzen langten auch wieder zu Hause an, nachdem sie die von Schwyz heimkehrenden Gesandten noch bis Zürich begleitet hatten.

In der Nacht wurde im Brühlberg abermal ein großes Rebhaus angezündet und verbrannt.

Am 30. October ziehen die Franzosen in Winterthur ein; von denen wir dann sehr geplagt wurden.

Am 6. November ward eine allgemeine Entwaffnung vorgenommen; jedoch wurden dieser die beßten Gewehre, so wie ein großer Vorrath an Pulver und Blei glücklich entzogen.

Anfangs November wurden dann, als die eifrigsten Lenker der Insurrection, Reding, Hirzel, Zellweger, Merian und Wursch, auf Befehl des französischen Generals Ney, auf Aarburg in Verhaft gesetzt.

Die Helvetischen begehrten nun nach Wiedereinsetzung der Centralregierung von den Eidgenößischen allerlei Schadloshaltungen wegen ausgestandener Angst, Zeitversäumniß u. s. w., und belangten dafür die thätigsten ihrer Gegner, worunter sie die wohlhabendsten wohlweislich als die hauptsächlichsten betrachteten, gerichtlich. Die meist aus ihren Partheigenossen zusammengesetzten Gerichtsbehörden waren nicht übel willens, uns zu den beträchtlichsten Geldbußen zu verurtheilen. Niemand aber dachte daran, die Eigenthümer der abgebrannten Häuser zu entschädigen. Da machte aber die im März 1803 erfolgte Amnestie allen solchen Prozessen ein Ende.

Die Frucht dieses Aufstandes war die bekannte, uns vom französischen Consul Napoleon Buonaparte unterm 19. Februar 1803 ertheilte, Vermittlungs-Urkunde. Durch diese erhielt die Schweiz, was nach völlig ohne diese Einmischung zu Stande gekommener Vertreibung der helvetischen Regierung kaum in allen Kantonen die Frucht davon möchte geworden sein, eine die Wünsche aller billig denkender Eidgenossen so ziemlich befriedigende Staatsverfassung. Während derer zu kurzen Dauer in unserm Vaterlande weit mehr Gutes und Gemeinsinniges zu Stande kam, als in langen Zeiträumen unter den frühern Regierungen; auch war jene Staatsverfassung ein kräftiger Damm gegen so manches Uebel, die nun, da jener schützende Damm abgetragen worden, an einigen Orten, wie nur zu gut bekannt, das Vaterland drücken. Z. B. die Jesuiten.

Beilagen.

Beilage A.

Die Bewohner der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden an das sämmtliche biedere Schweizervolk.

Die Tages-Geschichte unsrer Kantone vom 1. Augstmonat dieses Jahrs dürfte sich kein besseres Schicksal versprechen, als daß man sie aus unverkennbaren Absichten durch falsche Gerüchte im verhaßtesten Lichte darzustellen suchen werde. Wir finden uns also verpflichtet, Euch die wahre Thatsache mit ihren Gründen und unsern reinen Absichten bekannt zu machen, um Euch in Stand zu setzen, dieselben wahr und unpartheiisch zu beurtheilen.

Freiheit war unser kostbarstes Kleinod, unser heiligstes Eigenthum; unsere Väter erkauften es durch Blut und Leben, und gründeten das Glück ihrer Nachkommen, daß sie ihnen die Freiheit als das kostbarste Erbtheil hinterließen. Brüderlich reichten diese ersten Freiheits-Stifter euern Väter die Hände, brüderlich und uneigennützig nahmen sie dieselben in ihren Bund auf, redlich und tapfer kämpften sie so manchmal für Freiheit und Rechte ihrer Brüder, und so viel edles Blut ward vergossen, um die erkämpfte Freiheit zu behaupten.

Jahrhunderte durch, nachdem der westphälische Frieden die schweizerischen Kantone als einen unabhängigen Freistaat anerkannt, lebten Wir im rechtlichen und ruhigen Genuß dieser unsrer wohl hergebrachten Freiheit, glücklich durch eine auf die vollkommenste Freiheit gegründete, unsrer Lage

und Bedürfnissen angemessene Verfassung. Zufrieden und genügsam beneideten Wir Niemanden um größern Glanz und Reichthum, friedlich und Jedermann unschädlich freuten Wir uns des Glückes unsrer Bundesbrüder als unsers eigenen, und ungestört genossen Wir des sanften Hirtenlebens als ein freies Volk.

Das Jahr 1798 weckte uns grausam aus dem süßen Freiheits-Schlummer durch jene bekannte Staats-Umwälzung, an deren fatalen Folgen unser bedaurliches Vaterland noch krank liegt. Weder List noch Gewalt blieb unversucht, den Nacken dieses freien Volkes unter das Joch einer Staats-Verfassung zu beugen, die sich mit keinem unsrer Verhältnisse, am allerwenigsten mit unsrer Freiheit vertrug. Haben Wir wohl damals freiwillig den Ketten die Hände dargestreckt — freiwillig auf unsere Freiheit und Rechte verzicht gethan? —

Noch werdet Ihr ja den blutigen Kampf nicht vergessen haben, den dieß Hirtenvölkgen mit Muth und Freiheitssinn bewaffnet am Ende des Aprils und Anfang des Maimonats 1798 gegen Galliens Sieg gewohnte Heere bestanden, in welchem so mancher würdige Sohn unsrer edlen Väter Blut und Leben für Freiheit und Vaterland geopfert hat.

Gewalt vermochte uns zwar endlich zu unterdrücken, aber nicht das Recht unsere Freiheit zu rauben. — Der freie Mann blieb auch in den Ketten noch frei. — —

Wir versäumten keinen Anlaß, die Ansprüche auf dieses Recht zu erneuern, und Wir wollen der Geschichte des Augstmonats und Anfangs Herbstmonats 1798, des 28. Aprils und folgender Monate 1799, nur darum erwähnen, um Euch unsrer unüberwindlichen Freiheitsliebe zu erinnern, die selbst durch die kühnsten Schritte ihr Recht geltend zu machen versuchte, und durch unbeschreibliche Opfer und Leiden thätig bewies, daß Wir immer gleich gesinnt und entschlossen waren — frei zu leben oder zu sterben.

Der erste Lichtstrahl der Freiheit glänzte endlich nach so langem Kampfe und vielen Leiden aus dem 11ten Artikel des Friedenstraktats von Lüneville, welcher dem schweizerischen Volke Unabhängigkeit, Recht und Befugniß zugesteht, sich selbst eine Verfassung nach Belieben zu geben.

Hätten uns äußere damals noch bestehende Verhältnisse erlaubt, Gebrauch von diesem Befugniß zu machen, so würde das ganze Geschäft unsrer Verfassung damit beendiget worden sein, daß Wir unsere alte freie vaterländische Verfassung mit offenen Armen umfangen, und freie Biederhand unsern eidgenößischen Nachbarn zum Bruderbund gereicht hätten; allein noch waren unsere Hände gebunden; und mit Sehnsucht erwarteten Wir eine Gemeineidgenößische, für jeden Theil des Vaterlandes passend und erträgliche Staats-Verfassung, bereit, sogar ein Opfer zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes nicht zu verweigern.

Allein wie betroffen mußten Wir nicht über unsere getäuschten so gerechten Hoffnungen sein, als Wir an die Stelle der Grundsätze, des Rechtes und der Billigkeit nur den Kampf des Partheigeistes und der Systemesucht gesetzt sahen, der uns immer weiter von dem ersehnten Ziel zu führen bedrohete, aber das rechtliche standhafte Benehmen gegen die helvetisch provisorische Regierung und ihre Kommissärs im Heumonat 1801, mit welchem Wir uns der durch organische Gesetze versuchten Beschränkung unsrer Freiheit und Rechte bei Aufstellung einer Kantonal-Verfassung widersetzten, — der nachherige Austritt unsrer Gesandten aus der helvetischen Tagsatzung, welche im October desselben Jahrs ein mit unsern Rechten noch unverträglicheres Systeme aufzustellen versuchte, bewies abermal deutlich den rechtlichen — nie aufgegebenen Anspruch auf unsere Freiheit.

Das Ereigniß vom 28. October gewährte zwar dem Vaterland eine neue Aussicht besserer Hoffnung um so mehr,

da nachher die von Galliens erstem Consul dem damaligen helvetischen Landammann Aloys Reding laut Note vom 20ten December 1801 zum Besten der ganzen Schweiz sowohl, als zu billiger Erleichterung der um die Sache der Freiheit willen so hart mitgenommenen Urkantone Uri, Schwytz und Unterwalden insbesonders zugestandene Vortheile diese gerechteste Hoffnung zu besiegeln schienen. Allein das Ereigniß vom 17ten April warf Uns abermal in den Sturm hinaus und gab Freiheit und Rechte einem Entscheid Preis, von dem Wir uns nur das versprechen durften; was uns die Erfahrung so deutlich gelehrt hatte. Wir waren allerdings in den Fall gesetzt, zu dem letzten uns noch übrigen Hilfsmittel, die wirkliche Ausübung unsrer immer so feierlich vorbehaltenen Freiheit Zuflucht zu nehmen, wenn nicht der Einfluß militärischer Gewalt den Zeitpunkt dieser Rechtes-Ausübung zu verschieben gerathen, und wir dem schmeichelnden Gedanken nicht so gern Gehör gegeben hätten, die helvetische Regierung, welche um Ihrer selbst und unsertwillen Wege der Billigkeit und Mäßigung gegen diese Urkantone gebrauchen, und sie zu keinem Schritt nöthigen, den sie in einer kurz zuvor gemachten Vorbehalts-Erklärung deutlich und bestimmt lesen konnte.

Statt dessen erschien unterm 25. Mai eine helvetische Staats-Verfassung, sammt einem schon ernennten Senat, der das Vermögen hatte, sich durch seine von ihm selbst ausgehenden Wahl-Kommissionen zu verewigen. Wir wollen uns übrigens über den innern Gehalt dieser Verfassung gar nicht einlassen, sondern begnügen uns damit zu behaupten, daß diese noch weniger als irgend eine der vorigen mit unsern Verhältnissen verträglich war, und welche folgsam nicht nur so viel als einhellig verworfen, sondern auch der Verwerfungs-Akte eine feierliche Erklärung beigefügt wurde, daß das Volk dieser drei Kantone durch die Verwerfung sich nichts

weniger als in die Masse des helvetischen Volkes zu werfen gedenke, daß es sich nie einer allfällig annehmenden Majorität unterziehen, daß es weder zu dieser noch einer andern mit unsrer Lage und Bedürfnissen unverträglichen Verfassung Hand bit.n werde, und daß es sich gegen jede Anmaßung einer gewaltsamen Aufdringung dieser Verfassung gestützt, auf seine Alten best hergebrachten, nie aufgegebenen Freiheit und Rechte feierlichst verwahre.

Umsonst harrte das Volk viele Wochen lang einer beruhigenden Antwort von Seite der Regierung, es ward gar keiner gewürdiget; die täglich wachsende Unzufriedenheit war eine natürliche Folge dieses Benehmens, die ohnehin kraftlosen Behörden näherten sich ihrer Auflösung, und das Freiheits-dürstende Volk äußerte laut seine Wünsche nach der alten Verfassung. Der angekündigte Abmarsch des fränkischen Militärs löste die Bande vollends auf, welche bishin noch gehindert hatten, Freiheit und Rechte durch wirkliche Ausübung geltend zu machen.

Ein von der Regierung bevollmächtigter Commissär Keller erschien eben zur Zeit, als man sich über diesen wichtigen Schritt berathschlagte, aber nicht als Friedensbote erschien er. Die Anmaßung die sämmtlichen Behörden zu entsetzen, und eigenmächtig willkührlich einen Landrath nach seinem Geschmack und Belieben zu ernennen, der dann das ganze Geschäft mit der Regierung berichtigen, das Schicksal dieser Kantone vielleicht auf Jahrhunderte bestimmen sollte. — Diese Anmaßung mußte ein freies Volk vollends empören, und es zu dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel unaufhaltsam verleiten, wenn nicht alles der Anarchie sollte Preis gegeben werden.

Der Tag des Abmarsches der fränkischen Truppen, der 1. Augstmonat war also jener feierliche Tag, an welchem die Völker dieser Kantone in einem zwar durch einen Landes-

Ausschuß, in den andern durch allgemeine Volksversammlungen, ihre rechtlich anererbte, so tapfer vertheidigte, so oft und feierlich vorbehaltene Freiheit durch einen öffentlichen Akt geltend machten, da sie eine vaterländische Landesobrigkeit erwählten, welche die innern Angelegenheiten des Kantons besorgen, und die Verhältnisse desselben mit der Central-Regierung berichtigen sollte.

Stellet Euch da keine tumultarische Auftritte vor, Freunde! Nein; Ruhe, Ordnung, Anstand und Würde zierte die ganze Verhandlung, was man auch immer darüber ausstreuen mag.

Man hat Euch diesen feierlich rechlichen Akt unter dem verhaßten Namen: Revolution darzustellen und zu brandmarken gesucht. Ihr dürft aber ja nur die Thatsache ins wahre Licht gestellt betrachten, um das Unrecht eines solchen Vorgebens einzusehen.

Revolution ist unsers Wissens eine Empörung gegen eine rechtmäßig angenommene Staats-Verfassung oder eine rechtmäßig bestehende und als solche anerkannte Obrigkeit.

Wir haben aber ja weder die projektirte Staats-Verfassung, weder die mit selber aufgestellte Regierung jemals angenommen; haben sie nicht nur verworfen, sondern zufolge unsrer Freiheit und Rechte dawider protestirt; und so wenig diese drei Kantone andern Kantonen eine unerträgliche Verfassung aufzudringen das Recht haben, so wenig kömmt dieses Recht andern Kantonen gegen diese Urkantone zu. Unsere Handlung ist also nichts weniger als Empörung gegen eine angenommene Staats-Verfassung oder eine zufolge derselben anerkannten Regierung.

Wir haben uns von der übrigen Schweiz nicht feindselig, unbrüderlich getrennet; Wir wünschen vielmehr mit allen Kantonen in Freund-eidgenößischer Eintracht zu leben; Wir haben unsern Landräthen aufgetragen und sie bevollmächtiget,

sich mit der Regierung über das Verhältniß dieser Kantone zur übrigen Schweiz und die Regierung derselben abzufinden; ja Wir werden uns an jede Central-Regierung anschließen, welche uns Gewährleistung unsrer Freiheit und Rechte versichert, welche unsere heilige Religion gegen jede Anmaßung eines Eingriffs oder Verletzung sicher stellt, welche dem Volk das von seiner Freiheit unzertrennliche Recht, die Obrigkeit seines Kantons selbst zu wählen, gestattet; diese wegen ihren Lokal-Verhältnissen sowohl als wegen ihrer ausgestandenen unbeschreiblichen Erschöpfung aller Art zu öffentlichen Abgaben unfähig, unvermögende Gegenden von solchen Abgaben befreit, und sie in den Stand setzt, ihre innern Bedürfnisse bestreiten zu können. Und diese Bedingnisse sind sie denn unbillig, unbescheiden? und kann diese ganze Handlung in ihren rechtlichen Gründen, Absichten und Art, wie sie der Regierung mitgetheilt worden, den Namen Revolution verdienen? — urtheilt selbst — aber gerecht. Man will Euch überzeugen, daß diese Kantone als Werkzeuge eines herrschsüchtigen Plans die alte Ordnung der Dinge im Ganzen wieder hervorzurufen, Völker, die nach Freiheit dürsten, wieder unter ein verhaßtes Joch zu schleppen sich mißbrauchen lassen; dazu scheint ganz besonders jenes öffentliche Blatt geeignet, worinn dem Kanton Schwytz angedichtet wird, daß die Landsgemeinde den Zustand seiner vormaligen Angehörigen dazu bestimmt habe, daß sie sein sollen wie ehevor. Solche offenbare Andichtungen verrathen den bösen Handel der Feinde der Freiheit und Rechte sehr deutlich; denn zufolge einer feierlichen Akte hat der Kanton Schwytz nicht nur seine eigensten Angehörigen zu gleicher Freiheit und Rechten wahrbrüderlich aufgenommen, die Deputirten derselben in Landrath eingeladen, wo sie bereits mit Sitz und Stimme wie jedes andere Rathsglied an einer Kantons-Verfassung arbeiten, welche auf gleiche Rechte und Freiheit

gegründet wird; sondern auch ihren Mediat-Angehörigen feierlichst versprochen, Sie nie in dem Genuß der Ihnen bereits zugesicherten Freiheit und Rechte zu stören, im Gegentheile Sie nach Kräften in selben zu schützen, und sich nie in die innere Einrichtung anderer Kantone zu mischen. Wir wollen Niemanden unterdrücken, Keines Rechte stören, Niemandes Glück vergiften, und Niemanden die Freiheit mißgönnen, die Wir genießen.

Seid also auch Ihr gerecht und billig, Freunde! Nachbarn! Brüder! Eidgenossen! beurtheilt die Thatsache unsers Unternehmens vom wahren Gesichtspunkt, und Ihr werdet finden, daß wir nichts anders gethan, als wozu uns das heiligste Recht, und das unverkennbare Erforderniß unsrer Lokal-Umstände verband.

Wir sind Niemanden schädlich, Niemanden gefährlich, Wir verlangten nichts anders als die so lange umsonst ersehnte Ruhe im süßen Genusse unsrer Freiheit, mißgönnt uns dieses Glücke nicht, und seid nicht unedel genug, Euch als Werkzeuge der Gewaltthätigkeit gegen die ersten Kantone und Stifter schweizerischer Freiheit gebrauchen zu lassen, welche Euch Proben gegeben, daß der freie Mann im Kampfe für Freiheit und Vaterland auch fürchterlich, siegreiche Heere nicht fürchtet, und seine Rechte gegen Jeden vertheidiget, der sie zu stören es wagt. Es würde uns nach so unaussprechlich vielen Leiden nichts empfindlicher kränken, als selbst noch den Kampf wider Brüder bestehen zu müßen, die Wir lieben, und denen Wir so viel Gutes als uns selbst wünschen. Aber im Nothfall ist unser Entschluß gefaßt, und dessen Ausführung wird thätig sein. Brüder! frei leben, oder sterben.

Gegeben in Schwytz den 14. Augstmonat 1802.

Die Deputirten der drei Kantone Ury, Schwytz und Unterwalden.

Beilage B.

Verhandlungen der den 30. August 1802 in Trogen abgehaltenen Landsgemeinde im Kanton Appenzell VR.

Seitdem den Landleuten des Kantons Appenzell der äußern Rhoden bekannt gemacht wurde, daß von Seite der hohen Mächte Frankreich und Oesterreich, die Unabhängigkeit der helvetischen Republik mit deme erklärt worden, daß dem Volk, welches dieselbe bewohnt, die Befugniß zustehen soll, sich eine ihm beliebige Regierungsform zu geben, haben sich die troſtreichſten Hoffnungen um so mehr gefaßt, da sie zwar den Verlurst ihrer ehemaligen, von ihren Vorvätern ihnen erworbenen Freiheit, eine Zeit lang aus Zwang erdulden mußten, dieselbe aber niemals freiwillig aufgegeben, mithin ihre ehevorigen Rechte in ihrer vollen Kraft gelassen haben. Wie denn auch die unlängst zur Annahm oder Verwerfung vorgelegte Konstitution von der großen Mehrheit der appenzellerischen Landleuten keineswegs angenommen, sondern dieselbe — als eine ihren uralten Rechten zu nahe tretende Verfassung verworfen worden.

Die gerechte Sehnsucht der Appenzell-Außerrhodischen Landleuten, nach einer von ihnen selbst gewählten, ihrer Lage und Bedürfnissen angemessenen innern Landesverfassung, wuchs seit den bekannten Ereignissen in den Kantonen Uri, Schweitz, Unterwalden und Glarus, zu einem solchen Grade an, daß zu Beibehaltung öffentlicher Ruhe und Ordnung, und zu Verhütung höchst bedenklicher Auftritte, beinahe kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als eine landesbrüderliche, allgemeine Zusammenkunft zu veranstalten, um

1) Ihrem selbst eigenen Entscheid zu überlassen, ob sie sich von der helvetischen Regierung eine Konstitution geben

lassen, oder ob sie sich selbst eine innere Landesverfassung wählen, in die ehvorigen Grenzen zurücktreten, eine Obrigkeit wählen, und also sich in förmliche Landsgemeindsgeschäfte einlassen wolle?

2) Derselben eine Vereinigungsakt, nach dem Innhalt desjenigen des Standes Schweitz vorzuschlagen.

Nachdem nun der erste Punkt von einer zahlreichen Volksversammlung einmüthig bejahend entschieden, auch der vorgeschlagene Vereinigungsakt eben so einmüthig angenommen worden, wurde zur Wahl einer Landesobrigkeit von 10 Beamteten, nach alten Rechten und Gebräuchen geschritten, und hernach folgendes durch einhellige Stimmenmehre abgeschlossen:

Erstens, wurde der 5te Artikel des Landgemeindschlusses vom Kanton Glarus, in Ansehung der Landvogteien vorgelegt, und nach diesem der Landsgemeindschluß von Anno 1798. — welche alle herrschaftlichen Rechte im Rheinthal abgetreten — bestätiget, auch alle ehemals bevogtete Lande als unsere Brüder und Bundsgenossen anerkannt.

Zweitens, wurde die Obrigkeit begwältiget, mit den löbl. Kantonen Uri, Schweitz, Unterwalden und Glarus, in Ansehung der Verbindung mit einer Centralregierung, gemeinsame Sache machen zu mögen.

Drittens, wurde dem Landrath Gewalt und Macht gegeben, nach dem Beispiel der löbl. Kantonen Uri, Schweitz, Unterwalden und Glarus, nach Befinden der Umständen einen Zusammenschuß zu fordern, um einen neuen Landseckel zu formiren, damit die nöthigen Ausgaben bestritten werden können; zugleich das Militair wieder einzurichten, und bis zur künftigen Landsgemeind alle erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um zu verhüten — daß das Land weder an Salz, Früchten, noch andern nöthigen Bedürfnissen in Mangel gerathe; auch trachten, daß Ruhe, Ordnung und Sicherheit, von aussen und innen beibehalten werde.

Nach Beendigung aller dieser einhellig genohmenen Entschlüssen wurde der h. Eid auf gewohnte Weise vom regierenden Landammann gegen das Volk, und vom samtlichen Volk dem Landammann geleistet, und alle obige Erkanntnussen besonders darein einverleibet.

Beilage C.

Relation der eidgenößischen Tagsatzung in Schwyz, an die gesammte Schweizer-Nation.

Die in Schwyz versammelte Tagsatzung der vereinigten Kantone Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, Stadt St. Gallen, Gemeine 3 Bünde, Thurgau, Baden und Rheinthal, findet sich verpflichtet, Ihren Committenten Rechenschaft von denjenigen wichtigen Verrichtungen abzulegen, welche Sie ihr zu besorgen aufgetragen haben.

Immer hat dieselbe fest im Auge gehabt, daß die Absicht der Schweizer-Nation dahin gehe, den Selbstbestand, welchen unsere Vorfahrer uns überlieffert, und den der Lüneviller Tractat uns aufs neue zusichert, zu benutzen, um sich eine solche Verfassung zu geben, unter welcher alle Einwohner der Schweiz ruhig leben, und in dem besten, friedlichen Verhältniß mit den benachbarten Staaten stehen können;

Und eben so angelegen hat die Tagsatzung den einstimmigen Wunsch Ihrer Committenten in Erfüllung zu setzen gesucht, die mit Grund so verhaßte helvetische Regierung zur Auflösung zu zwingen, oder sie wenigstens vom Schweizerboden zu vertreiben;

Diese beiden gerechten und edlen Zwecke zu erfüllen, sind weder die erforderlichen diplomatischen, noch militärischen

Schritte unterlassen worden; — vorzüglich hat man sich bestrebt, den ersten Consul der französischen Republik mit derjenigen Achtung, die man seiner Person und der Regierung, welche er präsentirt, schuldig ist, — die wahre Lage unsers Vaterlandes vorzustellen, zumal leicht zu vermuthen war, daß dieselbe Ihme nicht so bekannt geworden sein möchte, wie sie wirklich beschaffen ist.

Gleichmäßig hat man durch den Druck die Ereignisse der letzten beiden Monaten, in ihren Ursprung und Zusammenhang dem unpartheiischen Publikum im In- und Ausland bekannt gemacht, damit demselben ersichtlich werde, daß weder Parthei noch Privatabsichten die Tagsatzung und Ihre Committenten leite, sondern, daß Sie wirklich durch den Ruf der Nation zur Führung ihrer Anliegenheit aufgefordert und ermuntert worden sei, auch muß es jedem unbefangenen Beobachter einleuchten, daß die stillen und gemäßigten Einwohner der Schweiz, auf keine Weise hätten bewogen werden können, zur Unterstützung dieser Sache Geldbeiträge zu leisten, noch viel weniger ihr Leben darzubieten, wofern nicht ihr eigener freier Trieb sie dazu vermöcht hatte.

Mit diesen politischen Mitteln sind die militärischen gleichen Schritte gegangen und von dem Allerhöchsten mit dem günstigsten Erfolg gesegnet worden.

Leider wurde dabei, wiewohl ohne unser Verschulden, da wir die Fehde nicht angefangen, noch weniger sie gegen unbewaffnete mit der Wuth, wie die sich nennende Regierung geführt hatte, Bürgerblut vergossen. Indessen wurde es nur noch eine geringe Anstrengung erfordert haben, um die Nation dem verhaßten Joche ganz zu entziehen, als die bekannte Proklamation des ersten Consuls der französischen Republik an das Schweizervolk erschienen ist.

Die Tagsatzung hat dieselbe, so wie Ihre hierauf verfaßte Antwort dem Schweizer-Publikum pflichtmäßig nicht vorent-

halten wollen, und würde geglaubt haben, dem ehrenvollen Zutrauen, das Ihre Committenten in Sie gesetzt haben, keineswegs zu entsprechen, wofern Sie nicht bedacht gewesen wäre, den ersten Machthaber Frankreichs zu überzeugen, daß Ihme unsere Lage in einem irrigen Licht seie vorgestellt worden; — daß, weil kein Streit unter Partheien Statt finde, sondern die Nation selbst Ihren Willen rechtmäßig, thätig und mit möglichster Schonung äußere, man dieser Aeußerung nur ihren ungehinderten Lauf lassen dürfe, um Ruhe und Ordnung in der Schweiz baldigst hergestellt zu sehen.

Es steht die Tagsatzung in der ungezweifelten Hoffnung, daß diese ehrenbietige Vorstellungen desto eher den gewünschten Eingang finden werden, da sie auf die, Namens des französischen Ministers Verninac, durch den Brigade-General von der Weid gemachte Eröffnung, daß die französische Regierung die Fortsetzung der Feindseligkeiten als eine Kriegserklärung ansehen, und französische Truppen unter Anführung des Generals Ney auf den Schweizerboden vorrücken lassen werde, den durch den Chef des vereinigten Truppencorps mit Herren von der Weid abgeschlossenen Waffenstillstand genehmiget hat.

Hieraus ist abzunehmen, daß die Tagsatzung keineswegs gesinnet ist, der Macht der französischen Regierung sich entgegen zu setzen, dagegen es aber für heilige Pflicht achtet, weiter mit Standhaftigkeit dem Eingangserwähnten Auftrag Ihrer Committenten pünktlich nachzugehen, so wie sie hinwieder zuversichtlich erwarten darf, daß dieselben der an sie gerichteten Aufforderungen zur kräftigen Unterstützung mit bereitwilligem Eifer entsprechen werden. Mittlerweilen ersucht Sie noch die respectiven Kantone auf die Betriebsamkeit der Feinde aller Ruhe und Ordnung ein wachsames Auge zu halten, zumal den Saamen der Zweitracht, den sie aufs Neue ausstreuen wollen, damit zu ersticken, daß die Urheber

aller ohne Bewilligung der Interims-Regierung als unrechtmäßig vorgenommenen Versammlungen verhaftet und zu richterlicher Verantwortung und Strafe gezogen werden.

Da indessen der General Rapp, nach heut der Tagsatzung zugegangenen Berichten, sich gegen das General-Commando schriftlich geäußert hat, daß, wofern die Tagsatzung dem Willen des ersten Consuls sich nicht bis Donnerstag unterwerfe, alsdann französische Truppen in die Schweiz einrücken werden; so hat dieselbe dem General-Commando sowohl, als allen Interims-Behörden der Grenz-Kantonen den Auftrag ertheilt, den Militärs-Chefs der gegen Sie anrückenden französischen Truppen die hierbei gedruckte Erklärung zu übersenden, mit der Anzeige, weder die Tagsatzung noch Ihre Committenten werden sich der französischen Macht mit Waffen entgegensetzen, sondern nur ihr Recht vorstellen. Uebrigens ist es allerdings zu vermuthen, daß, wie sich auch die Tagsatzung in Rücksicht der Proklamation des ersten Consuls möchte benommen haben, gleichwohl französische Truppen über kurz oder lang und zwar unter noch fataleren und bedenklichern Umständen auf unseren vaterländischen Boden möchten eingerückt sein, weßnahen sie desto mehr genöthiget sah, auf der Linien des Rechts und der Ehre stehen zu bleiben, welche ihr die heilige Pflicht gegen das Vaterland vorzeichnet.

Es stehet daher die Tagsatzung in der zuversichtlichen Hoffnung, daß man diesen Einmarsch mit standhafter Fassung erwarten, jedoch aber demselben sich auf keine Weise widersetzen, sondern mit geduldiger Ergebung das Recht der Nation, Gott und der Nachkommenschaft empfehlen und anheim geben werde.

Gegeben in Schwyz den 12. October 1828.

Die Kanzlei der eidgenößischen Tagsatzung.

Erklärung des Civil-Repräsentanten bei den eidgenößischen Truppen an die französischen Civil- und Militär-Behörden.

Die in Schwyz versammelte Tagsatzung der vereinigten Kantonen in Betracht, daß die französische Regierung den Willen des ersten Consuls, in Ansehung der Angelegenheiten unsers Vaterlands durch Waffen-Gewalt unterstützen will, läßt von Ihrer Seite die Erklärung an die Civil- und Militair-Agenten der französischen Republik gelangen, daß Sie der großen Uebermacht weichen muß; daß aber — wenn Sie auch dem Zwang nachgibt — doch Ihr Wille ungezwungen bleibt, und Sie in Folg dessen der Schweizer-Nation das durch den Lüneviller-Tractat ihr zugesicherte Recht, sich selbst frei zu constituiren, feierlich vorbehält — und zugleich erklärt — daß Sie aus Auftrag Ihrer Committenten, die, aus den gerechtesten Gründen verhaßte helvetische Regierung nie anderst, als aufgedrungen werde ansehen können.

Einmüthig beschlossen von der eidgenößischen Tagsatzung in Schwyz den 9. October 1802.

Die Kanzlei derselben.

Dem Original gleichlautend

Sig. Sekretair Hirzel.

Der Willi-Krieg.

Im März 1804 sollte im Kanton Zürich der nach der Vermittlung eingesetzten Regierung die Huldigung geleistet werden. Unter dem Vorwand, es möchte nach abgelegtem Eide der Loskauf von Zehnten und Grundzins erschwert, dem Land sonst neue Lasten auferlegt, so wie Handel und Gewerbe wieder den alten Beschränkungen unterworfen werden, verweigerte die Mehrzahl der Gemeinden in den Bezirken Horgen und Meilen, auch einige in denen von Winterthur und Uster nicht nur trotzig die Eidesleistung, sondern beschimpften und mißhandelten an einigen Orten sogar die zur Abnahme des Eides Abgeordneten der Regierung; versagten dieser, bis ihre Klagen würden untersucht und ihren Beschwerden abgeholfen sein, förmlich allen Gehorsam und steckten als Partheizeichen die helvetische Cocarde auf.

Die vorgegebenen Beschwerden waren ungegründet, und man vermuthete, wohl nicht ohne Wahrscheinlichkeit, es möchten solche falschen Gerüchte auf Anstiften der französischen Regierung absichtlich unter das Volk verbreitett worden sein, um dasselbe zu Unruhen zu verleiten, und dann den daraus entstandenen Bürgerkrieg als willkommenen Vorwand zur Verwirklichung jener vom ersten Consul bei Uebergabe der Vermittlungsurkunde ausgesprochenen Drohworte zu benutzen, um die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen, da dieser eben

damit umging, dasselbe aus einem Freistaat in ein Kaiserreich umzuwandeln.

Es konnten aber auch beim Volke solche Einflüsterungen um so leichter Gehör finden, weil noch unvergessen war, wie im Jahr 1795 diejenigen Landleute, welche Untersuchung der im Waldmannischen Vertrag dem Landvolk zugesicherten, und nach dem unglücklichen Kappeler-Krieg (1531) durch eine neue Urkunde nicht nur bestätigten, sondern noch vermehrten Freiheiten und Rechtsamen begehrt hatten, von der Regierung mit der größten Strenge als strafbare Aufrührer behandelt und dem Volke jene Freiheiten waren entzogen worden.

Es war von der größten Wichtigkeit, daß diese neuen Unruhen im Keime erstickt würden. Ich gab mir deßwegen alle Mühe, in Winterthur und der Umgegend wieder eine gute Anzahl Freiwilliger für die Sache der Regierung unter die Waffen zu bringen. Was mir in der sogenannten Insurrektion gegen die helvetische Regierung im Jahr 1802 zu Gunsten des bedrängten Zürich so gut geglückt hatte, mißlang mir nun gänzlich. Nicht ein Einziger folgte meinem Beispiel, als ich mich in Winterthur vor der zur Aushebung versammelten jungen Mannschaft zum freiwilligen Dienste anbot.

Am 23. März, wenige Tage nach der durchs Loos bewerkstelligten Aushebung, begab ich mich nach Zürich, um mich unter die leichten Reiter der von Obrist Meyer befehligten Standeslegion einschreiben zu lassen, und kehrte dann, um meine Ausrüstung zu besorgen, sogleich nach Winterthur zurück.

Am 24ten wurde das Schloß Wädenschwyl von den Empörern eingeäschert.

Am 27ten wurden die zur Aushebung der jungen Mannschaft für das Succurs-Regiment in den jenseits des Albis

gelegenen Theil des Kantons Zürich gesandten Offiziere, Obristlieutenant Füßli, Major Michel und Hauptmann Füßli, in Albis-Afholtern auf Befehl des Gerichtspräsidenten Schnebeli, einem der Häupter der Empörung, entwaffnet und gefangen gesetzt. Schnell kam davon die Kunde durch einen treu gebliebenen Landmann, Arzt Frick von Maschwanden, nach Zürich.

Nun wurde bei eingebrochener Nacht, unter Anführung des Lieutenant Rudolph Bodmer 28 leichte Reiter zu ihrer Befreiung abgeschickt. Mitten in der Nacht kamen sie, von einem der Nebenwege kundigen Bauer geführt, ohne von den nachläßig ausgestellten feindlichen Vorposten entdeckt zu werden, in dem Dorf Afholtern an. Rasch warfen sie die Schildwachen und die hin und wieder im Dorfe, hauptsächlich aber vor dem Wirthshaus aufgestellten Posten. Während ein Theil der Reiter unter gewaltigem Schießen und Lärm im Dorf umherritt, um die Vereinigung der zerstreut darin eingelagerten 6 bis 700 Aufrührer zu verhindern, und eine andere Abtheilung die auf dem Platz aufgestellten Gewehre des Feindes zerschlug, drangen die übrigen ins Wirthshaus selbst, wo die drei Offiziere gefangen saßen, hieben und schoßen die sich hartnäckig zur Wehr setzende Wache nieder, und befreiten die drei hart bedrohten Offiziere. So wie dieser Hauptzweck erreicht war, zogen sich die Zürcher Reiter mit den auf ihre Pferde genommenen Geretteten eiligst wieder zurück.

Früh vor Tagesanbruch, am 28. März, war Obrist Ziegler mit einer kleinen und nur durch die Standes-Kompagnien von Bern, Freiburg und Aargau verstärkten Schaar ruhig See aufwärts bis Oberrieden gezogen. Dort begann ein Gefecht, während welchem er durch das Dorf Horgen, wo die Sturmglocke ertönte, auf der nach Einsiedeln führenden Straße gegen Wädenschwyl vorrückte. Vom See her be-

schoßen die Zürcher Horgen mit grobem Geschütz. In dem Gehölze, welches die stellenweis sumpfige Bergebene begrenzt, durch welche die Einsiedler Straße sich hinzieht, waren die meist als Scharfschützen fechtenden Aufrührer für ihre Waffenart sehr vortheilhaft aufgestellt. In einem mörderischen Gefechte drängten sie die Zürcher, von deren Zuzüger mehrere das Plündern dem Fechten vorzogen, erst nach der Bocken zurück, nahmen ihnen zwei Stück Geschütze und zwangen sie zum gänzlichen Rückzug nach Zürich. Ein Glück für die Unsrigen war der in der Nacht vorher so meisterhaft ausgeführte Ueberfall zu Albis-Affholtern. Der daselbst größtentheils waffenlos gewordene und eingeschüchterte, ohngefähr 700 Mann starke Haufe, wäre ohne diesen Vorfall am folgenden Morgen, sich auf dem Hinzug gleich einer Lauwine vergrößernd, zu Willis Schaar gestoßen, hätte leicht dem Gefecht eine noch schlimmere Wendung geben, und den nun in Ordnung bewerkstelligten Rückzug der Unsrigen, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwierig machen können.

Schon früh am Morgen des 28ten war das sehr vergrößerte und entstellte Gerücht von dem Vorfall zu Affholtern nach Winterthur gekommen, ich eilte daher mich nach Zürich zu begeben, wo ich gegen 9 Uhr des Morgens anlangte und mich auf der Hauptwache meldete. Es wurde mir eine mehrstündige Rast vergönnt, und befohlen, mich dann zu einem geheimen Zug in Bereitschaft zu halten, über den ich nachher am 2. April dem Statthalter von St***** Winterthur auf sein Verlangen einen Bericht eingeben mußte.

Bei Zürich hörte man aus der Seegegend von Horgen ein heftiges Schießen, und es liefen von den Vorfallenheiten beim Zieglerischen Corps die widersprechendsten Gerüchte ein.

Um 3 Uhr Nachmittags hieß es: Aufgesessen! Unter Anführung des Junker Hans M. v. T***** sollten unser fünf Reiter in dem vier Stunden von Zürich entfernten Dorfe

Freienstein mehrere der Theilnahme an der Empörung angeklagte Männer verhaften. Das war der Zweck unserer geheimen Sendung, mit dem uns Junker Hans, noch ehe wir zum Thor hinaus waren, bekannt gemacht hatte. Wie wir über die untere Brücke ritten, sahen wir ganz deutlich den Brand der Bocken Scheune. Ungefähr eine Viertelstunde vor der Stadt holte uns Quartier-Hauptmann Geilinger von Bülach ein, und gesellte sich zu unserm Anführer, der ihn dann sogleich von seinem wichtigen geheimen Auftrag unterrichtete, und sich dessen Rath erbat. G. bemerkte ihm, es möchten doch unser sechs Mann kaum im Stande sein, in einem der Regierung ganz feindlich gesinnten Dorfe die verschiedenen Verhaftungen zu bewerkstelligen, und es möchte daher wohl nicht überflüssig sein, etwas Fußvolk mitzunehmen, welches er uns von Bülach aus beiordnen wolle. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen.

In Bülach wurde, bis die versprochene Hülfe in Bereitschaft war, einige Stunden gerastet; dann zogen wir, durch vierzehn Mann verstärkt, Freienstein zu. Auch hatte sich unterwegs noch ein Reiter freiwillig an uns angeschlossen, angeblich in der Absicht uns beizustehen, was er aber durch sein nachheriges Betragen nicht am beßten bestätigte.

Es mochte etwa 11 Uhr Abends sein, als wir in Freienstein ankamen. Wir erhielten nun von unserm Anführer den Befehl in die Häuser, welche er uns bezeichnete, einzudringen und die Angeklagten zu verhaften.

Im ersten Hause, das ich mir öffnen ließ, fanden wir gar bald den gesuchten Mann, der sich willig in sein Schicksal ergab. Während er sich zur Reise rüstete, kam einer der andern Reiter und begehrte meinen Beistand, indem man das Haus, zu welchem die zweite Abtheilung beordert war, durchaus nicht öffnen wolle. Ich nahm eine meiner Pistolen und den Sabel ans Schlagband, und folgte ihm. Ohne die

geringste Weigerung öffnete nun auf mein Begehren ein Weib die Thür, und leuchtete uns selbst zum Durchsuchen mehrerer Gemächer. Wir fanden, wie uns das Weib auch gleich zuerst versichert hatte, Niemand von den Männern, und wollten uns wieder wegbegeben. Allein da ich dieses Haus sonst nie betreten hätte, so kannte ich die Ausgangsthüre nicht, und statt nach dieser hinzugehen, kam ich an die eines andern Gemachs; wie ich sie öffnen wollte, wehrte es das Weib mit Aengstlichkeit, und bat uns sehr, nicht in diese Kammer zu gehen, weil gewiß Niemand darin verborgen sei. Diese Aeußerung erregte Verdacht. Wir ließen uns die Thüre aufmachen, besahen ringsum das ganze Zimmer, und fanden Niemand. Schon im Weggehen begriffen, fuhr ich ganz zufällig mit der Hand über die Decke eines Bettes hin, und wie ich eben über die Thürschwelle trat, flog die Decke weg, 2 Männer sprangen aus dem Bett und schnell hinter einen Schrank, wo der Eine eine oben mit einem sichelartigen Messer versehene Stange, der Andere eine Keule hervorlangte, und drangen so bewaffnet auf uns ein. Ich rief ihnen zu, sich ruhig zu verhalten und mir nur ihre Namen anzugeben. Statt aller Antwort fuhren sie wüthend auf uns los, und meine zwei Begleiter, die eben nicht zu den Muthigsten gehörten, sanken. Nun galt es, sich seiner Haut wehren; ich drückte mein Pistol los; im nemlichen Augenblick wurde hinter mir das Licht ausgelöscht; und ich konnte nun nicht sehen, ob ich noch mit zweien oder gegen einen zu kämpfen hatte. Mit dem Säbel um mich hauend, suchte ich die Ausgangsthür zu erreichen. Der Hausgang war zu meinem Glück sehr niedrig, so daß die Schläge, welche mir zugedacht waren, meist an der Decke sich schwächten, so wie auch ich meinen Säbel ein Paarmal darin fest hieb. Plötzlich fühlte ich mich von etwas Hartem über den dicken Halskragen meines Mantels umfaßt und mit Heftigkeit vorwärts gezogen. Rasch

drang ich nun stechend wieder vor, ich befreite mich dadurch, und es wurde nun ganz still. Diese Stille benutzte ich, um die Hausthür zu suchen, und sprengte sie dann durch einen gewaltigen Andrang auf. Das Schießen und der Lärm des Gefechtes im Hause hatte meine übrigen Kammeraden herbeigezogen, die aber, statt in das Haus einzudringen und uns zu Hülfe zu eilen, sich begnügt hatten, draussen schlagfertig stille zu stehen. Wie ich heraus stürzte, wollten sie gleich losschießen, was kaum noch von einem mich erkennenden Reiter verhindert ward.

Nun vernahm ich das Entspringen des zuerst Verhafteten, den zu bewachen derjenige Reiter übernommen, welcher sich auf dem Zug freiwillig an uns angeschlossen hatte. Auch die Verhaftung eines dritten, welche Junker H***** selbst geleitet hatte, war mißlungen, und es begann im Dorfe unruhig zu werden. Nach einer kurzen Berathung, was nun zu thun, da einmal unser Zweck verfehlt war, und schwerlich mehr erreicht werden könne, wurde der Rückzug beschlossen. Um aber dem Feind unsere kleine Anzahl zu verbergen, und ihn auch wegen des Rückweges, den wir zu nehmen gedachten, irre zu führen, zogen wir unter starkem Lärm, als ob unser viele wären, einigemal durchs Dorf und dann über den Fluß nach Rorbas. Anfangs wollte unser phlegmatische Anführer wie im tiefsten Frieden daselbst absatteln lassen und der Ruhe pflegen, ließ aber doch zuletzt, auf die Bemerkung seiner Mannschaft, daß das unserm Häuflein in dieser feindlichen Gegend übel bekommen möchte, den Rückzug bis Bülach fortsetzen.

Am Morgen des 29ten erhielten wir unterwegs schon ausführliche aber übertriebene Berichte von dem für die Unsrigen so unglücklich ausgefallenen Gefecht bei Horgen, und deren Rückzug nach Zürich.

Von Horgen aus wurden die im gestrigen Gefechte Verwundeten zu Schiffe nach Zürich gebracht, und, was wohl ächt schweizerisch und für beide Theile gleich ehrenvoll ist, die Insurgenten schickten ihre eignen Verwundeten zugleich zu ärztlicher Verpflegung in die von ihnen bekriegte Stadt.

Am 1. April hieß es: Willi sei mit seinen Leuten auf das rechte Seeufer und ins Gebirg, um Verstärkung an sich zu ziehen, und dann neue Streifzüge zu machen, nachdem er am 29. März fruchtlos die Einwohner von Horgen, in einem an den dortigen Gemeindammann gerichteten Drohbrief, zum Zuzug aufgefordert hatte.

Bemerkenswerth ist, daß, während Abgeordnete aus den Gemeinden Wädenschwyl und Richtenschwyl sich nach Bern begeben hatten, den Landammann der Schweiz um seine Vermittlung zu bitten, welcher in einer unterm 18. März erlassenen Proklamation die Empörer zur Niederlegung der Waffen und Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung aufgefordert hatte, Willi nun dagegen seinen mit Drohungen begleiteten Aufforderungsbrief ausdrücklich mit den Worten schließt: „Keiner Proklamation zum Nichtaufbruch gehorchen wir außer einer vom fränkischen Minister!“

Da Winterthur als ein unbefestigter, aber mit Waffen und Vorräthen aller Art reichlich versehener Ort, von den Insurgenten leicht hätte können überrumpelt und zu ihren Zwecken gar gut benutzt werden, so wurde dahin, unter dem Befehl des aargauischen Hauptmanns Schmiel, eine Besatzung verlegt.

Am 4. April sollte Präsident Keller von Bänk, welcher der Theilnahme an der Empörung angeklagt war, gefänglich eingezogen werden, und ich nebst sechs andern Reitern diese Verhaftung ausführen helfen. Wie wir eine halbe Stunde von Winterthur entfernt waren, machte mich einer meiner Gefährten auf ein ganz außerordentliches geschwollenes Auge

meines Pferdes aufmerksam, und da die Geschwullst mit jedem Augenblick zunahm, und das Thier sehr zu leiden schien, so verließ ich den Zug, und ritt statt nach Bänk zu einem nahen Thierarzt. Ob du mehr oder weniger bei diesem Geschäfte bist, es wird auch ohne dich ausgeführt werden, ohnehin ist dir ja weder der Wohnort noch die Person des zu Verhaftenden bekannt, mithin ist es völlig gleichgültig, ob du mitziehest oder nicht. So rechtfertigte ich mein Wegreiten bei mir selbst. Allein die Verhaftung mißlang, und Keller entkam. Wie die zur Gefangennehmung Abgeordneten mit dieser Nachricht zurückkamen, und zugleich die Anzeige meines Entfernens vom Zuge machten, so wollten meine Entschuldigungsgründe meinen Obern nicht so gut einleuchten, wie mir selbst; ich erhielt einen scharfen Verweis, und mußte in Arrest wandern, kam jedoch auf Verwenden einiger Freunde bald wieder los.

Willi, der wohl einer der jungen Brauseköpfen gewesen sein mag, die von Weltklügeren bei noch zweifelhaftem Erfolg solcher Unternehmungen zum Herauslangen der Kastanie aus dem Feuer pflegen vorgeschoben zu werden, und dessen Anhang nun durch die Nachricht der immer zahlreicher in Zürich eintreffenden Verstärkungen verzagter geworden, ihn zu verlassen anfing, zog sich aufs rechte Seeufer zurück, und war nur noch auf seine Flucht bedacht, da sie ihm aber wegen einer am 28. März erhaltenen Wunde sehr erschwert wurde, so suchte er sich einstweilen in Stäfa einen Zufluchtsort, wurde aber bald verrathen und so wie Präsident Schnebeli von Affholtern, Häberling von Knonau und viele Andere minder Betheiligte gefänglich eingebracht.

Diejenigen Ortschaften, welche Antheil an der Empörung genommen, erhielten eidsgenößische Besatzungen, auch wurde ihnen zu Deckung der Kriegskosten beträchtliche Geldbußen auferlegt.

Am 25. April verurtheilte ein von dem Landammann der Schweiz niedergesetztes Kriegsgericht die Rädelsführer Willi, Schnebeli und Häberling zum Tode, die beiden erstern vertheidigten sich selbst mit vieler Fassung; und was bemerkenswerth ist, Schnebeli appellirte, wiewohl vom Gericht unbeachtet, an den Consul Buonaparte. Die gleich nach dem Urtheilspruch vollzogene Hinrichtung der drei Häupter der Empörung ergriff mich sehr; denn mir schwebte lebhaft vor, daß, wenn die im Jahr 1802 gegen die helvetische Regierung unternommene Empörung einen für unsere Parthei minder günstigen Ausgang genommen hätte, die eifrigsten Theilnehmer derselben ebenfalls ein hartes Loos möchte betroffen haben.

Nicht nur im Kanton Zürich, sondern in mehrern andern herrschte damals starke Gährung, und nur den kräftigen Maßregeln des energischen Landammanns der Schweiz ist es zu verdanken, daß ein schrecklicher Bürgerkrieg noch in seinem Entstehen glücklich unterdrückt werden konnte, welcher namenloses Elend über das Vaterland würde verbreitet haben, und der kaum anders als mit dessen Vereinigung mit Frankreich möchte beendigt worden sein.

meines Pferdes aufmerksam, und da die Geschwullst mit jedem Augenblick zunahm, und das Thier sehr zu leiden schien, so verließ ich den Zug, und ritt statt nach Bänk zu einem nahen Thierarzt. Ob du mehr oder weniger bei diesem Geschäfte bist, es wird auch ohne dich ausgeführt werden, ohnehin ist dir ja weder der Wohnort noch die Person des zu Verhaftenden bekannt, mithin ist es völlig gleichgültig, ob du mitziehest oder nicht. So rechtfertigte ich mein Wegreiten bei mir selbst. Allein die Verhaftung mißlang, und Keller entkam. Wie die zur Gefangennehmung Abgeordneten mit dieser Nachricht zurückkamen, und zugleich die Anzeige meines Entfernens vom Zuge machten, so wollten meine Entschuldigungsgründe meinen Obern nicht so gut einleuchten, wie mir selbst; ich erhielt einen scharfen Verweis, und mußte in Arrest wandern, kam jedoch auf Verwenden einiger Freunde bald wieder los.

Willi, der wohl einer der jungen Brauseköpfen gewesen sein mag, die von Weltklügeren bei noch zweifelhaftem Erfolg solcher Unternehmungen zum Herauslangen der Kastanie aus dem Feuer pflegen vorgeschoben zu werden, und dessen Anhang nun durch die Nachricht der immer zahlreicher in Zürich eintreffenden Verstärkungen verzagter geworden, ihn zu verlassen anfing, zog sich aufs rechte Seeufer zurück, und war nur noch auf seine Flucht bedacht, da sie ihm aber wegen einer am 28. März erhaltenen Wunde sehr erschwert wurde, so suchte er sich einstweilen in Stäfa einen Zufluchtsort, wurde aber bald verrathen und so wie Präsident Schnebeli von Affoltern, Häberling von Knonau und viele Andere minder Betheiligte gefänglich eingebracht.

Diejenigen Ortschaften, welche Antheil an der Empörung genommen, erhielten eidsgenößische Besatzungen, auch wurde ihnen zu Deckung der Kriegskosten beträchtliche Geldbußen auferlegt.

Am 25. April verurtheilte ein von dem Landammann der Schweiz niedergesetztes Kriegsgericht die Rädelsführer Willi, Schnebeli und Häberling zum Tode, die beiden erstern vertheidigten sich selbst mit vieler Fassung; und was bemerkenswerth ist, Schnebeli appellirte, wiewohl vom Gericht unbeachtet, an den Consul Buonaparte. Die gleich nach dem Urtheilspruch vollzogene Hinrichtung der drei Häupter der Empörung ergriff mich sehr; denn mir schwebte lebhaft vor, daß, wenn die im Jahr 1802 gegen die helvetische Regierung unternommene Empörung einen für unsere Parthei minder günstigen Ausgang genommen hätte, die eifrigsten Theilnehmer derselben ebenfalls ein hartes Loos möchte betroffen haben.

Nicht nur im Kanton Zürich, sondern in mehrern andern herrschte damals starke Gährung, und nur den kräftigen Maßregeln des energischen Landammanns der Schweiz ist es zu verdanken, daß ein schrecklicher Bürgerkrieg noch in seinem Entstehen glücklich unterdrückt werden konnte, welcher namenloses Elend über das Vaterland würde verbreitet haben, und der kaum anders als mit dessen Vereinigung mit Frankreich möchte beendigt worden sein.

I care not, Fortune, what you me deny;
You cannot rob me of free Natures grace;
You cannot shut the windows of the sky,
Through wich Aurora shews her brightning face,
You cannot bar, my constant feet to trace
The wood and lawns, by living Stream, at eve;
Let health my nerves and finer fibres brace;
Of Fancy, Reason, Virtue, nought can me bereave.

Thomson.

Tage an der Linth.

In den ersten Tagen des Novembers 1816 erhielt ich von Herrn Escher, Präsidenten der Linth-Aufsichts-Commission, dem edeln, uneigennützigen Mann, der mich, weil ich leider nur zu oft mit Menschen von entgegengesetztem Charakter in Berührung gekommen war, anziehen mußte wie der Magnet das Eisen, die Erlaubniß den Arbeiten an der Linth beizuwohnen, die ich dann auch sogleich, so wie noch späterhin im Jahr 1817 benutzte. Die Beschäftigung, die ich hier fand, trug nicht wenig dazu bei, mein niedergedrücktes Gemüth zu erheitern. Es folgt hier die Schilderung einiger in jenen so merkwürdigen Gegenden verlebten und für mich so genußreichen Tage.

An den Pastor Appenzeller auf Brütten.

Gießen, am 17. Christmonat 1816.

Deinen Brief erhielt ich gerade als ich nach Wesen ging. Noch thäte es Noth, eine Colonie fleißiger und reinlicher Menschen dahin zu schicken.

Ich wünschte du könntest gegen deine Kopfschmerzen die gleiche Arznei gebrauchen wie ich; nämlich zuweilen einen tüchtigen Ausflug ins Freie. Nach Herrn Eschers Rath habe ich einen solchen Ausflug nach Wallenstadt gemacht. Von Wesen bis Mühlihorn gings zu Wasser; von da auf einem sehr schmalen Fußpfad dem See entlang bis beinahe nach Wallenstadt, welches ein Seitenstück zu Wesen ist. Das Wetter war sehr schön und der Spaziergang einer der angenehmsten den ich in diesem Berglande gemacht habe; diese Gegenden gefallen mir je länger je besser; im Sommer muß es hier herum eigentlich zum Hüttenbauen schön sein. Auf den Höhen des jenseitigen Ufers liegen weit umher zerstreut die Hütten des jetzt so armen Dorfes Amden, von dessen Bewohnern so viele bei stockendem Erwerb nun von der Wohlthätigkeit ihrer glücklichern Mitmenschen zu leben genöthigt sind. Auch im übervölkerten Lande Glarus herrscht, besonders in den Gegenden die fast einzig vom Baumwollenspinnen sich nähren sollen, das nun fast gar nichts mehr abwirft, unbeschreibliches Elend, dessen Ende kaum abzusehen ist, da die Spinnmaschinen die Handgespunst ertraglos gemacht haben, das übervölkerte Land aber bei weitem nicht genug Pflanzland hat, um seine Bewohner nähren zu können.

Auf dieser Wanderung sah ich so manche mahlerische einsame Wohnung am Abhang der Berge, welche den Wallensee auf seiner Mitternacht-Seite begrenzen, gleichsam von der ganzen übrigen Welt durch Berg und See abgesondert.

Wie ruhig mögen da die Menschen leben, ihre herrlichen Obstbäume pflanzen und benutzen, und ihre Gärten und kleinen Weinberge bearbeiten, ungequält von Prozessen und so mancherlei andern Sorgen, die einem das Leben so arg verbittern können. Eine gute Weile saß ich unter einer Fichte auf einem in den See hineingehenden Felsenvorsprung, Quinten gegenüber, und wurde nicht müde, jene stillen Wohnungen durch das Fernrohr zu betrachten. Es wurde mir da ganz weich zu Muthe, als ich an mein ehemaliges eben so einsames und stilles Landgütchen, den Schauplatz meiner Jugendfreunden zurückdachte. Ich mußte mich gewaltsam losreißen, und eilte weiter, mit dem Vorsatz: wie die Fichte die Farbe der Hoffnung auch während des Winters, so auch ich meinen Gleichmuth in den Stürmen des Unglücks zu bewahren.

Die wunderschöne Natur, besonders bei Murg, heiterte mich vollends auf, und froh gestimmt kam ich nach Wallenstadt.

Du hast recht, ich muß gegen das Ungeheuer, die Hypochondrie kämpfen, ich fühle es, und fürchte, jener Drang nach Einsamkeit stehe in irgend einer Verbindung mit dem Dinge. Ich glaube, Arbeit in der freien Natur, und Umgang mit Menschen, welche diese lieben, wird mir Arznei werden; der dort oben wird es wohl noch zum erwünschten Ziele lenken; er vergißt ja selbst des Raben nicht. Also Geduld und Ergebung.

Ob ich im Ernst daran denke, mich hier anzusiedeln? Hätte ich nur erst so viel von den Trümmern meines Vermögens gerettet, um daraus ein Hüttchen und Gärtchen kaufen zu können; bis dahin baue ich nur noch Luftschlösser, und richte so mein kleines Hauswesen in Gedanken ein. Die Beschaffenheit der Jahrszeit macht mich nun gerade an den Ofen denken; der müßte nach der Sitte unserer Alten mit Bildern bemahlt sein, und zwar so:

Auf dem obersten schmalen Kranze wären allerhand Schweizerwaffen; auf dem schmalen Kranze, der den Ofen in der Mitte umgibt, die Wappenschilde der 22 Kantone; auf dem Kranze zu unterst am Ofen allerhand Ackerbaugeräthschaften; auf den verschiedenen Feldern (Kacheln) wären auf der vordern Seite Zwingli, Luther, Sokrates, Fenelon, Geßner, Hebel, auf einer der Nebenseiten, die 3 Eidgenossen, Wilhelm Tell, Curtius, Aristides, Cincinnatus, Winkelried, Wengi, Bruder Klaus, Kleinjogg, Copernicus, Pestalozzi, Joh. Müller, und auf der andern ein Ackermann, ein Säemann, ein Greis der Bäume pflanzt, die Aerndte, das Heuen, die Weinlese, das Hanfbrechen, Drescher, eine Spinnerin, eine Mühle, ein Bienenstand, ein Holzhacker abgebildet.

Ich dächte, an so einem Ofen sitzend, sollte der Stoff zu Gesprächen niemals ausgehen, und daß ein Knabe, der ein Paarmal an diesem Ofen gesessen hätte, Lust bekäme, zu wissen, was das eigentlich für Gesellen wären, die er da abgebildet sähe, und meine Freude wäre es, ihm solches zu erklären, er bekäme vielleicht Lust, dieselben näher kennen zu lernen, und wer weiß, wohin dieß führte. Die Bilder behielte er sicher im Gedächtniß, was eben kein Fehler wäre, denn das sind denn doch Menschen, an die man nie ohne Vergnügen denken kann. Nur gute Bursche dürften mir an den Ofen sitzen, es müßte eine Art Belohnung sein, für die, welche brav gearbeitet und sich sonst gut betragen hätten.

Neben meinen andern Geschäften würde ich auch die Bienenzucht recht im Großen treiben. Wäre es möglich, so wünschte ich den Gebrauch einführen zu können, daß jeder Bauer für seinen Hochzeitstag und die Geburt jedes Kindes einen Obstbaum auf den Gemeindsboden zu pflanzen hätte. Es wäre dieß ein Erinnerungswald, dessen Ertrag für die Bedürfnisse der Gemeinde sehr gut benützt werden könnte.

Reischen im Vaterlande
im Sommer 1817.

Bei trüber Witterung und etwas düster gestimmt, ergriff ich den Wanderstab und eilte den Bergen zu, um mein Gemüth zu erheitern.

Von der Ziegelbrücke aus kam ich über Nieder- und Ober-Urnen auf das Schlachtfeld bei Näfels, wo einst wenige hundert Glarner (die freilich damals noch keine Baumwollenspinner waren) gegen mehr als 13,000 Oesterreicher bewiesen, was redlicher Mannssinn und Freiheitsliebe vermag, während dort auf der Höhe von Beglingen Johannes von Werdenberg und mit ihm andere 1500 Bewaffnete (Männer mag ich sie nicht nennen) unthätig zusahen, wie ihre Waffengenossen im Thal erschlagen wurden, und dann feig nach Wallenstadt zurückflohen.

Diese Gegend war mir immer merkwürdig, und ist es jetzt besonders, weil sie durch die erste, Gott gebe nicht auch die letzte ächt gemein-eidsgenößische Unternehmung den Verheerungen der wilden Linth entrissen worden.

Dieses, von vielen ohne Sachkenntniß, oft aus kurzsichtigem Eigennutze getadelte, aber wahrhaft vaterländische Werk muß man erst in seinem ganzen Umfange kennen, so wie alle die Schwierigkeiten, welche ihm die Natur und eben so sehr der kleinliche Sinn vieler Menschen von Anfang bis jetzt entgegensetzen, muß den Schaden kennen, den dieses wilde Gewässer vormals anrichtete, und den Nutzen betrachten, den das noch unvollendete Werk jetzt schon stiftet, um es gehörig werthen zu lernen. Wahre Uneigennützigkeit ist so selten, daher das argwöhnisch-bittere Tadeln dessen, was sie thut. Gerade so geht es mit

der aus engherzigen Ansichten so schief beurtheilten neuen Kolonie, dieser Krone der Linth-Unternehmung. Das Land wurde physisch durch diese entsumpft, dessen Bewohner sollen es sittlich durch jene werden. Diese Anstalt gedeiht zum Segen des Ländchens, und es ist zu wünschen, sie möge aus dessen eignen Kräften väterlich unterstützt, so wie auch anderwärts, wo es Noth thut, nachgeahmt werden. Aber, aber, noch sind solche Gesinnungen, wie diejenige, welche die Stifter und Leiter dieser beiden Unternehmungen beleben, nicht so ansteckend wie der Schnupfen.

Doch laß uns weiter eilen. Da sind wir ja im Dorfe Nettstal. Noch sieht man hier deutlich die Spuren der in diesem Frühjahre daher gestürmten Staublauine. Der größte Theil der schönen Obstbäume wurde niedergeworfen, die größern zersplittert, die kleinern entwurzelt und Strecken weit fortgeschleudert; diese sind nun zwar wieder an ihre alten Stellen versetzt worden, allein vielen davon sieht man es an, daß sie wohl nie wieder blühen werden. Eine Menge Gebäude wurde dachlos gemacht und sonst beschädigt. Das ist einer der Nachtheile der sonst so vorzüglich anmuthigen Gebirgslandschaften.

Die brausende Löntsch zur Leiterin, schlug ich nun den Weg nach dem wildschönen Klönthal ein. Zu meiner Rechten hatte ich den schroffen Wiggis, zur Linken den gewaltigen Glärnisch. Bald gesellte sich ein Hirt zu mir, welcher mir dann erklärte, wie aus dem Klönsee das Holz durch die Löntsch ins Thal geflößt wird; er selbst, sagte er, beschäftige sich auch oft mit dieser zuweilen halsbrechenden Arbeit, bei welcher die Menschen an Stricken in die tiefen Klüfte des wilden Bergstroms hinunter gelassen werden, und so schwebend die etwa stecken gebliebenen Floßhölzer mit Stangen loszumachen suchen. Auch zeigte er mir mehrere schauerliche Stellen am steilen Abhang des Wiggis, an welchen kühne Menschen mit Lebens-

gefahr das Wildheu sammeln. Das heißt doch gewiß, im Schweiß des Angesichts sein Brod essen müßen, was eben kein Unglück ist, denn das macht muthig und stark, wie dieser gesunde Mann es auch war, der übrigens mit seinem Loos ganz zufrieden zu sein schien.

Auch in dieser Bergschlucht hat die dießjährige Lauine große Verheerungen angerichtet, und ganze Strecken Waldes niedergerissen; ein Schade, der um so bedeutender ist, da eben diese Waldung der Gegend als Schirm gegen die Lauinen gedient hatte, welche nun in Zukunft eine größere Strecke ohne Hinderniß fortrollen und so mit noch stärkerer Gewalt die tiefer liegenden Gegenden verwüsten können. Losgerissene Felsenstücke hatten den Weg sehr verdorben und beschwerlich gemacht, so daß ich dann recht froh war, als mir der am Ende der Schlucht einen andern Weg einschlagende Hirte das nahe Seerüti zeigte.

Meine Hoffnung, da ein recht gutes Frühstück zu finden, ward getäuscht; eine Schüssel Molken und Zieger war alles, was ich erhalten konnte, da, außer einem alten Weibe, alles Volk auf die Alpen gegangen war. Hungrig mußte ich meinen Weg nach Richisau, der letzten Glarner Sennhütte diesseits des Bragels, fortsetzen. Der Klönsee war ausgetreten, daher mußte ich mir einen eignen Pfad am Abhang des Wiggis suchen; eine Arbeit, die mühsam war, und oft gefährlich wurde.

Dieses kleine Thal mit seinem See hat einen eigenen düstern Charakter, und einen langen Aufenthalt möchte ich nicht in demselben machen. Gerne hätte ich das Denkmal in der Nähe betrachtet, welches ein Paar sinnige Glarner dem Idyllen-Dichter Salomon Geßner auf dem rechtseitigen Seeufer am Fuße des Glärnisch errichtet hatten, allein der dahin führende Weg war auch unter Wasser.

Eine Stunde war ich dann noch, wie einer der vom

Hunger getrieben wird, munter fortgeschritten, als ich an drei sich kreuzende Wege kam. Ueber den Bragel heißt es ja, es muß also bergan gehen, so dacht' ich, und schlug nun den gebahntesten dieser drei Wege ein, welcher aufwärts und nach der Gegend hinzuführen schien, wo ich Richisau vermuthete. Nach einer Viertelstunde gerieth ich in eine waldige und zugleich sumpfige Gegend, in der sich bald jede Spur eines Pfades verlor. Hohe Sumpfpflanzen verbargen tiefe Löcher, in die ich oft einsank; war ich dann aus einem wieder heraus, und über mächtige da verfaulende Baumstämme weggestiegen, so wars nur, um in noch tiefere zu versinken. Doch arbeitete ich immer frisch drauf los, um nach der Höhe zu kommen. Die Reste einer Schneelauine versperrten mir aber zuletzt den Weg. Da erblickte mich endlich ein Hirt, und rief mir zu; so gut ichs konnte, rutschte ich über den harten Schneehaufen, und ging dann mit dem Hirten in die nahe Sennhütte. Das war auf der Alp, das Ochsenfeld genannt. Reinlich siehts in diesen Sennhütten gar nicht aus, ich ließ daher Butter, Milch und Brod ins Freie bringen. Wie schmeckte dieß so herrlich. Wohl hatte ich früher auf meinen Kreuz- und Querzügen den Hunger auch einigemal kennen gelernt, es aber bald wieder vergessen. Dießmal hatte ich wieder eine kleine Spur davon. O Gott, wie mag es den armen Leuten zu Muthe sein, welche nun schon seit dem Frühjahr mit dem Ungeheuer zu kämpfen haben!

Wie ich so recht gesättigt war, ließ ich mich von den Hirten auf den richtigen Weg zurückbringen. Bald war ich in Richisau, und vernahm da, daß nur wenige hundert Schritte davon, gerade an der nämlichen Stelle, wo ich vom rechten Weg abgekommen, es schon manchem Wanderer wie mir ergangen sei. Die Sennhütten von Richisau liegen gar mahlerisch zwischen mächtigen Ahornen. Da eben gekäset wurde, so benutzte ich das schöne Feuer, meine ganz nassen

Kleider zu trocknen, und genoß indessen frischen Zieger und Molken. Das war Ueberfluß; die Strafe sollte aber auch nicht ausbleiben. In meinen halb trockenen Kleidern setzte ich dann die Reise fort. Vorher hatte ich mir aber eine sehr genaue Beschreibung des schwer zu findenden Weges machen lassen. Allein bald kamen wieder Schneelauinen, über die ich rutschen mußte: auch waren einige Bäche zu durchwaten, deren Wasser mir bis an die Knie reichte. Dieß unzeitige Bad und die zu häufig genossenen Molken verursachten mir einen sehr entkräftenden Durchfall. Zum Unglück traf ich noch auf eine gewaltige Lauine, die das ganze Tobel ausfüllte; sie überklimmend nahm ich eine falsche Richtung, und verstieg mich wieder. Vergebens suchte ich den verlornen Pfad, nirgends entdeckte ich eine Spur davon. Da stieß ich auf Schnee; dort gerieth ich in den Sumpf oder an schroffe Abhänge, und vor Ermattung konnte ich fast nicht mehr fortkommen. Zu allem Unglück kam noch ein Nebel daher, und schon wollte ich mich niederlegen, um da den folgenden Morgen abzuwarten, als eben ein Mann, der auch die Lauine überstieg, mich wieder auf den rechten Pfad zu leiten kam. Es war aber auch hohe Zeit, denn der Nebel wurde immer allgemeiner und dichter, und meine Kräfte hatten mich fast ganz verlassen. Wir reisten den noch übrigen Weg ins Thal ganz zusammen, und über seiner Erzählung vom abentheuerlichen Zug, den die Russen im Jahr 1799 über eben dieses Gebirg gemacht hatten, vergaß ich meine Leibschmerzen. Hätten wir früher statt Unterthanen Länder lauter gleich freie Brüder-Kantone in unserm Vaterland gehabt, nie hätten wir die Schande erlebt, fremde Kriegsheere sich auf unsere Unkosten inner unsern Grenzen herumbalgen zu sehen.

Der Nebel hatte sich indessen in einen heftigen Regen umgewandelt, und der Weg bis nach Muottathal war sehr beschwerlich; wie froh war ich dann, als endlich der sehr

reinliche Gasthof mich aufnahm. Nur sehr wenig aß ich von den Speisen, welche mir die Wirthin so reichlich wie für einen hungrigen Metzger (denn dafür hielt sie mich) aufgetischt hatte. Ein Glas Milch, mit Zucker und Kirschenwasser vermischt, trank ich als erprobtes Arzneimittel, und um 8 Uhr schon ging ich zu Bette, und erst um halb 9 Uhr des folgenden Morgen stand ich auf. Der Himmel war hell und ich wieder ganz gesund und munter. War die Wirthin über meinen Mangel an Eßlust verwundert, so hatte sie jetzt Ursache, es über das Gegentheil zu sein. Springend gings nun durch das so liebliche Muottathal, rechts und links sang das hier so kräftig-schöne Hirtenvolk auf allen Anhöhen; bleibe da traurig wer kann. Da wo der Weg sich scheidet, und der eine rechts nach Schwyz, links der andere zwischen hohen Felsen durch das enge Muottatobel sich hindurch zieht, schlug ich diesen ein. Bei Schönenbuch öffnet sich dann auf einmal eine der schönsten Aussichten über das Thal, auf den Flecken Schwyz und die Dörfer Seewen und Steinen. Ueber das auf einem schönen Hügel so anmuthig gelegene Ingenbohl, kam ich ganz unvermerkt durch einen eigentlichen Wald von Obstbäumen in das noch stark überschwemmte Dorf Brunnen. Da wars mir zu traurig, und ich fuhr nach einer kleinen Erquickung bei stürmischem See nach Buochs. Aber auch da weilte ich nicht lange; mich triebs nach Sachseln zu Bruder Klaus, wohin man mir den Weg über Kerns als den richtigsten bezeichnete. Wie ich dann so in Gedanken dahin schlenderte, gerieth ich im Kernwald auf einen Abweg. Ein kleines altes Mütterchen mit einer Mistgabel auf der Schulter, einem dampfenden Pfeifchen im zahnlosen Mund, und weiß der Himmel, welch noch andern hexenartigen Geräthschaften in der Hand, wies mir getreu den Weg nach dem lieblichen Flecken Sarnen. Von da gings dann längs einem der anmuthigsten unserer Seen nach Sachseln. Wohl sah ich

auf diesem Weg so manchen Fleck, auf dem ich eine Hütte bauen, oder lieber gleich eine von den vielen beziehen möchte, die vereinzelt auf den mit Wallnußbäumen bekränzten Hügeln so einladend da stehen; auch haben diese Menschen ein gewisses Etwas in ihrem ganzen Wesen, das, für mich wenigstens, „Bleib bei uns“ heißt.

Abends spät langte ich in Sachseln an, und besuchte sogleich noch die so schöne Kirche, wie man wohl selten eine so geschmackvolle in einem Dorfe antrifft. In derselben sind die Gebeine des seligen Bruder Klaus, so wie dessen Kutte aufbewahrt. Es wäre sehr zu wünschen, daß, so wie die Reste seiner irdischen Hülle, auch irgendwo sein versöhnender Geist sich aufbewahrt fände, denn er thäte oft Noth im lieben Vaterländchen. Allein es scheint manchmal, als sei dieser verloren gegangen, wie die Kunst der ächten Glasmalerei, wovon ich in der Gaststube des dasigen Wirthshauses zum Kreuz noch ein Paar schöne Denkmale aus der Vaterlandsgeschichte vorfand, und zu meinem innigsten Vergnügen bemerkte, daß der feinfühlende Wirth sie nicht, wie so viele andere thaten, an herumziehende Kunstjuden verhandeln wird.

Nie betrete ich diese Gegenden, an welche sich so mancherlei Erinnerungen knüpfen, ohne ein ganz eigenes erhebendes Gefühl. Es vergegenwärtigen sich mir da nicht nur ihre so merkwürdigen geschichtlichen Vorfallenheiten, sondern auch so mancherlei Züge reiner Sitteneinfalt, wahrer Herzensgüte und des stillen häuslichen Glückes, von denen ich da ungesucht oft Zeuge war, und dieß gehört zu den Eigenheiten dieser Ländchen, welche ihnen wohl eben so sehr zur Zierde gereichen, als ihre schönen Berge, Seen und Wasserfälle. Unvergeßlich wird mir immer bleiben, mit welch uneigennütziger Sorgfalt ich einst zehn Tage lang von der Familie Arnold zu Altdorf während einer heftigen Krankheit ver-

pflegt, und mit welcher Herzlichkeit ich jedesmal, so oft ich nachher wieder erschien, in jenem Hause aufgenommen wurde. Da vergißt man gänzlich, daß man sich in einem Gasthaus befindet. Mag auch der Löwe, der sich der Wirth zum Aushängschild gewählt hat, noch so schwarz aussehen, mir heißt das Haus „zur Heimath". Ich müßte Bogen voll schreiben, wollte ich all das Erfreuliche erzählen, dessen ich bei diesen biedern Bergbewohnern überall, wo ich auf meinen öftern Streifzügen hinkam, Zeuge war.

Hier von vielen solchen Sittenzügen nur einer.

Das Glas der Liebenden.

Als wenige Tage nach der Verschüttung des Goldauer-Thals im Herbstmonat 1806, durch welches ich ganz kurz vorher aus Italien ins Vaterland zurückgekehrt war, so viele nach dem verwüsteten Paradiese wanderten, schloß auch ich mich an eine dieser Gesellschaften an. Nachdem wir lange auf den grausen Trümmern herumgekrochen waren, welche das mir so wohl bekannte reizende Bergthal in eine traurige Wüste umgewandelt hatten, suchten wir endlich Ruhe für den müden Körper, deren er nicht minder als der von traurigen Gefühlen niedergebeugte Geist bedürftig war. Wir begaben uns in eine der Wohnungen, welche am Abhange des Rigibergs, in der Gegend, die der Fallenboden genannt wird, von der Verheerung verschont geblieben waren.

Freundlich wurden wir von den Bewohnern derselben empfangen. Vorzusetzen, sagten sie, haben wir euch leider wenig; etwas hartes Brod, einige Wallnüsse und Kirschenwasser ist alles, was unsere Hütte jetzt vermag; es sind harte Zeiten für uns, so sagte Franz, der alte Hausvater. Inzwischen hatte Maria, sein Weib, den kleinen Speisevorrath unter das Vordach der Hütte gebracht. Ein Trink-

geschirr aber mangelte noch. Wir bemerkten es Franzen. Maria! rief er seinem Weibe zu, Maria, bring doch geschwind das Glas her. Sie zögerte. Endlich ging sie kam aber bald ohne das Glas zurück, und entschuldigte sich, daß sie den Schlüssel zum Troge müße verlegt haben. Franz ging nun selbst hin, und da er nach einigem Suchen denselben nicht fand, nahm er ein Beil, und machte sich fertig, den Trog gewaltsam zu erbrechen. Jesus, Maria! schrie nun das Weib, ihm in den schon aufgehobenen Arm fallend, halt ein! da hast du eben den Schlüssel. Der Trog wurde nun geöffnet; er enthielt außer ein Paar Gebetbüchern das Sonntagsgewand dieser Leute, und in einer Ecke lag in ein Tuch gewickelt das gesuchte Glas. In Mariens Augen glänzten Thränen, und ihre Hand zitterte, als sie, mit dringender Bitte, ja recht sorgsam damit umzugehen, mir das mit einem Herzen, ein Paar Buchstaben und einer Jahrzahl bemalte Glas überreichte. Das fiel mir auf; ich fragte sie deßwegen, ob sie mir solches wohl verkaufen würde, indem ich es gerne als ein Andenken mitnehmen möchte. Und wenn ihr mir eine ganze Alp dafür gäbet, so verkaufe ich es nicht, war die Antwort. Seltsam fürwahr, erwiderte ich, es ist ja nur ein schlechtes Glas, für wenige Batzen könntet ihr doch ein weit schöneres haben. Ja, das ist wohl wahr, sagte sie; aber sehet, es ist halt ein liebes Andenken. Hier, fuhr sie fort, hier bin ich geboren und aufgewachsen; mein Franz war Senn im Muottathal, und damals, wie er mit mir verlobt war, und dann jede Woche einmal mich zu besuchen kam, so setzte ich ihm in diesem mit der Jahrszahl unserer Verlobung und den Anfangsbuchstaben unserer Namen bezeichneten Glas immer von unserm Kirschwasser vor; einen hübschern, schaffigern (arbeitsamern) Burschen gab es im ganzen Schwyzerland keinen als meinen Franz. Wir sind zwar nicht reich, wie ihr seht, aber gesund sind wir, Gottlob,

immer gewesen, und lieb haben wir einander stets noch; jetzt haben wir gesunde, starke und schaffige Söhne, wie einst Franz selbst es war, die helfen uns nun in unsern alten Tagen arbeiten. Den Sommer über sind sie als Sennen auf den Alpen, den Winter durch aber hier bei uns, und schnitzen allerlei hölzerne Geräthschaften und auch Reisestöcke, wie ihr dort in jener Ecke welche seht. Während das Weib mir so erzählte, folgten ihre Augen stets dem Gläschen, das bei der Reisegesellschaft herum kreiste, und erheiterten sich dann erst ganz, als sie es wieder zurück erhielt. Sogleich schwenkte sie es sorgfältig aus, wickelte es in das Tuch und verschloß es in den schützenden Trog. Zum Andenken kaufte ich mir einen der geschnitzten und mit Blei eingelegten Reisestöcke.

Als wir beim Abschied erfuhren, daß auch unserm Wirth etwas Land und ein Gaden mit einigen Käsen sei verschüttet worden, wollten wir ihm eine kleine Beisteuer geben, welche er aber ablehnte, indem es solche gäbe, die einer solchen Liebesgabe noch bedürftiger wären, wie dort der arme Toni, auf einen mit gefaltenen Händen vor der Hütte sitzenden Mann hinweisend, dem, während er auf der Alp gewesen, um die Kühe zu melken, Haus, Güter und all die Seinen im Schutte begraben wurden. Seit dem sitze er fast immer hier, und starre in dumpfer Verzweiflung in die ihm unkenntlich gewordene Landschaft, als suche er die heimathliche Wohnung und die lieben Seinen. Speise habe er seither wenig genossen; Gott werde ihn trösten. Schweigend näherten wir uns ihm, und reichten ihm unsere Gabe, die er, ohne sie nur anzusehen, und ohne einen Blick von der Verwüstung wegzuwenden, gleichgültig beisteckte. Möge ihn Gott bald getröstet haben.

Jenen Reisestock habe ich, wie so viel anders noch, verloren. Dieser Hütte aber, ihrer Bewohner und des armen

Toni's werde ich mich stets mit der herzlichsten Theilnahme erinnern.

Mit Anbruch des Tages machte ich mich wieder auf die Füße. Ueberall waren die Leute schon in ihren schönen Matten und arbeiteten, fröhliche Lieder singend. Wie ich, durch diesen Anblick heiter gestimmt, mein Morgenlied sang, rollte in einem Wägelchen stolz und ohne meinen freundlichen Gruß zu erwiedern, ein junger Herr an mir vorbei, der über seinen Frack noch ein Paar Oberröcke angezogen hatte; vor ihm lag ein gewaltiger Reisekoffer. Da aber die Fahrwege in diesem Land ein bischen holperig sind, so hatte ich ihn schon wieder eingeholt, ehe wir das am Fuße des Kaiserstuhls liegende Dörfchen Rudenz erreicht hatten. Es ist dieß zwar ein anmuthiges Oertchen, aber unheimlich wird's einem da beim Anblick der Trümmer von der Burg des Edelknechts von Rudenz, der aus niedriger Habsucht seinen Schwiegervater, den wackern Held von Laupen, den ehrwürdigen Rudolph von Erlach mit dessen Schlachtschwerdt so schändlich ermordete.

Zwei Wege gingen da in verschiedener Richtung, beide aber bergan. Ich war gerade ein wenig müde, und setzte mich deßwegen unter einen Baum, um einen Mann, den ich von Ferne herkommen sah, abzuwarten, und über den zu nehmenden Weg um Rath zu fragen. Ein noch rüstiger Alter mit ganz weissem Hauptbaar, eine ziemliche Bürde tragend, kam daher. Gelobt sei Jesus Christ! In Ewigkeit! Nach dieser gegenseitigen Begrüßung fragte ich dann: Lieber Alter, welcher von diesen zwei Wegen führt wohl über den Kaiserstuhl? Beide, war die Antwort, denn 30 Schritte von hier stoßen sie wieder zusammen. Seid ihr reich, fragte er nun. Ich erröthete, indem ich glaubte, er schlöße

das, weil er mich für zu bequem hielte, den Weg selbst zu suchen. Nein, erwiederte ich, reich bin ich nicht; aber warum fragt ihr dieß? Ha, sagte er, ich bin über 80 Jahr alt, und mich hungert jetzt eben, wäret ihr nun reich gewesen, ich hätte euch um eine Gabe angesprochen, so aber ——— Natürlich war ich jetzt reich.

Bald hatte ich den Kaiserstuhl überstiegen, und betrat nun das Lungernthal. Wollte ich je in Abgeschiedenheit von der Welt leben, so zöge ich in dieß ganz dazu geschaffene Thal, denn da findet sich Alles, was ein Freund der stillen und lieblich-großen Natur wünschen kann, an diesem freundlichen, waldumkränzten See, längs dessen oft steilem Ufer der Weg sich bis ins Dörfchen Lungern hin schlängelt. Nahe bei diesem Oertchen liegt am linkseitigen Seeufer, am Fuße des Berges, dicht bei einem Wasserfall und zwischen hohen Wallnußbäumen, seine Mühle so malerisch da.

Im Begleit eines kleinen Jungen erstieg ich dann den Brünig. Mit welchem Entzücken erblickte ich nicht nach 12 Jahren wieder zum erstenmal das schöne oberländische Hochgebirge mit seinen Firnen und Wasserfällen. Vor 14 Jahren auch hatte ich diese Gegenden in Gesellschaft meiner Jugendfreunde Appenzeller und R. bereist. Gott, welche Erinnerungen drangen sich mir auf, als ich so den Berg hinunter nach Brienz wanderte, um von da zu Schiffe nach Interlachen, dem schönsten Fleck unsers Vaterlandes zu fahren. Aber bald zwang ein heftiger Sturm meine Schiffleute zur Rückkehr, und mich zu einem dreistündigen Spaziergang auf dem holperigen Fußpfad längs dem rechten Seeufer. Die Landschaft nimmt sich aber der vielen Abwechslungen wegen von diesem Fußpfade weit hübscher aus, als auf dem See, wo man das Ganze auf einmal übersieht, und durch Einförmigkeit ermüdet wird.

Die Natur um Interlachen war noch die alte, aber von

meinen vielen vormaligen Bekannten wollte meinen spähenden Blicken keiner begegnen. Mit der Sonne war ich am folgenden Morgen schon wieder auf den Füßen, und besuchte die Gegend rings umher, Aarmühle, Matten, Unspunnen, G'steig u. s. w. Aber nirgends fand ich, den alten Doktor Ebersold in Aarmühle ausgenommen, eine bekannte Seele mehr. Dieser liebenswürdige Greis war noch der nämliche muntere Mann, wie vor 13 Jahren, da ich ein Paar so genußreiche Wochen in Breitingers, Meyers, Maurers und Appenzellers Gesellschaft in seiner traulichen ländlichen Wohnung verlebt hatte. Jetzt begriff ich den Sinn jenes alten Römer Fluchs: „Möge er alle seine Freunde und Bekannte überleben!"

Nun wollte ich noch nach der bekannten Beatenhöhle wandern. Wie ich mich zu Unterseen nach dem beßten Weg dahin erkundigte, sagte mir der Mann, an welchen ich mich deßwegen gewendet hatte, und der ein Schiffer war, oben im Gasthause seien einige Zürcher Herren, die nach Thun fahren wollten. In ein Paar Sprüngen war ich die Treppe hinauf und im Gastzimmer, und fand da beim Frühstück einen jungen Baron S * * * * r von Winterthur, dann den stolzen jungen Herrn, der mir vorgestern bei Sachseln begegnet war (es war eines reichen Kaufmanns Sohn von St. Gallen, der nach dem Leukerbad hinreiste, um seine verlorne Gesundheit wieder herzustellen); der noch übrige Zürcher war ein junger Preuße, welcher als Arzt den Feldzug unter Blücher mitgemacht hatte, und jetzt gekommen war, um in Tell's Vaterland zu botanisiren. Leicht ließ ich mich bereden, bis nach dem wegen seines sauern Weines und seiner so reizenden Lage bekannten Dorfe Merligen mitzufahren. Von da ging ich noch von der schönen Aussicht immer weiter verlockt, längs dem See bis Oberhofen. Nahe bei dem nun von einem Bauern bewohnten gewesenen Edel-

sitze Ralligen, kam ich auf meinem Rückwege zu einem artigen Bauernhause, das auf einem in den See hineingehenden Felsenvorsprung des hier ziemlich schroffen Ufers lag. Im Garten arbeitete ein junger Mann singend; ein munteres Kind sprang spielend um hin her. Ich sah ihnen eine Weile zu, und ließ mich dann mit dem Mann in ein Gespräch ein über seine Landwirthschaft. Ein kleiner Weinberg, ein noch kleineres Stück Pflanzland, dieser Garten und dieses Häuschen ist unser ganzes Pachtgut, sagte er, und dieß bearbeite ich mit meinem Weibe selbst, es verschafft uns genug Arbeit und hinreichenden Unterhalt und der Zins, den wir bezahlen, ist billig; auch eine Ziege haben wir, die uns mit Milch versorgt, und so leben wir still, glücklich und gesund.

Angenehm unterhielt mich das Bild dieser kleinen zufriedenen Haushaltung, und war mir abermal ein belehrender Wink, daß man eben nicht gerade reich zu sein braucht, um vergnügt und glücklich leben zu können. Ich vergaß darüber die Beatenhöhle, und kam, ohne recht inne zu werden wie, wieder nach Interlachen zurück.

Zufriedener gestimmt als beim Antritt der Reise, kehrte ich über den Brünig, Sarnen und Alpnach zurück. An diesem letztern Ort ist eine nun beinahe vollendete, zwar sehr schöne, aber in mancher Hinsicht für das nicht gar wohlhabende Dorf zu prachtvolle Kirche, aus dem Erlös eines ihm gehörigen Waldes erbaut worden. Von da schiffte ich nach Winkel, wo, wie an allen flächern Ufern des Vierwaldstättersees, die Ueberschwemmungen, so wie auch an unsern andern Schweizerseen, viel Schaden verursacht hatten.

Nahe bei Luzern traf ich noch mit einem alten Jugendfreunde zusammen, den ich seit manchem Jahre nicht mehr gesehen, der sich seither in dieser Stadt niedergelassen und verheurathet hatte. Er war eben mit seiner liebenswürdigen

Gattin und ein Paar allerliebsten Kindern auf dem Heimwege von Stanz begriffen. Ich brachte einen genußreichen Abend in seinem gastfreundlichen Hause zu, und kehrte dann am folgenden Tag noch eine gute Strecke, von meinem Freunde begleitet, über das liebliche Zug, in die zu meinem einstweiligen Aufenthalt erkornen Glarnerberge zurück.

Ein Traum.

Müde von der Reise und im Nachdenken über meine eignen Schicksale hatte ich mich in Sachseln, nach einem Besuch von Bruder Clausens Heiligthum, schlafen gelegt. Bald ruhte der Körper; nicht so mein Geist.

Mir kam vor, ich säße in einem wilden Gebirg an einem einsamen Pfade, unzufrieden mit mir selbst und mit der Vorsehung hadernd. Gefühllos für die erhabene Natur, die mich umgab, starrte ich in den finstern Abgrund des tobenden Bergstroms. Da hörte ich ganz dichte bei mir auf einmal folgenden Gesang:

Wenn schon aus tiefer Mitternacht
Gewitter mich umblitzen,
So zag' ich nicht; mein Vater wacht,
Er wacht, mich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zählen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer quälen.
Er sandte mir die Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh',
Des Ewigen vergesse.

Gesegnet sind die Lieder mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Ich stand auf, mich nach dem Sänger umzusehen. Erstaunt erblickte ich einen ärmlich gekleideten Greisen, an der andern Seite des Felsenvorsprungs sitzend; ein Korb mit Kräutern und sein Wanderstab lagen neben ihm. Still und von ihm unbemerkt horchte ich, bis sein Gesang, der mich so wunderbar ergriff, verstummte. Jetzt langte er aus seiner Tasche ein Stück schwarzes Brod, schöpfte sich mit der Hand einen Trunk aus dem vorbeifließenden Bache, und genoß mit heiterm Gesichte sein einfaches Mahl.

Armer Alter, dachte ich, wie mühsam mußt du den Abend deines Lebens fristen, näherte mich, bot ihm mein Fläschchen an, und sprach: Da Vater, labe dich mit diesem erheiternden Wein. Erheiternd?! sagte er, indem er lächelnd das Fläschchen mir wieder hinreichte, und mich dabei mit bedeutendem Blick ansah: Für dich muß er wohl diese Eigenschaft nicht haben, denn du scheinst eben nicht froh und glücklich zu sein. Nein, erwiderte ich, nein lange war ich es nicht mehr so recht; ich suche Ruhe und verlornes Glück, aber vergebens forsche ich überall nach ihm, oft schon glaubte ich mich am Ziele, haschte darnach, und — ergriff einen Schatten. Bald zweifle ich, mein Ziel je erreichen zu können.

Liebreich faßte der Greis meine Hand, und sang mit herzlicher ausdruckvoller Stimme:

Glaub's, fruchtlos ist dein Reisen,
Dein Suchen weit und breit,
Nie find'st den Stein der Weisen,
Fehlt dir Vergnüglichkeit.

Leb' froh am kleinen Herde,
Wie mancher brave Mann;
Trag' muthig deine Bürde
Auf deiner Lebensbahn.

Hier magst nicht ewig weilen,
Dort ist das Vaterland;
Doch frommt's nicht hinzueilen,
Laß walten Gottes Hand.

So denk' stets, und deßwegen,
Vertrauend bloß auf Ihn,
Such' du auf deinen Wegen
Nur das, was frommt dorthin.

Die Freundschaft edler Seelen
Wird einst dann dort dein Lohn.
Wird schwer dir noch das Wählen,
Erringst du nie die Kron'.

Dann nahm er seinen Korb und Stab, und hieß mich ihm folgen. Unser Pfad wand sich durch schauerliche Gründe; wir mußten über manche Felsen klimmen, die mir unübersteigbar vorkamen. Der Greis schien alles nicht zu achten, immer frohen Muthes schritt er fort. Fand er dann zuweilen ein Blümchen am Wege, so pflückte er es, so wie manche Kräuter, die hier und da zwischen den Felstrümmern kümmerlich wuchsen, lehrte mich ihre heilsamen Kräfte kennen, machte mich auf die Größe und Schönheit der Natur aufmerksam, pries die Allmacht und Liebe des Schöpfers, welche sich so herrlich in allen seinen Werken offenbaren, und gab mir Winke über die Weisheit der unerforschlichen Wege der Vorsehung. Inzwischen war es Nacht geworden, und wir waren auf dem Gipfel eines Berges angelangt. Mit unbeschreiblichem Glanze strahlte uns das Sternenheer entgegen. Viel, sagte nun der Greis, viel sind der Wunder Gottes hier auf dieser Erde schon vor unsere Augen und zu unserer Belehrung ausgestellt, und unendlich mehr als wir zu fassen

vermögen; und siehe dort jene Unendlichkeit von Welten! Er lenkt und regiert sie alle, und vergißt auch nicht des geringst scheinenden seiner Geschöpfe. Er leitet jedes, auf mancherlei Wegen zwar, zum Ziele, zur Glückseligkeit.

Dann führte mich der Greis auf einem schmalen Pfade von der Höhe hinunter. Bei einer Hütte, es däuchte mir sie schon früher gesehen zu haben, blieb er stehen. Es wird spät, sagte mein Führer, nnd noch ist's ein weiter Weg bis zu meiner Heimath, laß uns hier einkehren; der Bewohner dieser Hütte, ein armer aber zufriedener und darum glücklicher Mann ist mein Freund, mit Freuden wird er auch dich unter sein Dach aufnehmen. Jetzt pochte er an der Thüre. Bald erschien der glückliche Mann. Beim Schein der Lampe, die er trug, erkannte ich Franz auf dem Fallenboden. In meiner Freude darüber — erwachte ich.

Geschrieben an der Ziegelbrücke bei Niederurnen im Sommer 1817.

Tage an der Linth.

An den Pastor Appenzeller auf Brütten.

Wesen, Sonntags den 29. Heumonat 1817.

Heute war das Wetter so schön und alles so still um mich her; es trieb mich nach den Bergen. Ich ging durch die Kolonie nach Bilten und entschloß mich, die höchste Spitze des Biltenberges, das Hirzli genannt, zu ersteigen. Es war eilf Uhr, als ich am Fuße des Berges ankam, wo ich einen jungen Ziegenhirten als Führer mitnahm. Die Hitze war groß, der Weg steil, mitunter gefährlich, da der Bursche mich, der Kürze wegen, auf Ziegenwegen geführt hatte. Auf der Hälfte des Weges legte ich mich im Schatten eines Buchenwäldchens nieder. Die Aussicht in das Thal der Linth

war gar zu schön, ich wäre da gerne, weiß Gott wie lange geblieben, hätte der hungrige Ziegenhirt mich nicht an den Aufbruch erinnert. In der Alphütte vom Hirzli rüstete uns der Senn eine kleine Mahlzeit von Milchspeisen, von denen ich jedoch nur wenig genoß; der Junge ließ es sich desto besser schmecken. O, es war eine rechte Herzensfreude für mich, den armen Ausgehungerten so mit inniger Lust sich auch wieder einmal recht satt essen zu sehen. Er war so seelenvergnügt. Nach dieser Erquickung geleitete uns der Senn selbst nach der obersten Höhe. Ein ziemlich steiler Pfad führt dahin. Zur rechten Seite ist ein gäher Abhang bis in die Ebene von Bilten, zur linken ein fast eben so steiler nach der Hirzlialp zu. Die letzten hundert Schritte war der Pfad kaum anderthalb Fuß breit, und ging an vielen Stellen über loses Gestein. Die Aussicht, die man oben genießt, entschädigt aber reichlich für das mühsame Erklettern.

Es bietet sich dem Auge ein herrlicher Ueberblick dar. Gegen Mittag und Morgen das Hochgebirge von Uri, Glarus und Appenzell in seiner ganzen Majestät; in der Tiefe der düstere Wallensee, und, wie auf einer Landkarte, die Spuren des ehemals ungeregelten Laufs der Linth, und die neuen Kanäle in denen sie so ruhig dahin fließt; gegen Abend liegen die niedrigen Schwyzerberge, wo der Rigi dann den Schluß macht; gegen Nordost der Bodensee mit seinen Umgebungen bis weit in die schwäbischen Ebenen; dann übersieht man noch einen großen Theil des fruchtbaren Thurgau's und des St. Gallischen; näher dann noch den Alman, einen großen Theil des Zürichersees mit seinen lieblichen wohlbebauten Ufern; und über diesen hinaus noch den Pfeffiker- und Greifensee. An diesem letztern konnte ich den Vorsprung sehr gut sehen, auf welchem der einsame Meierhof „die Fluh" liegt, welchen ich diesen Vorsommer bewohnte, und welchen auch du aus dem Fenster deines Studierzimmers siehst.

Der Himmel bewölkte sich, und der Senn erinnerte, daß es Zeit sei, auf den Rückweg zu denken, wenn wir nicht Lust hätten, uns tüchtig beregnen zu lassen. Wir ließen's uns gesagt sein, und schlugen nun den nächsten Weg nach Niederurnen ein. Da aber der Ziegenhirte desselben nicht am beßten kundig war, so geriethen wir, als uns kaum der Senn verlassen hatte, auf Abwege, und endlich in die Runse eines nun trockenen Bergbaches, den der Junge für einen Geißpfad ansah. Mühsam rutschten wir hinunter, und spürten es bald an Händen und Kleidern, daß wir den richtigen Weg verfehlt hatten. Allein wir mußten um so eher auf dem nun einmal eingeschlagenen Pfade forteilen, da der Himmel sich je länger je stärker überzog, und in der Ferne der Donner rollte. Kaum waren wir auch auf die Höhe von Niederurnen und da endlich in den eigentlichen Weg gekommen, so fing es heftig zu regnen an, und durch die kaum verlassene Runse floß jetzt ein Bach, der manchen Stein mit hinunter rollte. Wir hatten alle Ursache, uns Glück zu wünschen, daß das Gewitter uns nicht in jenem gefährlichen Pfade ereilt hatte. Nach dieser mühevollen Wanderung erquickten wir uns noch an der Ziegelbrücke, und ich schlief dann die ganze Nacht so herrlich, wie jedesmal nach einer solchen körperlichen Anstrengung.

Der Vorabend des Bettages 1817.

An den Pastor Appenzeller in Biel.

Wesen, am 12. Herbstmonat 1817.

Lange schon hatte ich mir vorgenommen, einen der höhern Berge dieses schönen Landes zu besteigen. Die Witterung war günstig, und ich beschloß den Bettag dazu anzuwenden. Am

Vorabend desselben ging ich um 4 Uhr Nachmittags nach Mollis. Während ich da zu einem Butterbrod ein Glas Wein genoß, ließ ich mir vom muntern Bärenwirth Legler den Weg auf den Schilt beschreiben; in der nämlichen Zeit machte er mir aus einem Speer, welcher, wie er bemerkte, wohl schon in der Schlacht bei Näfels gute Dienste geleistet haben mochte, einen tüchtigen Bergstock zurecht.

Der Weg von Mollis bis über die Berge (so heißen hier die untern Bergbezirke, von denen das Heu noch zum Winterfutter eingesammelt wird) und bis auf die untere Staffel war nicht sehr steil und recht angenehm. Viele Hirten traf ich an, welche von den Alpen ins Thal hinunter gingen, aber Niemand, der die gleiche Straße mit mir nach der Höhe zog. Lange war ich immer rüstig bergan gestiegen, und die Sonne war bereits untergegangen, aber noch war ich nicht am zweiten Staffel. Irre gehen, dacht' ich, kannst du nicht leicht, da ich meist die Bergspitze, die das Ziel meiner Reise war, vor mir sah, und verlor ich diese etwa aus dem Gesichte, so gaben mie die gegenüberstehenden Berge Wiggis und Glärnisch wieder Weisung. Daher kümmerte es mich wenig, daß es immer dunkler wurde. Aber jetzt kam ich zu drei in verschiedenen Richtungen laufenden Wegen, von denen ich den mittelsten wählte, welcher sich dann aber nach einer halben Viertelstunde bei einem Bergbach im Gehölze verlor. Nun trachtete ich, ohne erst nach den drei Scheidewegen zurückzukehren, was wohl das Klügste gewesen wäre, auf den sich rechts ziehenden Pfad zu kommen, vertiefte mich aber immer mehr ins Gebüsche. Nirgends war eine lebendige Seele und auch keine Spur eines Weges zu sehen, und schon machte ich mich darauf gefaßt, diese Nacht, wie so manche während meines Kriegerlebens, unter freiem Himmel zuzubringen, als ich zu meiner Freude das Geläute einer Heerde vernahm. Da arbeitete ich mich dann, so gut ich konnte, nach der

Gegend hin, von welcher her der so willkommene Schall kam, und drang durch Dornen und Gebüsche. Noch hatte ich eine steile Anhöhe zu überklettern. Der hungrige Magen ermunterte die ermatteten Glieder zu dieser letzten Anstrengung ihrer Kräfte. Der Gedanke, jetzt wirst du bald bei der ersehnten Alphütte anlangen, wie herrlich wirst du dir da Milch, Butter und Zieger schmecken lassen, und wie herrlich dann auf dem weichen wohlriechenden Heu schlafen, ermuthigte mich bei jedem neuen Hindernisse, auch dieß noch zu besiegen. Endlich war die Höhe erklommen. Aber nun war das Geläute verstummt. Vergebens rief ich; nirgends woher eine Antwort. Statt der Sennhütten sah ich die schroffe Fluh des Fronalpstocks vor mir. Es war schon ganz dunkel, und weiter gehen konnte ich ohne Gefahr nicht mehr wohl; es blieb mir daher nichts übrig, als das Maul zu wischen, eine Gedankenmahlzeit zu halten und mich mit Geduld in mein Schicksal zu fügen. Mit Händen und Füßen suchte ich zwischen den herumliegenden Felsstücken eine Schlafstelle, und raufte Gras zu einer Unterlage zusammen. Da ich stark erhitzt und in vollem Schweiße war, es aber in diesem Gasthofe ziemlich frisch machte, so band ich, um gefährliche Erkältung zu verhüten, ein Tuch um den Kopf, deckte die erhitzte Brust mit meinem seidenen Halstuch, und legte mich sodann in mein Felsenbett. Der Himmel war ganz unbewölkt, und die Sterne funkelten so prachtvoll. Mit dem Schlafen wollte es lange nicht gehen. Erst machte ich allerlei Kalender; dann aber dachte ich: zu Hause bist du zwar jetzt nirgends, doch, ist nicht die Erde auch ein Theil des großen Vaterhauses? und sind wir Menschen nicht alle Kinder eines Vaters? du also allenthalben unter Brüdern, und folglich auch zu Hause. Auch jene funkelnden Sterne sind Wohnungen im Vaterhause; Gott aber ist überall, und wo Gott der Vater ist, da sind ja auch die Kinder in der Heimath. Nun überdachte ich meine Schick-

sale, und da kam mir alles ganz anders vor, als zuweilen in trüben Stunden, und mit ganz eigenen Gefühlen sang ich dann mein Abendlied, und entschlief. Bald aber weckte mich der Frost. Aus der Stellung der Sterne sah ich, daß es um Mitternacht sein mochte. Das Lager war auch gar zu hart, und ich war vom Thau ganz durchnäßt. Ich sammelte mir daher zur Verbesserung meines Lagers noch mehr Gras, legte mich wieder hin und entschlief bald. Als ich zum zweitenmal erwachte, war ich ganz steif vom Frost, und nun auch noch auf der andern Seite ganz naß vom Thau. Tag war es zwar noch nicht; allein ich sah zu meiner Freude den Orion über der Fluh erscheinen, und mir den Trost bringen, daß die Zeit meiner Erlösung sich nähere. Bis die Dämmerung angebrochen war, mußte ich freilich auf meiner Lagerstätte noch ausharren, machte mir aber dabei so viel Bewegung als ich nur konnte, sowohl um mich zu erwärmen, als um meine steif gewordenen Glieder wieder in Gang zu bringen. Als es dann heller geworden war, hatte ich von meiner kalten Herberge aus eine recht schöne Aussicht. Gerade mir vorüber der Glärnisch und Wiggis, und zwischen beiden, wie in eine Rahme eingeschlossen, der Spiegel des Klönsees; unten, noch ganz in Dämmerung eingehüllt, das Thal der Linth mit seinen Flecken und Dörfern. So schön aber dieß alles war, mochte ich mich doch nicht länger mehr aufhalten.

Um auf dem Weg nach den Schilt zu kommen, mußte ich wieder eine ziemliche Strecke zu den Hütten des mittlern Staffels der Schiltalp bergunter steigen. Die Sennen hatten sie aber noch nicht bezogen. Von da gelangte ich endlich auf einem sehr guten Pfade zur obersten Staffel. Dicht hinter meinem Morgengruße folgte auch die Bestellung eines tüchtigen Frühstücks. Während dessen Zubereitung wärmte ich mich am Feuer und trocknete meine ganz durchnäßten Kleider. Einer der Hirten sagte mir, so eben sei auch ein Fremder

da vorbei und nach der Höhe des Schilts zu, und ich würde ihn wahrscheinlich noch einholen können; allein die Forderungen des Magens waren zu dringend, und da es obendrein schon zu spät war, um noch vor Sonnenaufgang die Spitze des Berges zu erreichen, so hatte ich weiter keine Eile.

Nachdem meine Kleider getrocknet und die Bedürfnisse des Magens befriedigt waren, setzte ich nach der Anleitung des Hirten meine Reise weiter fort. Da ich aber seine Anweisung, mich immer dichter an die Fluh zu halten, allzu buchstäblich nahm, so gerieth ich auf einen Geißpfad, der sich endlich auf einem steilen Abhang in losem Gesteine verlor. Rückwärts konnte ich nicht mehr wohl, und vorwärts gings schwierig genug, und zudem mußte ich's gewärtigen, daß mich dieses Klettern am Ende bloß auf eine schroffe Fluh führe. Ein Hirte, der mich von ferne erblickt hatte, rief mir zu, stehen zu bleiben, kam mir dann entgegen und brachte mich wieder auf den rechten Weg, den ich um einige hundert Fuß überstiegen hatte. Von diesem Hirten geleitet, erreichte ich endlich die Spitze des Schilts. Der Schnee lag noch in großen Feldern in diesen obern Berggegenden; aber dichte neben dem Schnee fand ich die schönsten Blumen und Kräuter, besonders viele große und wohlriechende Vergißmeinnicht. Oben traf ich dann den mir vorausgeeilten Fremden an; es war ein Welsch-Neuenburger, mit einem Führer aus Glarus.

Der Morgen war recht hell gewesen, allein als ich oben ankam, war die Sonne längst aufgegangen, und die entferntern Gegenden waren in Dünste verhüllt. Dagegen aber lagen die Glarner Berge und ihre Thäler wie ein recht anziehendes Gemälde vor mir. Der Schilt ist vielleicht einer der günstigsten Punkte, um die Glarner Gebirgswelt zu betrachten. Ich konnte mich eines gewissen beengenden Gefühls nicht erwehren, wenn ich auf das sonst so liebliche aber scheinbar

wenigstens gefahrvoll gelegene Enneda hinunterblickte. Die Aussicht des Schilts ist durchaus von der des Rigi's verschieden; man befindet sich schon mitten im Hochgebirge, die Bilder die da dem Auge sich darbieten, sind aus einer wildschönen Natur, lauter Gemälde wie Salvator Rosa's, besonders wenn man sich gegen Süd-Ost wendet. Ich werde diesen Berg noch oft besuchen. Mit meinem neuen Reisegefährten stieg ich dann einen eben so bequemen als gefahrlosen Weg nach Glarus hinab.

Abends trat ich meinen Rückweg an, der aber etwas langsam von Statten ging, denn meine Glieder wurden mir auf den Abend ganz steif, was ich, wohl nicht ohne Grund, den Thaubädern der vorigen Nacht zuschrieb. Hier angelangt trank ich dann einen recht warmen Glarner-Thee, legte mich zu Bette, und befinde mich nun heute wieder so wohl wie der Fisch im Wasser.

Solche Ausflüge, die kalten Nachtherbergen und Thaubäder abgerechnet, die, wenn sie zu oft vorkämen, der Gesundheit doch nachtheilig werden möchten, sind immer meine Erheiterungsmittel gewesen.

Starke Bewegung im Freien, besonders Bergsteigen, ist wahre Arznei für jeden, der, wie wir beide, Anlage zur Hypochondrie hat.

Schweizerische Redlichkeit.

Sonntags den 23. Wintermonet kam Jakob Tschäpet, genannt Buonaparte, von Bözingen, bei Biel, mit seinem Weibe zu Frau Robert, der Eigenthümerin des Schlößchens Mett, um mit derselben vor ihrer Abreise nach Bern abzurechnen.

Unter anderm hatte er ihr auch 10 Weinstöcke geliefert, die sie, als von vorzüglicher Art, zum Geschenk für einen Freund

bestimmt hatte. Frau Robert fragte ihn, wie viel er für die Weinstöcke berechne. 7 Batzen, war die Antwort. Während Tschäpet das ihm vorgesetzte Glas Wein trinkt, übergibt Frau Robert dem Weibe des Taglöhners Geld, und diese steckt es, ohne erst nachzuzählen, ein. Wie es Abend war, gingen der Winzer und sein Weib nach Hause.

Gerade wie wir uns zum Nachtessen niedersetzten, kömmt Tschäpet athemlos aufs Schloß gelaufen. Frau Robert, welche glaubte es wäre ihm ein Unglück widerfahren, erkundigte sich mit Theilnahme nach der Ursache seiner so hastigen Rückkehr.

Tschäpet: Ach Gott, es ist ein Irrthum in unserer Abrechnung, ja ein recht großer Irrthum.

Frau Robert: Nicht doch, daß ich wüßte.

Tschäpet: O, doch! Sehen sie nur: wie wir zu Hause ankommen, gibt mir mein Weib dieses Geld; ich überzähle, rechne und rechne, und kann so vieles nicht herausbringen. Da frage ich mein Weib, woher hast du all' dieß Geld? Von Frau Robert erwiedert sie, sie übergab es mir als den Betrag unserer Abrechnung, und ohne es anzusehen steckte ich's ein. Nun sehen Sie selbst, so viel betrugen meine Taglöhne, 7 Batzen sind für die Weinstöcke, und hier das Uebrige ist alles zu viel.

Frau Robert: Kostet denn nicht jeder Weinstock 7 Batzen?

Tschäpet: Mein Trost nein; alle 10 zusammen kosten so viel.

Frau Robert: Nun so ist ja das Unglück so groß nicht, guter Jakob, ihr hättet ja immerhin erst morgen herkommen dürfen.

Tschäpet: O, wie hätten wir schlafen können, mit Geld im Haus, das nicht rechtmäßig uns gehörte!

So handelte im Theurungsjahr 1817 ein armer Taglöhner gegen die reiche Gutsbesitzerin.

Es gibt Menschen, die kein so zartes Gewissen haben, wie der redliche Tschäpet. Allein da früher oder später auch das stummste Gewissen erwacht, so wäre dann jenen Menschen, als sehr schickliche Unterhaltung in schlaflosen Stunden, das Lesen des Hebelschen Gedichts: „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg“ anzurathen, gegen dessen Schluß es also lautet:

«Wer de Ploggeist isch», seit jez der Engel, «das frogsch mi!
«es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre.
«Wemme früeih verwacht, um vieri oder fünfi,
«steht er vorm Bett mit große füürigen Auge,
«seit eim guete Tag mit glühige Ruthen und Zange.
«S'hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
«Wemme bette will, enander no hebt er eim's Muul zu.
«Wemmen an Himmel luegt, so streut er Aschen in d'Augen;
«het me Hunger, und ißt — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
«möchte me z'Obe trinke, er schüttet eim Gallen in Becher.
»Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
»Schlicht me wie ne Schatte, so seit er: Jo, mer wen g'mach thue,
«Stoht er nit i der Chilchen, und sitzt er nit zu der ins Wirthshaus?
«Wo de gosch und wo de stohst, sin G'spenster und G'spenster.
«Gosch ins Bett, thuesch d'Auge zu, so seit er: s'pressiert nit
«mittem Schlof. Los i will der näumes verzehle:
»Weisch no, wie de g'stolle hesch, und d'Waisli betroge.
»So und so, und das und dies; und wenn er am End isch,
«Fangt er vo vornen a, und vill will's Schlofe nit sage.»

So het der Engel g'seit.

Wer Ohren hat zu hören der höre.

Rückreise von Mett.

An den Pastor Appenzeller in Mett, bei Biel.

Ende Januar 1818.

Du glaubtest wohl bei deinem Weggehen nach Biel mich, wie gewohnt, noch in den Federn und meinen Reisesack leer an der Wand hängend zu finden? Allein, früh wie ich mirs vorgenommen, stand ich auf, und zog mich an, ungeachtet der heftige Regen, den der kalte Wind an das Fensterchen meiner Zelle trieb, mir gar kein angenehmes Reisewetter verkündigte. Ich hatte mir nun einmal den Marschbefehl gegeben, und den mußte ich doch wenigstens eben so gerne befolgen, als ich in den oft unwillkommnern während meines Kriegerlebens mich fügen mußte.

Ihr Alle schlieft noch, als ich das Schlößchen verließ; auch in Biel regte sich noch keine Seele, als ich durch seine mit Glatteis belegten Gäßchen glitschte. Eben schlug's fünf, wie ich am Schloß Nydau vorüber ging, dessen gastfreundschaftlichen Bewohnern ich, wär's später am Tage gewesen, gerne noch einen Besuch abgestattet hätte. Schon regten sich überall die thätigen Bewohner des reinlichen Städtchens.

Die Witterung wurde immer unfreundlicher, und ich mußte mich gegen den heftigen und mit Schneegestöber vermischten Regensturm ordentlich fortzwingen. Unter solchen Umständen wird man wohl zuweilen etwas mißmuthig, dieß widerfuhr nun auch mir; und da ich, wie du weißt, kein Raucher bin,

und doch gerne die Beschwerden dieses Lebens verscheucht hätte, so langte ich den von deinen sorgsamen Hausgenossen in meinen Reisesack gesteckten Speisevorrath hervor, setzte mich auf einen Stein, und bald war's mir gelungen, alle meine großen und kleinen Sorgen zu veressen und vergessen. Dieses Mittel hat auch auf meinen ganz prosaischen Magen immer besser gewirkt, als der freilich viel poetischere Dampf der Tabackspfeife.

Wie es nun Tag geworden, war ich recht froh, ein gutes Stück Wegs in der Dunkelheit zurückgelegt zu haben, denn die Gegend, die ich bis dahin durchwandert hatte, soll nichts weniger als anmuthig sein. Der Anblick des, wie alle Städtchen des Kantons Bern, so reinlichen Aarbergs, so wie die von da an schon schweizerischere Landschaft stimmte mich nun vollends ganz heiter.

Ich hatte mir vorgenommen, in Seedorf ein wenig auszuruhen, allein als ich in dieses Dorf kam, und da das beinahe prächtige Wirthshaus so zwischen den, für diesen Kanton ungewöhnlich ärmlich aussehenden Hütten erblickte, erinnerte es mich so stark an Goldenthal, wie es war, ehe Oswald daselbst Ordnung geschaffen hatte, daß ich, ohne mich aufzuhalten, vorüber eilen mußte. In Brütten steht zwar auch nur ein schönes Haus; aber es ist das im Theurungsjahr 1816 von der Gemeinde erbaute Schulhaus.

In Neubruck, dessen so malerische Lage mich sehr anzog, machte ich Halt. Der dasige Wirth sollte seine Kreide besser spitzen, denn sie schrieb völlig doppelt.

Nie kann ich mich Bern ohne eine eigne Empfindung nähern. Auch dießmal schlug mein Herz rascher, als ich die Heimath der Erlache, Bubenberg, Hallwyl, Haller und Bonstettens, der mir wegen Johannes Müller so lieb ist, und so vieler anderer hochherziger Männer erblickte, und bei dem nun ganz heiter gewordenen Himmel die majestätische Alpen-

kette übersah. Lange schwelgte ich so recht eigentlich im Anblick dieser erhabenen Natur.

Ich war sehr froh, im Hause unserer Frau Robert meinen Reisesack ablegen zu können, denn das Gehen auf den mit Glatteis überzogenen Wegen hatte mich äußerst ermüdet. In der Nähe dieser ungezierten, frohsinnigen Frau fühlt man sich so behaglich, und vergißt schnell alle die kleinen Mühseligkeiten der Reise. Als ich nun ausgeruht hatte, führte sie mich in das Rauch- und Lesekabinetchen, welches sie auf dem obersten Theile des Hauses ihrem Tochtermanne, Herrn S****, ohne sein Vorwissen ganz nach ihrer eignen Art einrichten läßt. Versäume es ja nicht, wenn du nach Bern kömmst, dich dahin führen zu lassen, denn die Aussicht, die man da auf die nächsten Umgebungen der Stadt und nach dem Gurten hat, ist wunderschön, und dann wirst du diese Frau noch mehr schätzen, die wie die mir aus deinem Tag an der Linth bekannte Gattin des Pfarrers zu P***** fort und fort darauf bedacht ist, Andern und jedem nach seiner Weise, Freude zu machen.

Den Abend brachte ich im Stämpflischen Hause eben so angenehm zu, als die zehn Tage, welche ich im Winter 1813 — 1814 wie ein Mitglied, und nicht wie ein Fremdling im Kreise dieser ächt-schweizerisch traulichen Familie verlebt hatte. Du, der du meine damalige Lage kennst, fühlst am beßten, wie wohlthuend mir Verlassenen eine solche Umgebung sein mußte. So fand ich oft noch unter sogenannten Fremden in herzlicher Aufnahme Entschädigung für so vielfach und schmerzlich getäuschte Hoffnungen und so bittere Lebenserfahrungen.

Noch machte der Türke Aga Osman, der vor ein Paar Tagen nach Lenzburg verreist ist, in vielen Zirkeln den Gegenstand der Unterhaltung aus. Auch hier in W. ist er nun eine willkommene Erscheinung für junge und alte Kinder, Zechbrüder, und die sich gerne bewundern lassende Klasse von

Frauenzimmern, obschon seine Bewunderungs-Aeußerungen auf eine Art geschehen sollen, die das Zartgefühl der wahren Weiblichkeit nicht zu sehr schont.

Die für Junggesellen so bequeme Cantinen-Wirthschaft soll, wie ich höre, zu Bern selbst in vielen Familien eingeführt sein. Das mag in manchen Hinsichten wohl bequem sein; aber da verliert ja das Familienleben so viel von seiner Häuslichkeit, und man ist in seinem eignen Hause dann gleichsam ein Gast; ein unheimliches Gefühl. Wenn nun obendrein noch die übrigen weiblichen Arbeiten von Fremden außer dem Hause verrichtet werden, so mag das wohl vornehm lassen; aber da vermißt man ja ganz die schweizerischen Hausfrauen.

Herr Simon führte mich dann noch in einen Abend-Leist. Obgleich ich für alle übrigen Anwesenden ein ganz unbekannter Mensch war, so wurde ich doch vom ersten Augenblick an wie ein altes Mitglied der Gesellschaft behandelt. Die Berner verstehen es vortrefflich, Fremde so zu behandeln, daß sie sich unter ihnen gleich ganz wie zu Hause fühlen.

Bis spät in die Nacht saßen wir dann nachher im Robertischen Hause noch beisammen, so daß es eine eigentliche Fortsetzung unser im Schlößchen Mett geführten traulich frohen Lebensweise war. Des Morgens früh, ehe noch eine Seele im Hause sich regte, begab ich mich wieder auf den Weg. Tiefe Stille herrschte noch in den Straßen der Stadt, obgleich es schon ziemlich heiter war.

Die Stadt Bern, so schön sie übrigens in architektonischer Hinsicht ist, hat der Einförmigheit der Bauart wegen, und weil der größere Theil davon ein so neues Aussehen hat, nie den gemüthlichen Eindruck auf mich gemacht, wie Zürich, wo die Häuser, obgleich bei weitem nicht so schön wie die Bern's, gerade ihrer so mannigfaltig verschiedenen Bauart

und Alters wegen mich lebhafter ansprechen. Durch die Jahrszahlen der alten gothischen Gebäude wird man unwillkührlich an so manch gleichzeitiges geschichtliches Ereigniß erinnert. So bringt dich jene Häuser-Gruppe in der Umgebung des Großmünsters in die Gesellschaft der Zwingli, Collin, Bullinger, Platter, Hottinger, Geßner und anderer mehr. Und kann man beim Anblick so alter Häuser anders, als sich die Lebensgeschichten und mancherlei Schicksale der ganzen Reihenfolge ihrer Bewohner denken. Einen solchen Genuß entbehre ich ganz beim Anblick eines neuen Hauses. So prächtig die neuen Häuser auch sein mögen, so zieht mich das doch wenig an; auch weiß ich obendrein aus den Erfahrungen meines Reise- und Kriegerlebens, während welcher ich oft genug die prachtvollsten Häuser bewohnt habe, daß das Glück und die Zufriedenheit ihrer Bewohner nicht immer mit dem äußern Glanz übereinstimmt.

An der Anhöhe des nach Zürich führenden Thors kamen mir eine Menge Küher und Milchmädchen entgegen, die auf ihren kleinen Holzschlitten Milch nach der Stadt brachten. Ich mußte die Geschicklichkeit bewundern, mit der sie um die Wendungen des Weges lenkten, und den ihnen entgegenkommenden Fuhrwerken auswichen. Beinahe hätte ich, trotz der Mühe des Wiederbergaufsteigens, der oft auf meinen Morgengruß erfolgten Einladung, mitzufahren, nicht widerstanden.

Unweit der Papiermühle, wo man das von uns so oft durchwanderte oberländische Hochgebirg ganz übersieht, blieb ich eine geraume Zeit stehen, und genoß das herrliche Schauspiel der über den glänzenden Firnen mit zauberischer Pracht aufsteigenden Sonne. Wie sehr hätte ich dir den Mitgenuß dieses Vergnügens gönnen mögen.

Im Grauholz wurde ich an jenes schreckliche Gefecht erinnert, das da in den Untergangstagen der alten Eidgenossenschaft zwischen den Franzosen und Bernern statt fand, und

ich vergegenwärtigte mir jenen von dir beschriebenen schauderhaften Kampf, in welchem zwei Verwundete, aller Waffen und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt, dann noch mit den Zähnen sich so gräßlich zerfleischten.

Wir wollen hoffen, wenn es einst irgend einem unserer Nachbarn wieder einfallen sollte, uns einen Aufklärungs- oder Befreiungsbesuch machen zu wollen, daß dann unser zwei und zwanzig gliedriger Staatskörper, durch die gemachten Erfahrungen belehrt, als ein Volk unter Anführung eines erfahrnen und ächten Vaterlandmanns ihm die Ueberflüssigkeit eines solchen Unternehmens aufs kräftigste darthun würde.

Bei Hindelbank waren mir die jämmerlich geschornen Bäume, welche ein dort am Wege liegendes sonst so hübsches Landgut eines Berners verunzieren, ein eigentlicher Gräuel.

In Altenfluh, oder wie das Dorf an der Emme, Kirchberg gegenüber, heißt, schiens mir Zeit auszuruhen. Ein dicker Kaufmann saß da im Gasthaus hinterm Tisch, mit einer Mahlzeit, die wohl für vier hungrige Drescher ausgereicht hätte. Ich wollte mir, um nicht so allein zu sitzen, das bestellte Essen auf den nämlichen Tisch bringen lassen. Allein der fette Herr schien weniger gesellschaftslustig zu sein, und die Wirthin, die auf seinem Gesicht den Wunsch allein zu bleiben lesen mochte, setzte meine Speisen auf einen besondern Tisch. Alle meine Versuche, ein Gespräch einzuleiten, schlugen fehl. Der dicke Mann schien seine Zunge einzig zu haben, um: bring Brod, bring Wein, bring Braten hervorzustammeln; er war zu träge, um nach irgend etwas selbst zu langen. Die Seele dieses Menschen mag wohl ihren Sitz in den Kinnladen haben; denn so wie diese aufhörten zu arbeiten, ließ er auch gleich sein schweres Haupt auf den Tisch sinken, und fing an zu schnarchen. Die liebliche Stimme eines eintretenden Landmädchens weckte ihn jedoch plötzlich;

er glotzte die freundliche Erscheinung an, schleppte seine Fleischmasse zum Ofen hin, auf dessen Bank das hübsche Mädchen sich gesetzt hatte. Mit einer so vielen Musterreitern eignen Dreistigkeit, die alles wie für Geld zu habende Waare ansehen, drängte er sich nun zu, watschelte aber, da man ihm verständlich zu merken gab, er sei unrecht angekommen, ganz gleichgültig nach seinem Winkel zurück, und schnarchte auch bald wieder.

Nachdem ich mich erquickt hatte, wanderte ich ganz allein bis Herzogenbuchsee. In der dortigen Wirthsstube saß neben einem unverhältnißmäßigen Mantelsack ein munteres junges Bürschchen, dessen ganzes Benehmen einen Neuling im Reisen verrieth. Bald wußte ich, daß er Gürtlergeselle aus der Gegend von Lenzburg, und schon seit letztem August auf der Wanderschaft sei, und daß ihn nun sein alter Vater, eigentlich das Heimweh, nach Hause rief. Ein Paar enge Stiefel, die ihm seine Füße wund gedrückt, hatte er ausgezogen, auch klagte er über Rückenschmerzen, die er, wohl nicht unbegründet, dem Tragen seines schweren Mantelsacks zuschrieb, welcher mit niedlichen, im Waadtland verfertigten Kleidern vollgestopft war. Ich zeigte ihm, wie er seine wunden Füße mit Seife, Branntwein und Talg schnell heilen, und wie er in Zukunft das Wundwerden derselben verhüten könne, hieß ihn ein Paar bequemere Schuhe anziehen, was er, weil sie noch neu und so niedlich wären, nur mit großem Bedauern that, und lud ihn dann ein, mir noch bis Morgenthal Gesellschaft zu leisten. Ich hatte mir vorgenommen, ihm eine tüchtige Reiselektion zu geben, und ging daher absichtlich etwas schnellen Schrittes. Das aufgeregte Ehrgefühl erlaubte es dem Bürschchen nicht, zurück zu bleiben, obschon es unter seiner Last keuchte, und oft genug in Versuchung kam, bei einem der einladenden Wirthshäusern sich von mir zu trennen. So oft ich aber seinen innern Kampf

bemerkte, fragte ich ihn: ob er denn nicht gedenke ein Mann zu werden? er möchte nur Muth fassen, denn sicher würde er sich am folgenden Tage schämen, wenn er schwach genug sein sollte, zurück zu bleiben, und ich brachte es am Ende dahin, daß er nach meinem Beispiel sang und pfiff, obgleich ich sehr zweifle, daß es so recht von Herzen ging, und ihm das Weinen oft näher lag als das Lachen. Mit einem tief aus der Brust geholten „Gottlob! da sind wir endlich am Ziele“, wies mir mein Gefährte das Wirthshaus zu Morgenthal. Auch ich war im Grund recht froh, meinen Reisesack ablegen zu können, doch ließ ich's, des Bürschchens wegen, nicht merken.

Ich setzte mich da neben einen sein Abendtrünkli haltenden reichen Bauern aus der Nachbarschaft. Daß er das sei, schloß ich aus der Ehrerbietung, mit der ihn die Wirthsleute behandelten, und aus der Grobheit, mit welcher er solche erwiederte. Der machte sich nun, nach Art dieser Leute, gleich an mich, um das Woher, Wohin und Warum meiner Reise zu erforschen. Kurz, wie er es verdiente, fertigte ich ihn ab, und machte mir nachher, als die Gesellschaft noch durch den St. Gallischen Pferdehändler Schärer vermehrt wurde, eine rechte Freude daraus, die Neugierde des vorwitzigen Grobians auf's höchste zu reizen, und dann, so oft er wieder in seine alte Unart verfallen wollte, ohne grob zu sein, unbefriedigt abzuweisen. Ich sprach hochdeutsch, und lenkte das Gespräch auf Mecklenburg und Holstein, welche Gegenden Herrn S., weil er zuweilen Pferde daher holte, mir aber aus dem Feldzug von 1813 — 1814 bekannt waren; dann gings auf einmal nach Italien, wohin S. Pferde zum Verkauf bringt; dann nach Rußland, Spanien, Arabien. Im Grunde hatte ich bei der Unterhaltung wenig mehr zu thun; als bloß, wenn sie etwa zu stocken anfing, ein neues Land zu nennen, welches sich durch Pferdezucht auszeichnet,

so ging es von selbst wieder. Die Wirthin hatte eigentlich den beßten Gewinn davon, denn der sich nun in seinem Elemente befindliche S. hatte Gabel und Becher darüber fast ganz zu brauchen vergessen. Da ich erfuhr, daß er allein reise, so hätte ich ihn gerne um die Gefälligkeit ersucht, den schweren Mantelsack meines jungen Reisegefährten in seinem Wägelchen bis Lenzburg mitzunehmen, allein noch war ich nicht genug bekannt mit Herrn S. und um mich daher nicht der Gefahr auszusetzen, eine Fehlbitte zu thun, erzählte ich erst folgendes Abentheuer, das ich einst, mit seinem bei ihm in großer Achtung stehenden Landsmanne Sebastian Wick, von Büren, bestanden hatte.

Die Spionen.

Herr Wick und ich waren im Frühjahr 1800, kurz vor der Schlacht bei Möskirch, mit einander von einer Reise aus Italien in Lindau angekommen, woselbst wir das Vorrücken der einen oder andern kriegführenden Parthei abwarten mußten, um nach Hause reisen zu können. Die Zeit wurde uns zwei jungen Brauseköpfen zu lange, und wir machten zur Abwechslung einen Ausflug nach Lauterach. Nahe bei diesem Ort waren die Oesterreicher mit Vollendung eines Brückenkopfs beschäftigt. Wir hatten uns im Vorbeigehen kaum ein Paar Minuten dabei aufgehalten, und gingen dann in das nahe dabei stehende Haus eines Fabrikanten, mit welchem Wick im Geschäftsverkehr stand. Ohne uns auch da lange zu verweilen, traten wir unsere Rückkehr wieder an.

In Bregenz hatte sich ein alter Schwätzer an Wick gemacht; da mir dessen Geplauder zu lange dauerte, so sagte ich auf Italienisch zu meinem Freunde: Lassen Sie diesen Laffen stehen, denn es ist Zeit, daß wir weiter gehen. Der Alte verließ uns nun plötzlich, und Wick sagte mir, daß

es der Kammerdiener des sich im nahen Kloster Meererau aufhaltenden ehemaligen Abt Pancratius von St. Gallen sei, der also, da er einige Zeit mit seinem Herrn in Italien gewesen, mich auch verstanden hatte. Scherzend über diesen Vorfall langten wir wieder in Lindau an.

Kaum hatten wir uns im dortigen Gasthof, wie gewohnt nach dem Mittagessen, in den ans Speisezimmer stoßenden Gesellschaftssaal begeben, so erschien ein bürgerlich gekleideter Mann, den wir für einen Lohnbedienten hielten, und fragte nach Herrn Wick, den draussen ein Fremder zu sprechen wünsche. Wick ging hinaus. Bald kam der Lohnbediente zum zweitenmal, und brachte auch für den jungen Italiener, der mit Wick in Bregenz gewesen sei, eine gleiche Einladung. Eben als ich mich vom Stuhl erhob, um ihm zu folgen, trat Herr Ruprecht (ein reicher Kaufmann in Lindau, an den wir empfohlen waren) herein, und hieß mich noch einen Augenblick verweilen. Mit wenigen Worten erzählte er dem eben anwesenden Herrn Jakob Zellweger von Trogen, daß so eben ein junger österreichischer Husarenoffizier in die Stadt gesprengt sei, und mit großer Wichtigkeit den Befehl ertheilt habe, das Thor zu schließen, indem ein Paar französische Spionen, die von Bregenz hergekommen, sich nun wirklich in der Stadt befänden, die er fest zu nehmen und ins Hauptquartier führen zu lassen Befehl habe. Wie er sich nach der Ursache des hiedurch auf der Straße entstandenen Lärms habe erkundigen wollen, seien ihm vier Grenadiere begegnet, die Wick zu dem Commandanten William geführt hätten, und, wie er vernommen, stehe auch mir ein gleiches bevor. Herr Ruprecht brachte es jedoch dahin, daß die Grenadiere nach der Hauptwache zurückkehrten, und ich bloß durch einen Polizeidiener zum Commandanten geführt wurde. Dieser empfing mich sehr barsch, und seine Gemahlin sagte in gebrochenem Deutsch zu mir:

„Ab Sie nur keine Bang, wenn Sie ist unschuldig, Sie kann wieder lauf; wenn Sie ist schuldig, so Sie muß halt hang!“ Dieser Trost war eben nicht der beßte; denn in Kriegszeiten nimmt man es mit der Untersuchung oft nicht so genau.

Nun sollten wir kreuzweis geschlossen und nach Bregenz abgeführt werden. Vergebens anerboten sich die Herren Zellweger und Ruprecht mit ihrem Vermögen zu bürgen; nur erst auf ihre persönliche Bürgschaft, wurde der Befehl dahin abgeändert, daß wir ohne Ketten, aber unter starker Bedeckung zu Wasser weggebracht werden sollten. Ueber Land wären wir kaum lebend nach Bregenz gekommen, denn das gegen die Franzosen äußerst erbitterte Landvolk würde uns gesteinigt, und unsere Bedeckung sich eben nicht sehr widersetzt haben; das konnten wir aus den Gesprächen abnehmen, welche die Soldaten von Maneghetta und Vorarlberger-Scharfschützen, die unsere Begleitung ausmachten, mit einander führten. An ihnen lag's wahrhaftig nicht, daß wir den Fischen nicht zu Theil wurden; doch trösteten sie sich damit, daß wir denn doch sicher den Vögeln zum Futter dienen müßten. Noch lachten wir darüber, im Bewußtsein unserer Unschuld; bald aber sollte uns anders zu Muthe werden.

Der Commandant von Bregenz fuhr uns hart an, und legte uns viele Fragen vor, schloß uns aber jedesmal, so wie wir antworten wollten, mit einem „nicht räsonirt!“ sogleich den Mund, und endigte das sonderbare Verhör mit dem Befehl: „die Kerls nach der Hauptwache geführt und wohl verwahrt!“ Die Ungarn, die solche besetzt hielten, behandelten uns, nach dem Beispiel ihres Obern, wie schon überwiesene Verbrecher, das heißt, wo möglich noch ungeschliffener als es ohnehin schon ihre Gewohnheit ist. Stühle waren keine da, und auf der Pritsche wimmelte es von Ungezieser. Ich stellte mich ans Fenster, und harrte drei lange Stunden,

bis ich endlich Herrn Zellweger vorübergehen sah, der dann auf mein Rufen, welches mir ein Paar tüchtige Kolbenstöße zuzog, herbeikam, und sich beim Fürst Reuß für uns zu verwenden versprach. Der wackere Mann hatte redlich Wort gehalten, denn eine halbe Stunde nachher wurden wir ins Wirthshaus zum Löwen gebracht, wo wir jedoch eine Wache ins Zimmer selbst und eine zweite vor der Thür erhielten, deren jeder wir dann, bei der alle zwei Stunden erneuerten Ablösung 24 Kreuzer bezahlen mußten.

Am Abend des zweiten Tages besuchte uns Herr Zellweger, und verkündigte uns ganz niedergeschlagen, daß es recht schlimm um unsere Sache stehe, wir seien vom Abt von St. Gallen sehr hart angeklagt, und würden wahrscheinlich nach dem unter seiner Herrschaft stehenden Städtchen Neu-Ravensburg gebracht werden. Wick, der früher den Abt Pancratius, als ein Anführer seiner Gegner, der Harten, aus dem Kloster von St. Gallen hatte vertreiben helfen, erblaßte, und mir schien es auch kein Spaß, einem Rache dürstenden Mönchen ausgeliefert, und zu dessen Zeitvertreib wohl gar gehangen zu werden. Wir betheuerten Hrn. Zellweger unsere Unschuld, und baten ihn, alles mögliche zu thun, um unsere Auslieferung an den Pfaffen zu hintertreiben. Herr Zellweger wirkte auch so viel aus, daß diese unterblieb und unsere Angelegenheit von einer Kriegsbehörde untersucht werden sollte. Das entscheidende Verhör war auf den folgenden Tag angesetzt, und wir verlebten nicht die angenehmste Nacht.

So wie es Tag geworden, trat, statt des angekündigten strengen Verhörrichters, der sehr freundliche östreichische Major Geiger zu uns ins Zimmer, entließ sogleich unsere Wächter, und sagte, er wisse, daß wir nur des rachesüchtigen Abts wegen gefangen säßen, er hätte zwar den Befehl, da das Heer im Rückzug begriffen sei, uns vorerst nach Scheidegg,

und von da nach Ingolstadt bringen zu lassen, er rathe uns aber, den Bürgermeister von Bregenz um einen Paß nach Lindau zu ersuchen, uns dann ungesäumt auf Nebenwegen dahin zu begeben, dort uns krank zu stellen, und bis zum Einrücken der Franzosen das Zimmer zu hüten. Wir säumten natürlich nicht, den so wohlgemeinten Rath zu befolgen. Herr Zellweger hatte die Güte, uns diesen Paß noch selbst zu besorgen, und glücklich kamen wir dann nach drei langen Tagen bei den um uns besorgt gewesenen Reisegefährten wieder in Lindau an. Zwei Tage nachher rückten die Franzosen daselbst ein, nachdem William sie aus seinen Kanonenbooten bei Langenargen noch fruchtlos beschoßen hatte. Jetzt waren wir frei und der Weg in die Heimath uns geöffnet.

Nach dieser Erzählung ersuchte ich nun Herrn Schärer den Mantelsack meines jungen Reisegefährten bis Lenzburg mitzunehmen, welches er auch mit Vergnügen zu thun versprach.

Wie froh war nicht mein Bürschchen, am Morgen so federleicht mitlaufen zu können. Wir hatten so ungefähr eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt, als der Pferdehändler mit seinem Wägelchen schnell vorüberrollte. Hätte ich doch einen so leichten Reisesack wie Sie, sagte mein Gefährte, Sie sind jetzt so ganz sicher, wer weiß ob der fremde Herr den meinen nicht verliert, oder gar — — damit davon fährt, soll's doch wohl nicht gar heißen, unterbrach ich ihn verweisend. Man muß nicht so Uebles von den Menschen denken, sonst wird auf den Mißtrauischen das Sprüchwort vom hinter'm Ofen suchen angewendet. Und nicht wahr, heute noch schmerzt Euch der Rücken vom gestrigen Tragen des zu schweren Gepäcks, und heute plagt euch nun wieder die Angst es zu verlieren? Ich hingegen habe gerade das Nothwendige bei mir, und trage es ohne die mindeste Unbequemlichkeit; es wäre

wohl klüger gewesen, statt der vielen überflüßigen Kleider im Mantelsack, das Geld, das sie gekostet, im Beutel zu behalten, oder es zur Erlernung von etwas Nützlichem verwendet zu haben, z. B. der französischen Sprache, von welcher Ihr, so viel ich merke, gar wenig verstehen möget.

Die Festung Aarburg dort auf jener Höhe erinnerte mich wieder an unsere wackern Männer, Reding, Hirzel, Zellweger und Würsch, welche daselbst nach der sogenannten Insurrektion so lange gefangen gesessen. Etwas weiter vorwärts sind die Ruinen des Zwingherren Schloßes Fäli auf einer Felsenspitze zu sehen, und auf einer andern, nicht weit von dieser entfernten, ist ein noch jetzt bewohntes altes Gebäude, das zur Hochwacht dient. Von jenem mögen die Herrn Raubritter sich oft nach Opfern für ihre Habgier umgesehen haben; auf diesem wacht nun ein schlichter Bürger, um bei Feuersbrünsten seine Mitbürger zur Hülfe ihrer Brüder aufzufordern.

Eine Viertelstunde von Saffenwyl liegt an der Straße ein einzelnes Haus, das von einem Krämer bewohnt wird, der eine Art Branntwein- und Kaffekneipe hält; mich wundert, daß die sonst so treffliche Aargauische Polizei das Ding an einer so einsamen Stelle duldet. Im Wirthshaus des Dorfes selbst fanden wir bunte Gesellschaft. Ein gewesener Hauptmann, in was für Diensten ist mir unbekannt, dem Aeußern nach zu urtheilen in demjenigen des Bachus ergraut, der nun so eine Art Advokat machte, spottete unser, als ich etwas Warmes zu unserm Frühstück bestellte, und mein Bürschchen war, dieses Spottes wegen, schon im Begriff ganz heroisch ein Glas Branntwein zu fordern, da machte ich ihme eine solche Schilderung von den Folgen des Branntweintrinkens, daß er in dem alten kupfernasigen Spötter das Urbild meines Gemäldes nicht verkennen konnte, und dieser selbst es wohl fühlend, schlich sich beschämt weg. Ne-

ben uns saß noch ein Glarner Kaufmann, dem s'Einmaleins, es war en Gruus, recht luegte zu den Augen us. Doch söhnte ich mich bald wieder mit ihm aus, da er unserm Linth-Escher als einem der wackersten Eidgenossen volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, was nicht von allen seinen Landsleuten geschieht.

Durch die Dörfer Entfelden, Köllikon und Suhr hätte ich nun gerne einige meiner alten Waffengefährten aus dem nördlichen Deutschland zu Begleitern gehabt, welche sich vorstellen, außer England treffe man nirgends keine schönen Dörfer, niedliche Landhäuser, wohlbebautes Land und gute Wege an. Da hätten sie sich, wie noch an so manchem Fleck unsers schönen Vaterländchens, eines Bessern belehren können.

Dort rechts wieß mir mein Begleiter das so schön gelegene Staufenberg, wo Ganz, der tolle Anhänger einer noch tollern Prophetin (Krudener), doch, zur Ehre der Aargauischen Regierung, nur kurze Zeit sein närrisches Wesen getrieben hat. Dort links Wildenstein, nun Eigenthum des französischen Generals Rapp! Und in einem nicht gar weiten Umkreise liegen da die Trümmer der alten Vindonissa, fast nur noch aus dunkeln Sagen bekannt, auf ihnen Königsfelden, wo Albrecht fiel, Habsburg, der Stein zu Baden, auch Villmergen; was sprächen diese nicht zu uns Schweizern, wenn wir nur nicht so oft trübe Ohren und verschlossene Augen hätten!

In Lenzburg kriegte ich den ehrlichen Schweizerboten zu Gesicht, dem man, um seiner ächt schweizerischen Wahrheitsliebe willen, doch einen Freipaß durch alle zweiundzwanzig Kantone geben sollte. Bis mein Essen aufgetragen wurde, las ich mit Vergnügen darin, er nennt so jedes Ding bei seinem wahren Namen, und ertheilt so manchen guten Rath.

Ein Paar Bauern, die da ihr Gläschen Wein tranken,

und von denen der eine in französischen Kriegsdiensten die Feldzüge in Spanien mitgemacht hatte, sprachen da über die Auswanderungen nach Amerika. Da war dann auch die Rede von einem ehemaligen Beamten von B., bei Suhr, welcher auch mit seiner ganzen Haushaltung ausgewandert war. Das muß ein Mann gewesen sein, wie es deren vor Oswalds Zeiten in Goldenthal viele gab. Die Schilderung aber, die von den verschiedenen Mitgliedern seinen Familie gemacht wurde, bestätigte mir auch wieder aufs Neue den Satz, daß eine den Kindern gegebene schlechte Erziehung, fast mehr noch als jede andere Sünde, den Schuldigen durch ihre Folgen, wenn auch spät oft, dann aber desto furchtbabarer bestrafe.

Nach dem Essen ließ ich mich mit dem gewesenen Krieger, einem aufgeweckten Menschen, in ein Gespräch über seine Feldzüge ein. Ich fragte ihn dann unter anderm auch, ob er nie vom Heimweh sei geplagt worden; der machte sich nun aber, so wie ich, meines jungen Reisegefährten wegen, hoffte, gar sehr darüber lustig. Auch gab's Anlaß, vom verloren gegangenen Gepäcke zu reden, wo ich dann nur zu gut aus eigner Erfahrung mitsprechen konnte. Der gewesene Soldat meinte, wer es erst so einmal aus den Augen gelassen hätte, bekäme es selten wieder zu sehen. Mein Gefährte, der dem ganzen Gespräch aufmerksam zugehorcht hatte, ließ Essen und Trinken stehen, schlich sich an's Fenster, und sah mit unverwandtem Blick nach der Straße hin. Erst als nach einer Stunde der dienstfertige Pferdehändler Schärer angefahren kam, und den Mantelsack wohlbehalten ablieferte, trank mein nun wieder beruhigtes Bürschchen seine Flasche noch leer.

Noch eine Viertelstunde weit war unser Weg der nämliche, dann ging mein Reisegefährte rechts ab, nach seinem Geburtsort H. zu. Beim Abschied versicherte er mich, daß er

nun fest entschlossen sei, seine Wanderungen nächstens wieder anzutreten, seine Zeit auf derselben wohl anzuwenden, und dann auch einen minder beladenen Reisesack mitzunehmen.

In Gesellschaft eines Luzerner Bauern setzte ich dann unter allerhand Gesprächen über Landwirthschaft meine Tagreise noch bis Baden fort, wo ein Bad mich noch herrlich erquickte.

Das Rebhaus.

Eine Erinnerung aus meinen frohen Jugendjahren.

So wie beinahe jeder Bewohner meines Geburtsortes, besaßen, auf den ihn umgebenden Hügeln, auch meine Großeltern und Eltern Weingärten. Die Zeit der Weinlese war für die ganze Familie, besonders aber für den jüngern Theil derselben, eine wahre Wonnezeit. Die Feste der Weinlese, die oft manche Tage dauerten, pflegte unsere Familie in einem alten hölzernen Rebhause zu feiern.

Die eigne Bauart dieses Hauses, sein hohes Alter, die Geschichte und Ursache seiner Entstehung, seine dazu passenden Verzierungen und Geräthschaften, so wie die Erinnerungen der ersten Jugendfreuden, welche sich daran knüpften, die Erzählungen meiner Eltern und Großeltern, wie auch sie und ihre Vorfahren da so manche Freude genoßen, dieses alles hatte es mir zu einem werthen Gegenstande gemacht. Lange vor und nach der Weinlese war es das Ziel der Spaziergänge, die ich mit meinem ein Paar Jahre ältern Bruder Jakob machte. Kaum konnten wir die Zeit erwarten, in welcher jenes Freudenhaus sich wieder für uns öffnen würde.

Mein Bruder, mehr als sonst Knaben von jenem Alter es zu sein pflegen, mit der alten Geschichte, besonders mit der vaterländischen vertraut, war im Besitz einer Menge Sagen der Vorzeit, die er aus gedruckten und geschriebenen Chroniken gesammelt hatte, und selbst mit dichterischer Einbildungskraft begabt, erzählte er mir auch einst, als wir an einem schönen Herbstabend so auf der von Weinreben beschatteten Zinne des alten Rebhauses beisammen saßen, von dessen Ursprung folgendes:

„Sieh, sagte er, sieh jene Gegend vom hohen Säntis an, und viele Thäler, die uns der düstere Tannenwald und dort die Höhen der aus ihm hervorragenden alten Kyburg verbergen; unser Städtchen, das da unten so anmuthig von vielen schönen Landhäusern umgeben da liegt; das im Obstbaumwald versteckte Seen und Töß, wo das aus geraubtem Gut von der grausamen Königin Agnes gestiftete, bei der Reformation aber in eine hübsche Pfarrwohnung umgewandelte Nonnenkloster, und nahe dabei die Ruinen der Burg von Hohen-Wülflingen uns nicht minder an so manche Begebenheit der Vorzeit erinnern; dort jene Gegenden am Blauen- und Irchelberge, so wie der Dörferkranz, von Neftenbach, Wülflingen und Veltheim; dieses alles, was als ein so lachendes Landschaftsgemälde vor uns liegt, und noch ein weit größerer Theil unsers Vaterlandes ward im Jahr 1611 durch eine schreckliche Pest auf's grausamste verheert. Manche Familiengeschlechter starben aus, wie es die Chroniken bezeugen; wer irgend konnte, zog ins Freie, um sich von der tödtlichen Seuche zu retten. Zu jener Zeit wurde dieses Haus, wie noch mehrere andere, in die Weinberge als an einen der frischen Luft am meisten ausgesetzten und daher der Gesundheit zuträglich erachteten Ort erbaut. Von allen übrigen ist keine Spur mehr vorhanden, nur dieses allein hat die dankbare Sorgfalt unserer Vorfahren mit allen

damaligen Geräthschaften erhalten, und ist von ihren Nachkommen bis auf gegenwärtige Zeit, als ein ehrwürdiges Denkmal mit gewissenhafter Sorgfalt unterhalten worden.

In der Weinlese ging ich dann mit meinem Bruder nach dem alten Hause hin. Im untern Zimmer, wo wir unsere Winzergeräthe hinbrachten, prangten, neben ein Paar andern Oelgemälden, in Lebensgröße die Brustbilder der vier Evangelisten, deren Schriften, besonders in jenen Pestzeiten unsern Vorfahren wohl manchen Trost mögen gewährt haben. Auf dem geräumigen Sitze des gewaltigen Kachelofens lag Feuerwerk zum Schlusse des Festes in Bereitschaft. Nachdem wir unsere Hüte und Feuergewehre an den an der Wand angebrachten Hirschgeweihen aufgehängt, und bei dem als Delphin gestalteten zinnernen Gießfaß nach altem Brauch die Hände gewaschen, ging's jubelnd nach dem obern Speisesaal. An dem langen Schiefertisch saßen die lieben Großältern und ihre Geschwister in den mit Wappenschildern und alten Jahrszahlen prangenden hölzernen Armstühlen, ihre Kinder und Enkel alle auf andern seltsam ausgeschnitzten Stühlen. Wir fühlten uns dann alle so lebhaft durch die bekannten alten, und nur bei diesen Herbstfesten gebrauchten Tischgeräthschaften, und mehr noch durch die trauliche Herzlichkeit, welche stets bei diesen einfachen, fröhlichen Mahlzeiten herrschte, in das Zeitalter glücklicher Sitteneinfalt versetzt. Die Sonne schien so schön durch die bunten Glasgemälde der runden Fensterscheiben. Nach Tische wurde dann bei einer an der Wand hängenden uralten Karte des Kantons so mancher Reiseplan mit Bruder Jakob verabredet; alle die Bilder und Sprüche an den Wänden nachgesehen, und wie herzlich lachten wir nicht bei dem Bild eines alten geizigen Weibes, das beim matten Schein einer Lampe einen Haufen Goldstücke abwigt, und das nun, eben wie es im Begriff ist, das letzte Stück

auf die Waage zu legen, der als Gerippe mit Sense und Stundenglas abgebildete Tod bei der dürren Hand faßt.

Des Abends wurde dann die Spitze des waldbekränzten Hügels bestiegen, bei eingebrochener Dunkelheit ein großes Feuer angezündet und das mitgebrachte Feuerwerk abgebrannt, dann endlich unter Gesängen der Heimweg von der fröhlichen Gesellschaft angetreten.

Von jenem trauten Kreise fand ich jetzt nur noch ein Paar Menschen am Leben, auch wurde im April des an Unruhen so reichen Jahres 1802 das alte Freudenhaus von einer Rotte Bösewichter bis auf den Grund abgebrannt, und, als sollte auch die letzte Spur des Schauplatzes so vieler unschuldigen Freuden vertilgt werden, so wurde im Sommer 1817 auch noch der Theil des Weinberges, wo das Haus gestanden hatte, durch einen Erdrutsch, ein in jener Gegend unerhörtes Ereigniß, sammt den Weinstöcken bis auf den nackten Felsen vernichtet.

Geschrieben in Winterthur im Sommer 1818.

Auszüge aus meinem Tagebuch.

Leben heißt sich selbst vervollkommnen und Andern nützlich sein.

Nie quält dich weder Furcht noch Reu,
Bleibst du nur stets der Tugend treu.

Wo Ruh' und Friede im Innern nicht walten,
Wird selbst der Himmel zur Höll' sich gestalten.

Wie sich das Schwein gefällt im Schlamm, so unter schlechten Menschen der Verdorbene.

Kilchberg im Wintermonat 1818.

Wer frei im Leben dastehen will, der sei bloß Christ, und gehöre durchaus keiner Sekte, Orden oder gehei-

men Gesellschaft an; denn jede solche Verbindung betrachtet nur ihre Mitglieder als Brüder, und legt die schöne Bibelstelle: Math. Kap. 12. Vers 49. und 50., in diesem Sinne aus; der Orden, die Sekte, die Gesellschaft, ist dann der Vater, dessen Willen man thun muß.

Warum hat her Schauplatz der Jugendfreuden für die meisten Menschen einen so eignen wehmüthigen Reiz? Darum, weil die Spiele und Freuden unserer Jugendzeit von keinen Leidenschaften getrübt, nnd wie wir selbst noch unschuldig waren. In reifern Jahren sinnen wir so gerne an jene Orte und Zeiten zurück: Rückerinnerungen, die durch kein Reuegefühl getrübt werden, und jene Wehmuth ist Trauer über das verlorne Engelsgefühl.

Prüfe jeder sich selbst, ob er nicht in spätern Jahren beim Anblick oder bei der bloßen Rückerinnerung an Orte und Menschen, welche Zeugen waren von unsern reinen, unschuldigen, leidenschaftlosen Freuden oder Thaten, ob er dann nicht wieder ein ähnliches Gefühl empfinde. Sind wir erst einmal von der Wahrheit dieser Beobachtung überzeugt, so deuchte mir, wäre auch damit der Schlüssel zum Himmelreich gefunden: denn da für die meisten Menschen die Erinnerung an die unschuldige Jugendzeit und die Erneuerung ihrer beseligend frohen Gefühle so erquickend ist, was könnte wohl weiser sein, als durch sein ganzes Betragen jenes Wonnegefühl im ausgedehntesten Sinne, für die Erinnerung an jede Zeit, jeden Ort und jeden Menschen, mit dem wir in Berührung kamen, sich zu verschaffen trachten, um dann bei Vergegenwärtigung jedes Augenblicks unsers Lebens mit freudigem Kindersinn zum himmlischen Vater emporblicken zu können.

Kilchberg, am 21. Christmonat 1818.

Die Früchte der Reformationsfeier vom Jahr 1819.

An den Pastor Appenzeller in Biel.

Kilchberg, am Zürichersee, am 3. Januar 1819.

Gerne will ich deinem Wunsch entsprechen, und dir eine Beschreibung machen, nicht sowohl von den äußerlichen Ceremonien, welche bei dem gestern und vorgestern im ganzen Kanton so feierlich begangenen Reformationsfeste Statt gefunden, sondern dir lieber die Wirkung der Feier selbst auf unser Landvolk, so wie dessen Ansichten von den Beweggründen unserer Obrigkeit zur Veranstaltung eines solchen Festes, und seine Hoffnungen und Erwartungen von den Wirkungen desselben, in einem über diese Gegenstände geführten Gespräch zweier auf ungleicher Bildungsstufe stehenden Bauern, zu schildern versuchen.

Heiri. Juhe, juhe! jetzt chas nümä fehlä. Nei, hüt werchi kein Streich meh; wenn's emol der Müeh werth g'si ist, fröhli z'si, so isch es jetzt.

Hans. Wo annä, Nochber Heiri, e so im G'staat und so fröhli? S'mueß öppis apartis vorgfallä si, e so hanni di lang nüd g'seh.

Heiri. Chum nu Hans, i will der alles erchlärä. Juhe, jetzt häd alli Noth en End, und s'tuusigjährig Rich ist do.

Hans. Was seist nüd! s'tuusigjährig Rich?

Heiri. Nüd meh und nüd minder. Aber das sottisch so guet wüßä als ich, oder bist hüt und gester nüd z'Chilchä g'si?

Hans. Frili bini z'Chilchä g'si?

Heiri. Hans! Hans! und chaust no frogä? Wo häst dine Ohrä g'ha? Häsch nüd g'hört, wie's de Heer so ifrig erchlärt

hǻd? S'Gsicht hǻt em frei glitzeret vor Freudǻ, und s'hell Wasser hǻd er i den Augǻ g'ha. I ha selber au inwendig schier briegget vor Freudǻ. „Dem Luther und dem Zwingli „hǻmmers z'dankǻ", hǻd er g'seit, „daß s'Wort Gottes wie„der rein g'lehrt und prediget, und dur d'Biblǻ as e Vor„schrift, die prezis mit dem was s'Gwüßǻ seit in allǻ Punktǻ „und in allǻ Fǻllǻ übereistimmt, amǻ niederǻ jetzt en sicherǻ „Wǻgwiser is Himmelrich i d'Hǻnd geh ist." Hüt sinds grad drühundert Johr, sit Gott eus dur sin treuǻ Chnecht Zwingli die groß Wohlthat erwisǻ hǻd. De Wǻg is Himmelrich ist jetzt ammǻ niederǻ zeiget, wer nu mit Ernst will, und wer sött nüd wellǻ? der chas ha.

Hans. Das ist alles wahr, aber — — —

Heiri. Kei aber, Hans! da gids keis aber, und i will di jetzt no sǻlber devo überzügǻ. Sǻg mer, wer hǻd s'Fest befohlǻ z'fihrǻ?

Hans. Wer anderst als d'Oberkeit!

Heiri. Nu so lueg, wie dur das einzig Wörtli alles erchlǻrt ist. Worum hǻd d'Oberkeit das Fest verordnet? Worum anderst, als um eusem Herrgott für die groß Wohlthat z'dankǻ und um en öffentlichs Bekenntniß abz'leggǻ, wie ganz und gar si sǻlber, vom Burgermeister und Pfarrer a bis zum letzstǻ Waibel, Sigerist und Schulmeister, nu d'Biblǻ kennid, und de fest Entschluß g'fasset heigid, in allǻ Stückǻ ganz derna z'handlǻ. Und i ha mer sǻgǻ lah, vo eim de nüd lügt, e jedwǻders Mitglied vo der Oberkeit, geistli und weltli, sei vorgester z'abid i sis Chǻmmerli gangǻ, heig d'Biblǻ uf„g'schlagǻ und mit Ernst und Andacht überlǻsǻ:

Aus Evangeli Matthai Cap. V. und VI. ganz. — Evangeli Matthai, Cap. VII. Vers 12 — 23. — Evangeli Matthai, Cap. XXIII. Vers 1 — 12 und Cap. XXV. ganz. — Evangeli Marci, Cap. IV. Vers 1 — 25 und Cap. XIII. Vers 33 — 37. — Evangeli Luci, Cap. XIX. Vers 8. — Evangeli

Johanni, Cap. XII. Vers 44 — 50. — Epistel St. Jacob, Cap. I. Vers 22 — 27, ebendaselbst Cap. II. ganz.

Du kennst ja d'Biblä hindersi und fürsi, Hans! bist jetzt nüd miner Meinig. Und mir anderä, sind mir nüd alli tauft?

Hans. Das alles weiß i wohl; aber das ist au früher allewil e so g'si.

Heiri. Schlimm g'nug, daß mes nüd meh z'Herzä g'nah häd. Was s'Taufä bedütet, das bruchi dir goppel nümmä z'sägä. Wennd's aber rächt erchlärt ha witt, so nimm das neu Büchli vom Guetma, dem Heerä z'Meila, und uf der 63ste Sitä findsches.

Wer au jetzt na, da mer dur d'Biblä all euser Pflichtä gegä Gott und Menschä uf's dütlichist kännä gelehrt händ, siner Pflichtä nüd erfüllt, und sis Taufgelübd nüd igedenkt ist, das ja na jedä wie er s'erstmal zum Tisch des Herrä gaugä ist, sälber dem Heerä mit Mund und Hand erneueret häd, so sündiget er mit Vorsatz, und denn wird er vor Gottes Augä, der ja all euser Sinn und Gedankä kennt, d'Stirn wo er mitem Taufwasser ist begossen wordä, und d'Hand, woner mit dem Heerä s'Taufglübt erneueret häd, ganz schwarz, und das ist s'Zeichä vom Thier. Jederä g'spührts wo's häd, sis eiges G'wüßä seit ems wenn er öppis thuet das Unrächt ist, und jedesmal setz's en schwarze Fläck a, bis z'letzt d'Stirn und d'Hand pechschwarz wird, und da gids nu ei Seifä die's wider wiß wäschä cha: Besserig vo Grund us.

Wenn nu alli Menschä thätig, wie's i der Biblä g'lehrt wird, wie meinst, Hans! daß es de Menschä denn uf Erdä wär?

Hans. Himmlisch wohl.

Heiri. Wie meinst aber, daß dene z'Mueth si mueß, wo jetzt d'Biblä so guet kennid und doch nüd ihr Läbä dernah irichted; wie muß denä schändlichä Heuchlerä z'Mueth si?

Hans. Wie i der Höll, s'bös Gwüßä plagets eister.

Heiri. Jetzt denk sälber, wenn jederä d'Wahl häd, z'läbä wie im Himmel oder wie i der Höll, wellä wird närrsch gnug si, und nüd lieber s'Beß're uswellä?

Hans. Keinä.

Heiri. Nu so g'sehst, wenn nu alle ganz nach der Biblä handled, so händs alle wie im Himmel, und eso sei's im tusigjährigä Rich, und das mueß ja jetzt nothwendig agah. Wer jetzt erst na uf Zeichä und Wunder wartet, der betrügt si sälber. Frag aber nu eusen Heer, wie ich's au g'macht ha, und er wird di churz abfergä wie mich. Wonni bin gangä go fragä, so seit er keis Wörtli, gad nu und hollt d'Biblä, und seit: da liß, und was ich gläsä ha, das chast daheim au läsä, es stath im Evangeli Luci Kap. 16. Vers 19 — 31.

Hans. Jetzt glaubi au bald, es chön nüd fehlä, und es mueß gah wie g'örgelet, oder mer laded eus sälber e schweri Verantwortig uf.

Heiri. Mit sälbem häd kei G'fahr. Denn lueg Hans, wenn mir nüd i der Schwyz läbtid, so würd i nüd so stif und fest, a die guete Frücht vom Reformationsfest glaubä, aber euseri Oberkeit meints redli, und wird eus mit em guetä Exempel vorgah, sie sind ja Schwyzer.

Sit d'Abed so lang sind, da liß i daheim dick in der Chronik, die mir de Schuelmeister gliehä häd, s'heigsi en Tschudi vo Glarus g'schribä. Da staht alles drin, wie's vor Altem im Vaterländli zue und här gangä sei; und da freuts mi allemal, wenni eso drus g'sehnä, wie euser Landlüt denn glich nüd ohne Ursach z'entrumä as brav Lüt verrühmt und groß g'ehrt wordä sind. Liß nu, wie si d' Freiheit erstrittä, und si alles mit Gott agfangä händ. S'häd mer so wohl g'fallä, daß ich's wohl zähämal gläsä ha. Ja, mit Gott und nah siner Vorschrift händ sis agfangä, drum häd Er

Johanni, Cap. XII. Vers 44 — 50. — Epistel St. Jacob, Cap. I. Vers 22 — 27, ebendaselbst Cap. II. ganz.

Du kennst ja d'Biblä hindersi und fürsi, Hans! bist jetzt nüd miner Meinig. Und mir anderä, sind mir nüd alli tauft?

Hans. Das alles weiß i wohl; aber das ist au früher allewil e so g'si.

Heiri. Schlimm g'nug, daß mes nüd meh z'Herzä g'nah hād. Was s'Taufä bedütet, das bruchi dir goppel nümmä z'sägä. Wennd's aber rächt erchlärt ha witt, so nimm das neu Büchli vom Guetma, dem Heerä z'Meila, und uf der 63ste Sitä findsches.

Wer au jetzt na, da mer dur d'Biblä all euser Pflichtä gegä Gott und Menschä uf's dütlichist kännä gelehrt händ, siner Pflichtä nüd erfüllt, und sis Taufgelübd nüd igedenkt ist, das ja na jedä wie er s'erstmal zum Tisch des Herrä gaugä ist, sälber dem Heerä mit Mund und Hand erneueret hād, so sündiget er mit Vorsatz, und denn wird er vor Gottes Augä, der ja all euser Sinn und Gedankä kennt, d'Stirn wo er mitem Taufwasser ist begossen wordä, und d'Hand, woner mit dem Heerä s'Taufglübt erneueret hād, ganz schwarz, und das ist s'Zeichä vom Thier. Jederä g'spührts wo's hād, sis eiges G'wüßä seit ems wenn er öppis thuet das Unrächt ist, und jedesmal setz's en schwarze Fläck a, bis z'letzt d'Stirn und d'Hand pechschwarz wird, und da gids nu ei Seifä die's wider wiß wäschä cha: Besserig vo Grund us.

Wenn nu alli Menschä thätig, wie's i der Biblä g'lehrt wird, wie meinst, Hans! daß es de Menschä denn uf Erdä wär?

Hans. Himmlisch wohl.

Heiri. Wie meinst aber, daß dene z'Mueth si mueß, wo jetzt d'Biblä so guet kennid und doch nüd ihr Läbä dernah irichted; wie muß denä schändlichä Heuchlerä z'Mueth si?

Hans. Wie i der Höll, s'bös Gwüßä plagets eister.

Heiri. Jetzt denk sälber, wenn jederä d'Wahl häd, z'läbä wie im Himmel oder wie i der Höll, wellä wird närrsch gnug si, und nüd lieber s'Beß're uswellä?

Hans. Keinä.

Heiri. Nu so g'sehst, wenn nu alle ganz nach der Biblä handled, so händs alle wie im Himmel, und eso sei's im tusigjährigä Rich, und das mueß ja jetzt nothwendig agah. Wer jetzt erst na uf Zeichä und Wunder wartet, der betrügt si sälber. Frag aber nu eusen Heer, wie ich's au g'macht ha, und er wird di churz abfergä wie mich. Wonni bin gangä go fragä, so seit er keis Wörtli, gad nu und hollt d'Biblä, und seit: da liß, und was ich gläsä ha, das chast daheim au läsä, es stath im Evangeli Luci Kap. 16. Vers 19 — 31.

Hans. Jetzt glaubi au bald, es chön nüd fehlä, und es mueß gah wie g'örgelet, oder mer laded eus sälber e schweri Verantwortig uf.

Heiri. Mit sälbem häd kei G'fahr. Denn lueg Hans, wenn mir nüd i der Schwyz läbtid, so würd i nüd so stif und fest, a die guete Frücht vom Reformationsfest glaubä, aber euseri Oberkeit meints redli, und wird eus mit em guetä Exempel vorgah, sie sind ja Schwyzer.

Sit d'Abed so lang sind, da liß i daheim dick in der Chronik, die mir de Schuelmeister gliehä häd, s'heigsi en Tschudi vo Glarus g'schribä. Da staht alles drin, wie's vor Altem im Vaterländli zue und här gangä sei; und da freuts mi allemal, wenni eso drus g'sehnä, wie euser Landlüt denn glich nüd ohne Ursach z'entrumä as brav Lüt verrühmt und groß g'ehrt wordä sind. Liß nu, wie si d' Freiheit erstrittä, und si alles mit Gott agfangä händ. S'häd mer so wohl g'fallä, daß ich's wohl zähämal gläsä ha. Ja, mit Gott und nah siner Vorschrift händ sis agfangä, drum häd Er

Johanni, Cap. XII. Vers 44 — 50. — Epistel St. Jacob, Cap. I. Vers 22 — 27, ebendaselbst Cap. II. ganz.

Du kennst ja d'Biblá hindersi und fürsi, Hans! bist jetzt nüd miner Meinig. Und mir anderá, sind mir nüd alli tauft?

Hans. Das alles weiß i wohl; aber das ist au früher allewil e so g'si.

Heiri. Schlimm g'nug, daß mes nüd meh z'Herzá g'nah hád. Was s'Taufá bedütet, das bruchi dir goppel nümmá z'ságá. Wennd's aber rächt erchlárt ha witt, so nimm das neu Büchli vom Guetma, dem Heerá z'Meila, und uf der 63ste Sitá findsches.

Wer au jetzt na, da mer dur d'Biblá all euser Pflichtá gegá Gott und Menschá uf's dütlichist kánná gelehrt hánd, siner Pflichtá nüd erfüllt, und sis Taufgelübd nüd igedenkt ist, das ja na jedá wie er s'erstmal zum Tisch des Herrá gaugá ist, sálber dem Heerá mit Mund und Hand erneueret hád, so sündiget er mit Vorsatz, und denn wird er vor Gottes Augá, der ja all euser Sinn und Gedanká kennt, d'Stirn wo er mitem Taufwasser ist begossen wordá, und d'Hand, woner mit dem Heerá s'Taufglübt erneueret hád, ganz schwarz, und das ist s'Zeichá vom Thier. Jederá g'spührts wo's hád, sis eiges G'wüßá seit ems wenn er öppis thuet das Unrächt ist, und jedesmal setz's en schwarze Fläck a, bis z'letzt d'Stirn und d'Hand pechschwarz wird, und da gids nu ei Seifá die's wider wiß wáschá cha: Besserig vo Grund us.

Wenn nu alli Menschá thátig, wie's i der Biblá g'lehrt wird, wie meinst, Hans! daß es de Menschá denn uf Erdá wár?

Hans. Himmlisch wohl.

Heiri. Wie meinst aber, daß dene z'Mueth si mueß, wo jetzt d'Biblá so guet kennid und doch nüd ihr Lábá dernah irichted; wie muß dená schándlichá Heuchlerá z'Mueth si?

Hans. Wie i der Höll, s'bös Gwüßä plagets eister.

Heiri. Jetzt denk sälber, wenn jederä d'Wahl häd, z'läbä wie im Himmel oder wie i der Höll, wellä wird närrsch gnug si, und nüd lieber s'Beß're uswellä?

Hans. Keinä.

Heiri. Nu so g'sehst, wenn nu alle ganz nach der Biblä handled, so händs alle wie im Himmel, und eso sei's im tusigjährigä Rich, und das mueß ja jetzt nothwendig agah. Wer jetzt erst na uf Zeichä und Wunder wartet, der betrügt si sälber. Frag aber nu eusen Heer, wie ich's au g'macht ha, und er wird di churz abfergä wie mich. Wonni bin gangä go fragä, so seit er keis Wörtli, gad nu und hollt d'Biblä, und seit: da liß, und was ich gläsä ha, das chast daheim au läsä, es stath im Evangeli Luci Kap. 16. Vers 19 — 31.

Hans. Jetzt glaubi au bald, es chön nüd fehlä, und es mueß gah wie g'örgelet, oder mer laded eus sälber e schweri Verantwortig uf.

Heiri. Mit sälbem häd kei G'fahr. Denn lueg Hans, wenn mir nüd i der Schwyz läbtid, so würd i nüd so stif und fest, a die guete Frücht vom Reformationsfest glaubä, aber euseri Oberkeit meints redli, und wird eus mit em guetä Exempel vorgah, sie sind ja Schwyzer.

Sit d'Abed so lang sind, da liß i daheim dick in der Chronik, die mir de Schuelmeister gliehä häd, s'heigsi en Tschudi vo Glarus g'schribä. Da staht alles drin, wie's vor Altem im Vaterländli zue und här gangä sei; und da freuts mi allemal, wenni eso drus g'sehnä, wie euser Landlüt denn glich nüd ohne Ursach z'entrumä as brav Lüt verrühmt und groß g'ehrt wordä sind. Liß nu, wie si d' Freiheit erstrittä, und si alles mit Gott agfangä händ. S'häd mer so wohl g'fallä, daß ich's wohl zähämal gläsä ha. Ja, mit Gott und nah siner Vorschrift händ sis agfangä, drum häd Er

au, se lang sie e so g'handlet händ, sin Sägä derzue geh. Prezis eso macht's jetzt eüsere Oberkeit mit dem Reformationsfest.

Wie de Chaiser und siner Landvögt gägä Gottes Willä mit allem G'walt d'Freiheit gern unterdruckt hättid aber nüd händ chönä, eso gads jetzt mit der geistigä Freiheit. Was vor Altem d'Vögt gsi sind, das sind jetzt d'Jesuitä, die möchtid jetzt gern s'Liecht Gottes wieder uslöschä, oder wenigstens unders Viertel stellä. Aber die armä Tröpf chämed wüest z'kurz, und wenn sis nüd wüßed, se werdid sie's erfahrä, daß gegen eüsen Herr Gott es böses Chrieg führä ist.

Hans. Da häst wohl recht, Heiri, is has dick a mir sälber erfahrä. Aber vor em tusigjährigä Rich müend ja d'Engel z'erst posunä.

Heiri. I mein si heigids, und i mein die letztä Jahr här heigids mir und ander Lüt goppel merkä chönnä. Oder häst öppä, wie na mengä leichtsinnigä Tropf, de Chrieg, de Hunger, d'Thüri und d'Chranketä au scho vergeßä? denn häd dir s'Posunä wenig g'holfä. Und es sei, so seit de Heer, für all Menschä en Probierstei gsi, und jedä sei uf si Art uf Prob g'stellt wordä, ob er christli denkt sei oder nüd.

Hans. Aber die Katholischä?

Heiri. Au über die hanni de Heer g'fraget. Heiri, häd er g'seit, du lisest jetzt, wieni hörä, flissig i der Chronik. Wie g'falled dir die drei Mannä im Grütli, und de Wilhelm Tell, de Arnold vo Winkelried, und die wo z'Morgartä und z'Näfels g'fochtä händ, und z'Murtä, z'Grandson, a der Birs, und Anno 1798 a der Schindellegi und am Rothenthurn? Wie g'falled dir d'Solothurner wo ihrer Find vom Ertrinkä g'rettet händ, wie g'falled dir d'Urner, wo kein Antheil händ wellä neh am Land, wo dem Herzog Friedrich vo Oestrich ist abgnah wordä, und blos darum nüd, weil's nüd rächt gsi wär; säg,

Heiri, wie g'falled dir die Mannä all? Güet hanni g'seit. Nu, seit de Heer, lueg Heiri, das sind luter Katholischi gsi, und erst wenn mer nu so brav sind, wie die, denn erst sind mer reformirt, und vorhär nüd, und wenn mer alli Tag e Fest firetid. Und wer rächt thut us allem Volk, der ist Gott angenehm, und das chast lesä i der Biblä in den G'schichtä der Apostlä Kap. 10. Vers 34 — 36. Mir aber die jetzt dur d'Biblä de Willä Gottes so ganz kenned, mir händ nu gar kei Usred meh, wenn mer nüd recht thüend, und werded derfür mit allem Rächt dopplet g'straft werdä.

Hans. Das ist kurjos, doch dunkts mi au schier eso. Aber lueg, Heiri, in allem häst denn doch nüd rächt. Du seist es seigid keini Prophetä meh nöthig. Warum sind denn na meh erschinä, und das erst churzli, und händ g'wissaget und de Jüngsttag akündiget. Da ist ja eini gar us Rußland här cho, d'Frau Krudener, und das ist doch gwüß e bravi, witzige Frau, sust wär si nüd se weit här cho, nu blos um Guts z'stiftä.

Heiri. Lueg, Hans, da gahst an Wändä, und i bi dra gangä wie du; aber de Heer häd mer d'Sach rächt hübsch erchlärt. „Was häd si denn tha die Prophetin?„ häd er g'seit, „G'schid Lüt häd si zu Halbnarrä, und Halbnarrä „zu ganzä g'macht, und hätt' si d'Oberkeit nüd g'schwind us „em Land g'ferget, se hättid all eüser Fulträmel kein Streich „meh g'werchet, und nu uf Unchöstä vo de Flißigä läbä „wellä. Und lueg was stath i der 2tä Epistel a die Thes„salonicher Kap. 3. Vers 10 — 12, und lueg, wie heißts „i der 1tä Epistel an Timotheus Kap. 2. Vers 8 — 15, „und wie 1tä Epistel a die Korinther im Kap. 14. Vers „34 und 35, und wie g'fallt dir jetzt Frau Krudener? „Und g'hörst, Heiri, da wirst's erläbä, das Ding häd bös „Folgä.„

S'gath nüd lang, so mueß i in G'schäftä über Feld; i

chumä in üs Dorf (Waltenstein bei Winterthur), da chämed grad ebä wider Lüt hei, die si vo derä hübschä Prophetin händ verführä lah usz'wanderä in es g'lobt Land. Z'Ulm scho, und vil i Polä erst häd si vo dena armä Tröpfä im Elend steckä lah, und so häd si d'Lüt i Mengi närsch und unglückli g'macht.

Hans. Aber Heiri, du bist eister so fröhli, ist das nüd Sünd.

Heiri. Sünd!? Lueg was stath Philipper am 4te Kap. Vers 4. und i der 1stä Epistel a die Thessalonicher Kap. 5. Vers 16 und 17? I weiß gar wohl, es gid vil Lüt, die säged d'Wält sei es Jammerthal, und die fröhlichä Menschä seigid sündliche Wältchinder, und meinid me sött eister ob de Bättbücherä sitzä. Aber so ists nüd g'meint mit dem Bettä ohni Unterlaß. Ich finde d'Wält rächt hübsch; eüser Herr-Gott hät si g'macht, und de häd alles uf's Beßt g'macht. Wenn d'Lüt nu wettid d' Müeh näh, und Augä ufthuä, so g'sächids ei schöners und wunderbarers Ding ums ander i der ganzä Natur, vo denä sicher keis ohni wisi Absicht erschaffä ist, aber viel Lüt händ Augä, und g'sehend doch nüt, oder sind chrank.

Wenn einä es guets Gwüßä häd, und wer eister rächt thuet, häd das, wenn eine g'sund ist derzue, und g'lernt häd wie en Mänsch die wundervoll Natur bitrachtä, und nüd blos wie n'es Thier a allem vorbi stoflä und nu der Chripfä zu z'laufä, wie cha der anderst als fröhli si i derä schönä Wält.

Hans. Du seist allewil nu vo der Biblä, und wie me drin Rath find für all Fäll, i chum denn doch mängsmal nüd so rächt drus.

Heiri. Grad so ist's mer au gangä, aber da hanni denkt, i gang zum Heerä, de häd ja d'Biblä studirt, und wird dir si g'wüß gern erchläre. Früntli häd er mer denn abgloset, und das, woni nüd ha verstah, usgleit, wie n'ers i der Predig thuet. Und, Heiri, häd er g'seit, es freut mi herzli,

daß du so Lust häst, alles grüdli z'verstah; liß du d'Biblä nu mit Nachdenkä und handlä derna, so cha dir s'Himmelreich gar nüd fehlä. Wenn du aber sonst na es guets Buech witt, so chauf d'Stundä der Andacht, s'chostet nu fünf Guldi. Das Buech wird dir as en Spiegel dienä, i dem du dich sälber bis uf die g'heimstä Gedankä g'seh und prüfä chast, und lernst d'Natur wie en Christ bitrachtä. Heer, hani g'sait, fünf Guldi ist viel Gält nu für Büecher. Da seit de Heer nüt, nimt sis Tubackpfifli, zündts a und seit denn: Heiri, lis mer au g'schwind das Züriblättli vor, i sötts dem Schuelmeister bald schickä, und rauchä und lut läsä z'glich chani nüd wohl. I nims und lisä: „In einer der schönsten Gegenden am See zu verkaufen, ein Heimwesen, bestehend in einem neuen Wohnhaus, Scheune, Stall, vier Mannwerk Wiesen, 3 Juchart Feld, 2 Juchart Reben und ein großer Garten, alles Zehendten frei."

Das wär es Güetli für mich denki, wenns nüd z'thür wär. Wie i fertig bi mit dem Blättli, so chlopft de Heer au grad s'Pfifli us. Heer, sägi, das Güetli g'fiel mer, wenns nüd z'thür wäre. Nu, seit de Heer, Heiri, wenn du jetzt das Güetli rächt wohlfel ha chöntist, mit dem Beding, daß 'd für nes Buech nach dem s'Güetli abseluti müßt g'werchet werdä na aparti hundert Guldi zahlä müeßtist, wie meinst Heiri, wenn du das Buech nüd chauftist, wär das närrsch? So en närrschä Tropf bini nüd, i gäb eh zweihundert Guldi. Guet, seit de Heer, wie lang lebt de Mänsch? Nüd war, sechzg bis achzig Jahr, wenns vil ist. Und wenn er stirbt, was nimmt er mit is Grab? d'Folgä vo sinä Thatä, alles ander mueß er dehinä lah. Nu, jetzt lueg Heiri, was du für en Christ bist. Für de Schlüssel zumä Güetli das'd höchstes na drisg Jahr benutzä chast, zahltist mit Freudä zweihundert Guldi, und für es Buech das der zeiget, wie du der inner Friedä ha chast, wo ewig währet, reuid di feuf Guldi!

Da bini g'standä, und ha keis Wörtli sägä chönä. Da häd mi de Heer früntli bi der Hand gnah, und seit: weist was, Heiri, es dünkt mi, de wüßist sälber nüd rächt, was der immer Friedä sei; gang jetzt i d'Stadt, und chauf d'Stundä der Andacht, und lis s'flißig näbed der Biblä mit Ernst, und denn befolg, was gläsä häst, zwei Jahr lang i allä Stuckä, und wenn'd na fragä muest, was der inner Friedä sei, se findst en schwerli meh.

I ha dem Heerä g'folget, und wenn der z'räthä ha, se machsch au asä; wenn'd ja nu es Jahr lang alli Wuchä zwe Bazä weniger is Wirthshus treist, so häst s'Geld fürs Buech ersparet.

Hans. Du häst uf mi Treu rächt, grad hüt gangi und holmer au so nes Buech.

Gerne hätte ich noch weiters dem Gespräch zugehorcht, allein die beiden Bauern trennten sich, und nur so viel hörte ich noch, daß Heiri dem Hans versprach, ihm seine weitern Folgen und das Gedeihen des am Reformationsfest vom Pfarrer ausgestreuten guten Saamens mitzutheilen.

Auszüge aus meinem Tagebuch.

Gewöhne deine Kinder zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, und lehre sie ihre Freuden in und an der Natur suchen, Gott für ihren treusten Freund zu halten und als den beßten Vater zu lieben; so wird dann nicht leicht eine Lage sein, in die sie sich nicht zu finden wüßten, und überall werden sie einen nie versiegenden Quell von Freuden und den treusten Freund haben, und nirgends werden sie sich verlassen fühlen.

Am 16. Jänner 1819.

Von der Schnecke lerne, dich, wenn du in unpassenden Umgebungen bist, still in dein Inneres zurückziehen, wie sie

in ihr Häuschen, ausgenommen da und dann, wo muthiges Auftreten von wahrem Nutzen sein kann, und also Pflicht wird.

Mönchhof, bei Kilchberg, am 19. Hornung 1819.

Auszug aus Ewalds Menschenbestimmung.

"Noch gibt es religiöse Mittel, die in unsern Tagen häufig verkannt werden, die man, als zu gemein, hintan setzt, und sich dadurch ein Hauptverwahrungsmittel seiner Sittlichkeit entzieht. Das erste ist der fleißige Gebrauch der Bibel. Es ist für einen Unerfahrenen unglaublich, wie rein und kräftig auf den religiösen, also auch auf den sittlichen Sinn gewirkt wird, wenn man sich gewöhnt, alle Tage wenigstens etwas in der Bibel zu lesen. Ja alle Tage! denn die Bibel ist wie mancher recht trauliche Platz in der Natur, mancher einfache, verschlossene, aber tiefe und kräftige Mensch, den man immer lieber gewinnt, der immer mehr in uns erweckt und belebt, je genauer man mit ihm bekannt wird; wie manches feine Stärkungsmittel, das nur bei anhaltendem Gebrauch, dann aber auch desto kräftiger wirkt. In der Bibel ist und wirkt Gott überall, oder sein Stellvertreter Jesus. Er ist thätig bei einzelnen Menschen, wie bei einer Nation, er lenkt denn Sinn eines Mädchens, dem ein Trunk Wasser abgefordert wird (Genesis Kap. 24. Vers 42 — 59.), wie die Ruhe und Glückseligkeit eines bedeutenden Menschen."

"Oft entsteht Eins aus dem Andern, das Größte aus dem Kleinsten, durch seine Leitung. Man fühlt und erhält sich also in der Nähe Gottes, wenn man mit Interesse und fleißig die Bibel liest; welcher Sporn zu, welche Erleichterung für Sittlichkeit! Man wird in ein himmlisches Klima versetzt. Der Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt wird uns dargelegt."

„Mit Recht stand bei den Alten, vor Gott wandeln und fromm sein, immer zusammen. Die Herzenseinfalt der Bibelmenschen, ihre Vertraulichkeit gegen Gott, ihr kindliches Zutrauen zu ihm, in der kleinsten wie in der größten Angelegenheit, das Hingeben ihres Wesens, wie es nun einmal war, das zieht und stecket an. Man lernt die Handlungs- und Erziehungsart Gottes kennen, und diese Kenntniß löset uns gar manches Räthsel in unserm und Anderer Schicksal, so wie in dem Schicksal der Welt. Gewiß wird es dich nie gereuen, wenn du die Bibel recht oft liesest, die bei aller ihrer Einfalt, und unter anderm eben wegen dieser Einfalt, so viel Anziehendes und Erhabenes hat.“

„Du wirst den Geschmack an andern Erbauungsbüchern so ziemlich verloren haben, wenn du nur ein halbes Jahr anhaltend und mit einfältiger Weisheit die Bibel gelesen hast. Ja mit einfältiger Weisheit! Lese du die Bibel wie ein anderes Buch, doch natürlich mit dem Gedanken, es enthalte Gottes Offenbarungen an uns, und mit beständiger Anwendung auf sich selbst. Suche keine Geheimnisse in den schlichten Erzählungen und Aussprüchen, sondern nehme alles, wie es erzählt und gegeben wird. Das Tiefe entwickelt sich durch das Einfache, der buchstäbliche Sinn allein führt zu dem verborgenen Sinn, wo einer sein soll. Bei den Vaterleitungen Gottes, bei den Thaten und der Liebe Jesus vergesse nie, daß Gott auch dein Erzieher, dein Vater, daß der Mächtige, Liebevolle, sein Ebenbild auch dein Helfer sei, daß seine Verheissungen auch dir gelten; so gut seine Vorschriften auch dich angehen. Matth. Kap. 28. Vers 20. Johannes Kap. 17. Vers 20 — 23. Nichts ist nachtheiliger bei dem Bibellesen, als das Unterscheiden dessen, was bloß die ersten Christen, und was uns angehe.“

„Eine Vorschrift kann vielleicht jetzt und dem Buchstaben

nach uns nicht angehen. Vielleicht sind wir jetzt nicht in der Lage, daß wir sie erfüllen können oder zu erfüllen brauchen. Aber dem Geiste nach gehen sie uns alle an. Wenn wir in die Lage kommen, müßen wir sie alle erfüllen, so gut wie die ersten Christen. Vielleicht brauchen wir jetzt das nicht, was den ersten Christen verheissen ward: aber es wird auch uns gegeben werden, sobald wir es brauchen. Lesen wir die Bibel mit dieser Ueberzeugung; suchen wir alles zu verstehen; fangen deßwegen mit dem Leichtern der Geschichte und den moralischen Schriften an, und gehen zu dem Schwerern, den Propheten über, vergleichen auch die Briefe der Apostel mit der Apostelgeschichte, die Reden der Propheten mit der Geschichte ihrer Zeit; vergegenwärtigen wir uns die Begebenheiten, so viel es möglich ist: so werden wir die Vaterführung Gottes, die Sorgfalt und Liebe Jesus für uns immer fester glauben; Gottes Willen an uns, die Folgen des Guten und Bösen werden uns beständig vorschweben, und die unsichtbare Welt als unser Vaterland, wird uns näher vor die Augen gerückt werden. Daß aber dieß vortheilhaft auf unsere Sittlichkeit wirken müße, bedarf wohl keines Beweises."

Abgeschrieben im Mönchhof, am 24. Hornung 1819.

Auszüge aus meinem Tagebuch.

Und wenn alle Bösen sich wider das Gute und Wahre verschwören, und es mit diamantenen Ketten fesseln würden, so schickt Gott einen Schmetterling, und der bloße Wind von dessen Flügeln reicht hin, die Bande zu zersprengen.

Mönchhof, am 4. Heumonat 1819.

Gewöhne dich so viel möglich, dieses Leben als Vorübung zu einer künftigen höhern Stufe zu betrachten, so wird alles, was dir begegnet, bei reiferm Nachdenken nicht als Zufall, sondern als eine nützliche zum Ziel fördernde Vorübung erscheinen, und als solche sollst du es benutzen. Thue dieß, dann wanderst du froher und mit festerm Blick deinen Lebenspfad, dich deines Zwecks bewußt und eines so schönen Ziels dich freuend.

Mit welch ruhigem Sinne wirst du, so denkend und handelnd, die Vor- und Mitwelt mit ihren Menschen, Begebenheiten und Handlungen beobachten.

Handle stets deiner Bestimmung würdig, und laß dich durch keinerlei Lockungen noch Hindernisse auf Abwege bringen, denn nur dem ausharrenden Kämpfer wird die Sieger-Krone zu Theil.

Mönchhof, im Heumonat 1819.

Frohe Tage sind diejenigen, an denen wir etwas Gutes hörten, sahen, dachten, lernten und thaten; an solche thut die Erinnerung wohl, und ich möchte sie Sätage nennen.

Mönchhof, am 3. August 1819.

Beobachte einen Menschen, wenn er lacht, wie und über was er lacht; das gibt dir einen Schlüssel, sein Inneres zu lesen.

Am 16. Weinmonat 1819.

Das Verdauen.

Wer genossene Speisen gut verdaut, bleibt gesund, wer viel ißt und schlecht verdaut, der wird krank; wer aber immer viel und untaugliche Speisen essen will, der wird krank bleiben.

Wie der Körper so hat auch der Geist seinen Magen: nämlich das Nachdenken.

Wer über das, was er hört, sieht, liest, reiflich nachdenkt, es aus allen Gesichtspunkten betrachtet und untersucht, der sorgt für die Gesundheit seines Geistes.

Wer viel liest, sieht, hört, dieß alles aber nur um die Zeit zu tödten, dessen Geist erschlaft, d. h. er wird nicht zum denken gewöhnt, und verlernt es nach und nach ganz.

Wer oft Schlechtes sieht, hört, liest und daran Vergnügen findet, dessen Geist erkrankt: d. h. anstatt sich zu veredeln, und so sich seiner erhabenen Bestimmung zu nähern, macht er sich das Schlechte, Niedrige zur zweiten Natur, und **verthiert**.

Je mehr der Geist sich im Denken übt, je mehr Fertigkeit erlangt er darin, und mit dieser erhöht sich der Genuß, und dieser Genuß wird ihm zum Bedürfniß, dessen Befriedigung aber heißt: aus **Gottes Brunnen trinken**.

Wessen Geist nur noch an dem Schönsten, Beßten, Edelsten Vergnügen findet, **und es ausübt**, der ist dem Ziele menschlicher Seligkeit nah und zu höhern Bestimmungen reif.

Am 23. Weinmonat 1819.

Die Gottheit gibt jedem Menschen auf seinem Lebenswege liebevolle Winke, durch Menschen, Begebenheiten, **scheinbare** Zufälle, welches der rechte Weg sei, wenn er irgendwo zweifelhaft ansteht.

O, zweifle nicht daran, nach den vielen Beweisen, die du davon ja selbst erfahren hast.

Glücklich **der**, welcher diese Winke beherzigt, denn sie kommen ihm ja alle vom allweisen Vater.

Am 24. Weinmonat 1819.

Was bleibt uns von dem verflossenen Theil unsers Lebens? Die zu unserer Belehrung anwendbare Rückerinnerung.

So können wir aber auch das Leben aller längst Verstorbenen durch solche Erinnerungen gleichsam mitleben; und so haben wir einen belehrenden Erfahrungsspiegel von mehrern Jahrtausenden; welche Aufforderung, dessen belehrende Winke zu unserer eigenen Veredlung zu benutzen!

Oberrieden, am Züricherſee, den 13. April 1821.

Es wäre eine richtige aber gefährliche Probe, die wahrhaft freien Menschen schnell zu erkennen. Man lasse nur acht einzige Tage alle bürgerlichen Gesetze schlafen, und erkläre alles für erlaubt, was nicht jedem der innere Richter verbiete. Wer da gleich gut bliebe, nur der erwiese sich als wahrhaft frei, als Christ.

Ob ihr Name auch Legion wäre? Kaum!

Niederurnen, am 19. Herbstmonat 1821.

Nur der ganz Tugendhafte ist Bürger im Reiche Gottes, d. h. hat den reinen innern Frieden. Ist man nur eines noch noch nicht bereuten, noch nicht verziehenen Fehlers sich bewußt, so ist jener Friede getrübt, und wer erhöbe dann noch mit frohem Geiste sein Auge zum allwissenden Vater?

Diese Reinheit des Gemüths, diese Nähe unsers Geistes dem Heiligen, sind nur durch unbefleckten Lebenswandel zu erringen, und ein höheres Glück kann sich kein Sterblicher weder denken noch erwerben.

Hard, bei Zürich, am 21. Christmonat 1821.

Die schönste der freien Künste ist: mit eben so viel Weisheit als Liebe Gutes zu thun.

Hard, am 27. Jänner 1822.

Unsere Aufgabe auf Erden ist: Gott ähnlich zu werden. Gott aber ist die Liebe.

Also sollen wir lieben lernen und lehren.

Da nichts in der Welt Zufall ist, so sind's auch unsere Lage und Umgebungen nicht, und Gott hat solche so geordnet, damit wir durch diese Umgebungen ein unserer Lage angemessener Wirkungskreis zur Uebung für unsere Liebe hätten.

Wer also hier in dem ihm angewiesenen Kreise nach bester Einsicht und Kräften, und im Geiste Jesu diese Aufgabe zu erfüllen sich bestrebt, dem wird jenseits ein größerer Wirkungskreis angewiesen werden.

Am 11. April 1822.

Je gemäßer du der reinsten Moral nach handelst, desto seliger wirst du sein.

Am 19. Heumonat 1826.

Vergesse nie und nirgends, daß Gott allgegenwärtig ist, und verliere nie deine Bestimmung aus den Augen.

Im Wintermonat 1822.

Meide vorzüglich zweierlei Arten von Menschen: Religionsspötter und Frömmler; beide werden dich bei Gelegenheit betrügen, beide haben keine oder schlechte Grundsätze.

Am 21. Herbstmonat 1823.

Vernunft-Religion und Religion des blinden Glaubens.

Die Vernunft ist die edelste Gabe, welche Gott dem Menschen verliehen, den Thieren hingegen versagt hat.

Eine für den Menschen schickliche Religion muß mit der Vernunft übereinstimmen, sich von dieser ganz beleuchten lassen und bei jeder Prüfung nur gewinnen.

Soll hingegen der Mensch mit Verläugnung seiner Vernunft blind glauben; was hieße dieses anders als von dem größten Geschenk des allweisen und allgütigen Vaters keinen oder gar einen Mißbrauch machen?

Wer daher den Menschen den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen als überflüssig oder gar gefährlich schildert, der hat entweder selbst keine Vernunft, oder er will die Menschen betrügen.

Körperlich blind zu sein ist ein großes Unglück; der Verstand aber ist des Geistes Auge, und dieses verdunkelt zu haben, ist ein weit größeres Unglück.

Blinder Glaube, was ist er aber anders, als freiwillige Geistesblindheit?

Hard, am 23. Herbstmonat 1823.

Nur derjenige verdient den Ehrennamen eines Mannes, welcher redet, wie er denkt, und handelt, wie er redet.

Horgen, am Zürichsee, den 26. Mai 1824.

Es ist nicht die Hauptsache, daß man viel habe, sondern daß man das, was man hat, gut anwende.

Thue alles, was du zu thun hast, in einer wohlüberlegten Ordnung, so wirst du dir viel unnöthige Mühe und viel Verdruß ersparen.

Horgen, im Brachmonat 1824.

Die Fahrt nach der Ufenau,
oder
der Sturmsonntag.

Im Anfang des Frühlings hatten wir mit ein Paar befreundeten Familien von Meilen und Küßnacht eine Lustfahrt nach der Ufenau verabredet. Unbeständige Witterung und sonst unvorhergesehene Hindernisse hatten aber immer die Ausführung verzögert; wie es denn meist zu gehen pflegt, wenn Frauenzimmer bei solchen Verabredungen mit zu Rathe sitzen. Müde der ewigen Vereitlungen, setzten wir Männer den 18. Heumonat zu unserer Lustfahrt fest.

Der Abend des 17ten war schön, und alles versprach für den folgenden Tag heiteres Wetter. Mit Schlag 3 Uhr am Morgen war auch das Schiffchen vor unserer Wohnung zur Abfahrt in Bereitschaft, und gleich nach eingenommenem Frühstück begann die Reise.

Der Himmel war heiter, nur hatte sich am östlichen Horizont ein dünnes schleierartiges Gewölk angesetzt, auch waren die Kellermauern vom Wein holenden Weibchen ziemlich feucht befunden worden, was alles die wetterkundige Hausfrau für Anzeigen eines baldigen Witterungswechsels erklärte. Vor 4 Uhr landeten wir in Meilen, wo die übrigen Freunde uns am Ufer freudig bewillkommten. Wie die ziemlich zahlreich gewordene Gesellschaft sich eingeschifft hatte, setzten wir die Fahrt in heiterer Stimmung und bei ganz stillem See sogleich fort. Während die Frauen sich unter einander und mit ihren Kindern unterhielten, entspann sich auch zwischen uns Männern ein Gespräch.

Fröhlich, ein Freund aus dem Thurgau, welcher eben

auf Besuch bei der Küßnacher Familie war, und von dieser zum Mitfahren war gebeten worden, erzählte uns, daß er nun nach vielen Jahren wieder zum erstenmal die herrlichen Ufer des lieblichsten Schweizersees bereise. Da ich eben, sagte er, nach einem dreiwöchigen Gebrauch der Heilbäder zu Baden, und ganz besonders des erst neulich dort errichteten Dampfbades, meine seit mehrern Jahren von der Gicht geplagten Füße wieder ganz hergestellt fühlte, so konnte ich dem Drang nicht widerstehen, meine lieben Freunde in diesen so anmuthigen Gegenden auch wieder einmal zu besuchen, und trat daher vor ein Paar Tagen zu Fuß die Reise durch das Wehnthal an. Wie in frühern Jahren, so auch jetzt, erfreute mich die in den Dörfern überall herrschende Reinlichkeit. Zu größerer Sicherheit der hübschen, von Obstbäumen umgebenen Wohnungen sind dieselben, statt mit den dort ehemals üblichen Strohdächern, nun meist mit Ziegeln gedeckt. Eine wahre Augenweide gewährten mir die kornreichen Felder und üppigen Matten, und wie erfreulich ist nicht das muntere Wesen der arbeitsamen und durchgehends so kerngesund aussehenden Menschen.

Wie ich in Schöflistorf frühstückte, fuhr ein großer schwerbepackter Leiterwagen, mit vier hübschen Pferden bespannt, langsam durchs Dorf. Der singende rothwangige Fuhrmann in sonntäglicher Kleidung, mit einem gewaltigen Blumenstrauß auf dem Hut, erregte meine Neugierde. Ein rüstiger Bursche in ganz neuem Zwillichkittel, rothem Brusttuch mit silbernen Knöpfen und weiten Plumphosen, ging Hand in Hand mit einem blühenden Mädchen, in der dortigen seit uralter Zeit unverändert gebliebenen und so malerisch schönen Landestracht, hinten her. Mit Muße konnte ich den Zug betrachten. Vor und hinten auf dem Wagen waren die beiden Theile eines mächtigen Kleiderschranks von schön gearbeitetem Nußbaumholz; in der Mitte ein völlig ausgerüstetes Bett, dessen Lein-

tuch mit handbreiten Spitzen geziert war; vorn am Bett eine Wiege und ein niedliches Spinnrad mit vollem Rocken, hin und wieder war Kupfergeschirr sichtbar, und in den vollen Säcken die dazwischen aufgeschichtet waren, befand sich, wie mirs die gesprächige Wirthin erklärte, gedörrtes Obst und anderer Speisevorrath, was alles der reiche Meier von N. seiner in ein benachbartes Dorf sich verheurathenden Tochter als Hausſteuer mitgab. Das hübsche Mädchen sei eben diese Braut und jener rüstige Bursche ihr Bräutigam, der Sohn einer armen Wittwe; erst habe der reiche Meier lange nicht in diese Heirath einwilligen wollen. Da er aber auf seine genauen Nachfragen von allen Seiten her ein allgemeines Lob von der Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Arbeitsamkeit des jungen Menschen erhalten, so habe er sich nicht länger den Wünschen seiner Tochter widersetzt. Die Wirthin meinte, die Braut hätte doch Anstands halber bei diesem Zug durchs Dorf ein wenig weinen sollen, wozu sie aber nicht im geringsten Lust zu haben schien; auch lächelte die Wirthstochter bei dieser Aeußerung ihrer Mutter etwas schalkhaft, als wollte sie sagen: Wäre ich an Lischens Stelle, es käme mich das Weinen eben auch nicht sehr an.

Welch ein glückliches Bauernvolk, dachte ich; mögest du noch lange die alte Sitteneinfalt und damit dein Glück bewahren.

Wie ich in die Seegegenden kam, fand ich da so vieles verändert. Es war ein heißer Nachmittag, als ich von Zürich aus meine Reise antrat; aber das kümmerte mich wenig, denn schon wandelte ich in Gedanken unter den herrlichen Wallnußbäumen, welche die Fußwege dem See entlang beschattet, und seine Ufer so sehr verschönert hatten. Aber bald wurde mir die Hitze lästig, denn es waren leider alle jene Bäume, wenige ausgenommen, sammt ihren Ruhebänken verschwunden. Die Einführung des Repsbau habe das Nußöl entbehrlich gemacht, sagte man mir, als ich mein Bedauern

deßwegen äußerte, und zu dem hätten die Wallnußbäume durch ihren Schatten und die weit sich verbreitenden Wurzeln vielen Schaden verursacht, und seien daraus durch die weniger beschattenden Aepfel- Birn- und Kirschbäume ersetzt worden, welche auch reichliche Früchte trügen. Aber eben nicht zur Verschönerung der Landschaft, bemerkte ich, auch wird euch der Fußreisende wenig Dank dafür wissen, denn für diesen ist die Tantalus-Freude des bloßen Anblicks euerer Aepfel, Birnen und Kirschen ein schlechter Ersatz für die Erquickung des kühlenden Schattens, den ihm die Wallnußbäume gewährten.

Angenehm wurde ich durch eine Menge neuer Häuser überrascht, die auf den beiden Seeufern seit ungefähr 15 Jahren wie hergezaubert worden sind. Der Umstand aber, daß so manche davon das Eigenthum reich gewordener Aerzte sind, deren eine so große Anzahl in diesen Gegenden vollauf Beschäftigung findet, machte es mir zweifelhaft, ob jene Prachtgebäude Anzeigen des vermehrten Wohlstandes oder des überhand nehmenden Luxus sein möchten. Wahrscheinlich beides.

Vieles hatte ich zu Hause schon, noch mehr aber während meines Aufenthalts in Baden, Rühmliches von den in mehrern Dorfgemeinden errichteten Armenanstalten gehört, so, daß ich eigentlich recht begierig wurde, eine dieser musterhaften Anstalten oder Versorgungshäuser selbst zu besuchen. Ihre Bestimmung soll sein: bei dem trägen Dürftigen wieder Lust zur Arbeit und Ehrgefühl zu erwecken, die Waisen und auch die Kinder liederlicher Aeltern der Verwilderung und dem Müßiggang zu entreissen, ihnen dagegen eine zweckmäßige Erziehung zu geben, sie zu mancherlei nützlichen Berufsarten anzuleiten, und so zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Geschlechter zu bilden; auch soll in diesen Häusern der ohne sein Verschulden-Verarmte und die zur Arbeit untüchtig gewordenen Alten einen ruhigern Zufluchtsort finden.

Nur ist zu wünschen, daß die Auswahl des Verwalters mit besonderer Hinsicht auf einen sittlich guten Ruf, gepaart mit den nöthigen Kenntnissen sehr sorgfältig möge getroffen, und eben so sehr, daß die Kinder so viel nur immer möglich wenigstens von den verdorbnern ältern Bewohnern des Armenhauses möchten getrennt gehalten werden; am gerathendsten möchte es sein, jenen mit ihrem Erzieher ein besonderes Gebäude anzuweisen.

Wie ich so am Abend dem schönen Dorfe N. zuwanderte, gewahrte ich eine Menge Menschen aus einem ansehnlichen Gebäude kommend. Noch eben in Gedanken mit jenen Armenanstalten beschäftigt, hielt ich diese, meist kränklich aussehenden Menschen für die Bewohner des Armenhauses, und bat einen von ihnen, mich beim Verwalter der Anstalt zu melden, erfuhr nun aber, daß ich mich in der Bestimmung dieses Gebäudes geirrt hatte. Es war solches eine mechanische Baumwollenspinnerei, in welcher diese blaßen, kränklichen Gestalten in ungesunder Luft und bei geringem Lohn sich von der, der Gesundheit so zuträglichen, Feldarbeit entwöhnen, und mit der Lust auch noch die Kraft dazu verlieren; die darin arbeitenden Kinder dann gewöhnlich noch den Schulunterricht entweder ganz, oder doch wenigstens allzu früh entbehren und durch Verweichlichung sich ein sieches Alter bereiten.

Als ich langsam dem Dorfe zuging, um eine Nachtherberge aufzusuchen, gewahrte ich ein etwa zehnjähriges Mädchen, welches sehr emsig damit beschäftigt war, eine Menge auf der Landstraße umherliegende Glasscherben zusammen zu lesen. Auf meine Frage, was es denn eigentlich mit diesen zerbrochenen Gläsern anfangen wolle, die es da sammle? antwortete es: wegschmeißen will ich sie. Wegschmeißen! erwiederte ich, mich verwundernd, das sind sie ja schon. Ja, versetzte das Mädchen, weggeworfen sind sie wohl, aber an den un-

rechten Ort. Sehen Sie, in jener Weinschenke dort lärmte diesen ganzen Nachmittag hindurch eine Schaar für fremde Dienste neuangeworbener Soldaten; eben kamen sie singend und lärmend mit vollen Weinflaschen heraus, und wie sie solche noch ausgeleert hatten, schmießen sie dieselben auf die Straße und zogen davon. Dieß ist nun aber unser Schulweg, viele arme Kinder, so wie auch Reisende, die da baarfuß hin- und hergehen, könnten sich an diesen Splittern übel verletzen, wie das einst meiner seligen Mutter geschah, die wegen eines in den Fuß getretenen Glassplitters viele Wochen das Bett hüten mußte und bis an ihr Ende hinkend blieb. Diese gute Mutter gewöhnte uns Kinder, daß wo immer wir Glasscherben umherliegen sähen, solche sorgfältig zu sammeln, und dann, da wir eine Fähre halten, bei Gelegenheit in den See zu versenken.

Das Mädchen, welches ich ersuchte mir eine Nachtherberge zu zeigen, führte mich dann in ein ganz nahes Haus, wo ich der schönen freien Lage wegen zu bleiben vorzog, als noch vollends in das städttische Dorf hineinzugehen, da die Unterhaltung mit dem aufgeweckten alten Hausvater mich sehr anzog. Die reinlich gekleidete alte Frau besorgte emsig die Hausgeschäfte, während ihre drei Töchter an ihren Seiden-Webstühlen munter drauf los arbeiteten. Bald kam noch ein junger Mann mit zwei Knaben von der Heuerndte nach Hause. Man machte nun Anstalten zum Nachtessen. Eine der drei Weberinnen war die ihrer Niederkunft nahe Frau des eben angekommenen jungen Mannes. Ich äußerte ihr mein Befremden, sie mit einer in ihren Umständen gewiß eben so beschwerlichen als ihres und ihres Kindes Gesundheit nachtheiligen Arbeit so emsig beschäftigt zu sehen. Das hätte nicht viel zu bedeuten meinte sie, die meisten andern Frauen machten es eben so, und sie könnte doch unmöglich für so lange Zeit die einträgliche Arbeit unterbrechen;

denn sie dürfte deswegen, besonders da der Fabrikherr, der nahe bevorstehenden Messe wegen, auf baldige Liferung dringe, in Zukunft wohl gar keine Arbeit mehr erhalten. Der alte Vater gab mir Beifall, und sagte: schon oft habe er warnend auf die schlimmen Folgen einer unter solchen Umständen so unzweckmäßigen Beschäftigung aufmerksam gemacht, da aber die nachtheiligen Folgen des unzeitig zur Hauptbeschäftigung gemachten Webens nicht so augenblicklich auffallend sich zeigen, und die meisten andern Weiber es eben so machen, so sind meine Worte in den Wind geredet, und das leichtsinnige Volk, das des kleinen gegenwärtigen Gewinns wegen die zukünftige Gefahr nicht beachten will, lacht meiner wohlgemeinten Warnungen. Mache ich nun, fuhr er fort, auf die verkrüppelten, kränklichen Kinder dieser oder jener Frau aufmerksam, welche sich Aehnliches erlaubte, so müßen wohl gar die Schutzpocken an der Kränklichkeit jener Kinder Schuld sein, und will ich nun Friede haben, so muß ich die Weiber ihr Wesen treiben lassen, und mich mit der Hoffnung trösten, daß sie wohl noch durch eigne Erfahrung sich mögen belehren lassen, ehe es zu spät ist. Dann kömmt noch hinzu, daß unsere Weiber sich heut zu Tage nicht mehr mit einfacher ländlicher Kleidung begnügen, sondern die meisten wollen es nun den Töchtern unserer reichen Fabrikanten nachmachen, die mit städtischen Kleidern und ein bißchen Französisch-Plaudern aus dem Welschland heimkehren; und daher haben wir bald in jedem Dorfe mehrere Putzmacherinnen. Bei diesen lassen sich nun unsere Mädchen kleiden, und weil das ewige abwechseln der Moden, beständiges Verändern der Kleider nach sich zieht, so reicht nun freilich der Ertrag eines Bauernhofes nicht mehr hin, die um so viel beträchtlicher gewordenen Ausgaben des Hauswesens zu bestreiten. Da setzen sich denn die Mädchen alle, von denen doch früher viele die Landwirthschaft mit besorgen halfen,

und gesund und stark dabei waren, nun von den Müttern dazu aufgemuntert, so früh wie nur immer möglich hinter die sie verweichlichenden Webstühle.

Ein großes Gefäß mit Most wurde nun auf den Tisch gesetzt; da mir dieses Getränk immer Verkältungen verursacht hatte, so enthielt ich mich desselben; die übrigen Tischgenossen, besonders die Kinder, ließen sich dasselbe nur zu gut schmecken. Nach dem Essen verplauderte ich mit dem unterhaltenden Alten noch ein Stündchen gar angenehm, und begab mich dann in mein äußerst reinliches Schlafzimmerchen, ohne das mir angebotene Gläschen Kirschwasser zu genießen, was als ein Schlaftrünkchen in diesen Gegenden so ziemlich üblich zu sein scheint.

Am Morgen schmeckte mir, statt des in unserm Lande überhaupt mit so mancherlei Beisätzen zubereiteten Kaffee's, den auch ich aus eigner Erfahrung als ein der Gesundheit nachtheiliges Getränk kennen gelernt hatte, eine Milchsuppe mit eingerührten Eiern gar trefflich.

Ich hatte mir vorgestellt, es möchte, was mir der alte Hausvater am Abend von der Putzliebe der jungen Weiberwelt erzählt hatte, wohl ein wenig mit allzu grellen Farben geschildert worden sein. Aber nun erschienen am Morgen die durch ihre städttischen Sonntagskleider mir unkennbar umgewandelten Töchter des Hauses. Lächelnd zeigte sie mir der Alte, wie sie in Gesellschaft ähnlich gekleideter Nachbarinnen, mit ziemlich linkischem Anstand, sich auf den Weg zur Kirche begaben.

Während dieser Unterhaltung waren wir an die Ufenau gekommen, wo wir unsere mitgenommenen Erfrischungen im Freien genießen wollten. Jedes wollte nun zuerst am Lande sein, darüber zerbrach uns eine große Weinflasche, und das Wegräumen der Glasscherben raubte uns nun viel mehr Zeit, als wenn wir mit der größten Gemächlichkeit ausge-

schifft hätten. Leider konnten wir im Freien, des starken Thaues wegen, nirgends keine trockene Stelle finden, und mußten uns daher bequemen, unsere Vorräthe in die mit einer schönen Reblaube umgebene, noch so ziemlich reinliche Pächterwohnung zu tragen. Eine junge Wittwe empfieng uns freundlich, welche nebst einem Kinde allein auf der Insel zurückgeblieben war, während alle ihre übrigen Hausgenossen nach Freienbach hinübergeschifft waren, dem Gottesdienst beizuwohnen.

Vergebens sucht man auf dieser sonst so anmuthigen kleinen Insel ein Denkmal, welches die Ruhestätte des freisinnigen Hutten bezeichnet. Wie sollte sich aber auch da ein solches haben erhalten können, da die Insel Eigenthum der Mönche von Maria-Einsiedeln geworden!

Nach genossener Erfrischung durchblätterte ich die auf dem Fenstergesimse herumliegenden Bücher. Es waren aber, außer der Geschichte der heiligen Genofeva und ein Paar andern ähnlichen Inhalts, lauter lateinische. Ich verwunderte mich sehr über die Sprachkenntniß dieser Bauernhaushaltung. O! sagte die Wirthin, Latein verstehe sie nicht, und auch niemand der Ihrigen. Was thut Ihr denn mit diesen Büchern, fragte ich, da Ihr deren Inhalt nicht versteht? O, wir brauchen sie auch bloß zum Beten, war die Antwort.

Inzwischen hatte der Himmel angefangen sich mit Gewölk zu überziehen und die Hitze empfindlich zu werden. Dieß machte uns unschlüßig, ob wir unsere Fahrt bis nach Rapperschweil fortsetzen, oder aber einen unsern Wohnorten nähern Dorfe zusteuern sollten. Da aber die Wirthin uns versicherte, wir dürften der Witterung halber ganz ruhig sein, allen Anzeichen nach wäre für diesen Tag noch keine Aenderung derselben zu besorgen, so glaubten wir, weil es mit unsern Wünschen übereinstimmte, um so lieber an ihre Witterungskunde, und ruderten getrost nach Rapperschweil.

Dort begaben wir uns auch sogleich auf den wegen seiner herrlichen Aussicht mit Recht berühmten Lindenhof, denn es findet sich kaum ein anderer Punkt auf beiden Seeufern, der eine Aussicht darböte, die sich mit der des Lindeshofs auch nur vergleichen ließe. Wir wurden nicht müde, dieses reitzende Naturgemälde zu betrachten, welches für uns um so anziehender war, da jeder von der Gesellschaft in dieser oder jener Ortschaft, deren man da so viele sieht, Bekannte hatte, und so erneuerten sich eine Menge angenehmer Erinnerungen an befreundete Menschen und der mit ihnen getheilte Schicksale und genoßene Freuden. Lange verweilten wir da, bis uns die immer steigende Hitze nach einem Wirthshause trieb, wo wir Bekannte antrafen, mit denen wieder ein Paar Stunden verplaudert wurden. Endlich sollte auch noch ein Spaziergang auf die seit kurzem gefahrlos gemachte, 1800 Schritt lange Brücke gemacht werden. Kaum hatten wir dieselbe aber betreten, so bemerkten wir das immer dichter und dunkler aufsteigende Gewölk, und daß alle im Hafen befindlichen Schiffe sich eiligst zur Abfahrt rüsteten.

Wir fanden es rathsam, dem allgemeinen Beispiel zu folgen, um, wo möglich, vor Ausbruch des drohenden Sturmes Meilen noch zu erreichen, und fuhren daher auch sogleich ab. Noch aber hatten wir Stäfa nicht erreicht, als schon ferner Donner und ein ziemlich starker Westwind uns das Herrannahen eines Gewitters verkündigten. Wir ruderten aus Leibeskräften, und hielten dann, durch die angestrengte Arbeit ermattet und durstig geworden, in Männedorf an. Wie wir uns erquickt hatten und eben zur Weiterreise anschickten, trat ein unbekannter Mann zu mir, grüßte mich bei Namen und bat um die Erlaubniß mit uns nach Horgen zu fahren, wo er zu Hause sei. Erwünschteres hätte mir nicht leicht etwas begegnen können, weil ich sonst von Meilen weg ohne Gehülfen zum Mitarbeiten im Schiffe würde geblieben sein.

Kaum waren wir wieder abgefahren, so wurde der Wind immer heftiger, das Gewitter rückte immer näher, und erreichte uns, als wir eben noch mit genauer Noth bei Uetikon ans Land kamen. Nachdem es wohl eine Stunde lang mit Heftigkeit gewittert hatte, trat eine Stille ein, die wir benutzten, um noch vollends bis Meilen zu fahren. Dort trennte sich die Gesellschaft. Neue Gewitterwolken thürmten sich im Westen auf. Da unser neue Reisegefährte versicherte, wir würden noch vor Ausbruch eines nochmaligen Gewitters das jenseitige Ufer noch sehr gut erreichen können, und dringend bat, den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, so traute ich ihm, der in dieser Gegend einheimisch war, darin mehr Sachkenntniß zu als mir, und steuerte Horgen zu. Aber noch waren wir nicht auf der Hälfte des Sees, so verstärkte sich der Wind immer mehr und mehr, und bald wüthete der Sturm so, daß wir kaum mehr im Stande waren, das Schiffchen zu lenken. Die Mutter saß unerschrocken auf der Segelbank und tröstete die Kinder, welche sich ängstlich an sie anklammerten, und sprach ihnen Muth ein, wenn die schäumenden Wellen den Kahn zu bedecken drohten. Nun erreichte uns auch noch das Gewitter und unsere Lage war in der That gefahrvoll und mißlich genug. Doch entsank uns Männern der Muth nie. Der Anblick meiner mit Angst erfüllten Lieben verdoppelte meine Kräfte. Seid nur getrost! rief ich ihnen zu, wenn auch die Mutter durch das laute Angstgeschrei der Kinder und das Anprallen der tobenden Wellen erschreckt mit einstimmen wollte, seid nur getrost, wir werden mit Gottes Hülfe das Land wohl noch erreichen. Endlich, nach langem Kampf mit den empörten Elementen, gelang es uns bei Käpfnach dem Ufer nahe zu kommen. Allein wir sahen nirgends eine Stelle zum landen. Hier trieben die Wellen uns gegen Steinhaufen, dort drohte hervorragendes Pfahlwerk unserm Fahrzeug Verderben. Da erspähten wir

endlich eine mit Rasen bekleidete Uferstelle. Auf diese steuerten wir zu, dichte dabei bemerkten wir erst, daß auch dieses nur ein mit dünnem Gras überdecktes Gemäuer war. Indessen, es mußte gewagt sein, da oder nirgends mehr konnten wir ans Land kommen. Mit Anstrengung aller Kräfte lenkte ich einem dichte am Ufer stehenden Bäumchen zu; unser Gefährte hatte sich mit der Schiffskette in der Hand zum Sprung fertig auf das Vordertheil des Schiffchens gestellt, wagte dann den Sprung, wie wir der Mauer nahe genug waren, erreichte glücklich das Ufer, und es gelang ihm, schnell die Kette um den Stamm des Bäumchens zu schlingen, ehe die Brandung den Kahn wieder in die Wellen zurückreissen konnte. Inzwischen waren auch die Bewohner eines benachbarten Hauses herbei geeilt, und halfen liebreich die vor Angst und Nässe zitternden Kinder und die besorgte Mutter ausschiffen.

Ein tiefgefühltes Gottlob! erscholl aus aller Munde, wie wir uns glücklich gerettet sahen. Den guten Leuten folgten wir gerne unter ihr schirmendes Dach, dann kehrten wir, nachdem das Schiffchen noch vor dem Zertrümmertwerden gesichert worden, bei einbrechender Nacht noch vollends zu Fuße nach Horgen zurück, um die zu Haus Zurückgebliebenen, die unsertwegen beängstigt sein mochten, zu beruhigen. Wir feierten dann alle mit einander ein frohes Rettungsfest, welches nun in Zukunft alle Jahre, am 18. Heumonat, unter dem ihm von den Kindern selbst beigelegten Namen des Sturm-Sonntags, als ein Familienfest wieder gefeiert werden soll.

Horgen, im Sommer 1824.

Die Gemeinde Seewyl, oder das Christen-Dorf.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im August 18**.

Seit ein Paar Wochen trinke ich hier, auf einem ziemlich einsamen Meierhofe, zu Wiederherstellung meiner geschwächten Gesundheit die Kuhmilch. Du wirst mich fragen: Wäre es wohl deinem Zwecke nicht angemessener, du begäbest dich an einen unserer so gepriesenen Kurorte, wo ein Zusammenfluß von Menschen aus allen Ländern und von allen Ständen eine erheiternde Abwechslung in das gesellschaftliche Leben bringt, welche vielleicht eben so viel als die Kur selbst zur Genesung der wahren und eingebildeten Kranken beiträgt. Wohl möchte deine Einwendung begründet sein, wenn der hiesige Ort in gesellschaftlicher Hinsicht so einförmig wäre, wie es seine Lage vermuthen läßt. Aber nicht leicht wüßte ich eine ländliche Gegend aufzufinden, die mehr Annehmlichkeiten des Umgangs darböte, als es in Seewyl der Fall ist, in dessen Mitte mein dermaliger Aufenthaltsort liegt.

Mein Hauswirth Conrad, der Sohn eines Beamten, hat auf vielen Reisen mancherlei Kenntnisse und Beobachtungen gesammelt, und widmet sich nun seit 15 Jahren, nach manchen fehlgeschlagenen Lebensplänen, ganz der Erziehung seiner Kinder und der Landwirthschaft.

Als ich jüngst in seiner Gesellschaft den etwa eine Viertelstunde von hier in Seewyl selbst wohnenden Prediger, einen geistvollen und fröhlichen Mann, besuchte, äußerte ich meine Verwunderung über die vortrefflich bebauten Felder, den schönen Obstwachs und die gut unterhaltenen Dorf- und Nebenwege. Dieß alles, sagte mein Hauswirth, dieß alles ist vormals ganz anders gewesen; denn die aus ziemlich zer-

streuten Weilern und Höfen bestehende Kirchgemeinde war vor einigen 30 Jahren meist Waide- und Sumpfland, wie jetzt noch eine kleine Strecke zwischen dem Wailer Moorheim und dem Rohrsee. Die Seewyler zogen den erträglichen Erwerbszweig der damals so blühenden Baumwollen-Manufaktur der Landwirthschaft vor, deren mehr Anstrengung erfordernde Arbeiten minder reichlich lohnten, und so wurde diese je mehr und mehr vernachläßigt und dadurch auch ertragloser, ohne daß indessen der Wohlstand der Seewyler bei all dem reichlichen Verdienst sich vermehrt hätte, da dieser meist nur zur Befriedigung neuer, vorher unbekannter, und durch einige reichgewordene Fabrikanten eingeführte Bedürfnisse verwendet wurde. Ein ausgebrochener Krieg hatte nun Hemmungen des Seehandels zur Folge, und dadurch wurde der bisherige Absatz der Fabrikate ungemein vermindert und erschwert; das gleichzeitige Emporkommen einer großen Anzahl Spinn- und Webemaschinen setzte obendrein auf einmal eine Menge Handarbeiter außer Erwerb. Im Gefolge des Kriegs kam auch noch Theurung, und das Wenige, was die Seewyler etwa noch von ihrem ehevorigen Manufaktur-Erwerb erspart hatten, ward bald aufgezehrt, und das Elend allgemein fühlbar.

Anders war es in den benachbarten Gemeinden Gerstenfeld und Wiesendorf, welche sich ganz ausschließlich mit dem Landbau und der Verarbeitung der eignen Landeserzeugnisse beschäftigten. Nicht eben Reichthum, aber allgemeiner Wohlstand herrschte bei diesen arbeitsamen und wenig Bedürfnisse kennende Menschen. Der Seekrieg hatte für sie keine nachtheiligen Folgen, und die durch den Krieg entstandene Theurung der Lebensmittel erhöhte, während mehrern Jahren den Ertrag ihrer Ländereien um ein Ansehnliches, so daß sie nicht nur nicht darben mußten, sondern sowohl ihre nothleidenden Nachbaren freudig unterstützen, als auch ohne Be-

schwerde die durch den Drang der Zeiten vermehrten Lasten des Staats konnten tragen helfen.

Schon vor diesem Zeitpunkt hatte der alte Forstmeister Hermann den Seewylern öfters zweckmäßigere Benutzung ihrer Ländereien angerathen. Aber vergebens. Die kurzsichtigen Menschen waren durch den damals größern Gewinn ihrer Fabrikation, der sie ewige Dauer zutrauten, verblendet, so sehr ihnen auch der welterfahrnere Hermann vorstellen mochte, wie leicht ein von so vielen äußern Verhältnissen abhängiger Erwerbszweig ins Stocken gerathen dürfte. Da aber dieß seit dessen Einführung noch nie der Fall gewesen, so glaubten die einfältigen Leute, es werde auch in Zukunft nie geschehen können. Doch es geschah, und da bereuten sie die Vernachläßigung ihrer Ländereien zu spät. Nun war, um sich aus der Noth zu helfen, kein anderes Mittel als Verbesserung der Landwirthschaft. Allein bei dem verschlimmerten Zustand der Grundstücke war das ein hartes Stück Arbeit für die der Landwirthschaft entwöhnten Seewyler. Um sich wenigstens für einstweilen aus der größten Noth zu helfen, beschloßen dieselben einen bedeutenden Holzschlag in der Gemeindswaldung vorzunehmen; allein der redliche Hermann sagte ihnen, daß wenn auch die Forstgesetze einen so beträchtlichen Holzschlag, wie sie vorzunehmen Willens waren, nicht schon bestimmt untersagten, so müßte er ihnen dennoch davon abrathen, weil dieses ihnen nur vorübergehend aus der Klemme helfen, für die Zukunft aber ihre Hülfsquellen gar sehr vermindern würde. „Wenn wir uns aber,“ sagte er, „nicht bloß für kurze Zeit aus der Noth ziehen, sondern zu dauerhaftem Wohlstand emporschwingen wollen, so müßen wir damit anfangen, unsere ehemaligen durch die Ueberschwemmungen der Wilda zu Sumpf gewordene Wiesen zu entwässern, den so oft Verheerungen anrichtenden Fluß eindämmen, die Weiden wieder in Ackerland umwandeln, Obstbäume

pflanzen, Bienen halten, und alle übrigen Hülfsquellen, welche eine wohlberechnete Landwirthschaft darbieten kann, mit Fleiß und Klugheit benutzen. Aber nicht Einzelne aus uns müßen ein solches Werk unternehmen, sondern es muß als Angelegenheit der ganzen Gemeinde betrieben werden. Der Erwerb ist jetzt so gering, die Lebensmittel aber alle so theuer, daß es den ärmern unserer Gemeindsgenossen schwer fällt, mit angestrengtester Arbeit auch nur das Nothdürftigste zu erwerben; forderten wir nun von diesen Leuten, daß sie, wie bisher bei Gemeindsarbeiten üblich war, dieselben ohne Taglohn, im Frohndienst, sollten verrichten helfen, so würde die zahlreiche Klasse der Unbegüterten sich beklagen, daß sie dadurch an dem ohnehin schwierigen Erwerb des Nothwendigsten gehindert würde, um an etwas zu arbeiten, wovon der Nutzen erst in Zukunft geerndtet werden könne, was aber dem hungrigen Bauch, der keine Ohren als für die gegenwärtige Noth hat, nie einleuchten würde. Wir hätten unwillige und kraftlose Arbeiter von jener Klasse; und auch die Wohlhabendern würden nicht gerne ihre Zeit und Kräfte an ein Werk wenden, wovon der Nutzen dem Allgemeinen zu gut käme, und so bliebe die Sache ganz so, wie sie jetzt ist, oder, was der Folgen wegen noch schlimmer wäre, die Verbesserungsarbeiten würden nur halb und daher schlecht ausgeführt. Die Noth ist freilich groß, aber ohne kräftige Mittel kann sie nicht gehoben werden. Der Nutzen der vorgeschlagenen Verbesserungen ist jedem Nachdenkenden so einleuchtend, als die Nothwendigkeit, sie ohne Zögerung zu bewerkstelligen; denn durch längeres Zuwarten wächst die Noth, die Schwierigkeiten, sie zu heben, häufen sich, unsere Kräfte und Hülfsmittel vermindern sich dagegen im umgekehrten Verhältniß mit dem wachsenden Uebel.“ Dieses waren die Vorstellungen, welche der verständige Hermann seinen Mitbürgern gemacht hatte.

Mehrere Gemeindsgenossen hatten schon einige Jahre früher den Vorschlag machen wollen, diese nun seither um soviel dringender gewordenen Verbesserungsarbeiten von Gemeinds wegen vornehmen zu lassen; aber sie überzeugten sich bald, daß ihre wohlgemeinten Räthe wenig Gehör fanden; denn damals hatte der reichliche Fabrikerwerb die meisten Gemeindsgenossen noch so verblendet, daß sie die Landwirthschaft nur als eine untergeordnete Nebensache betrachteten.

Inzwischen hatten jene gut denkenden und heller sehenden Männer im Stillen kleine Versuche mit Entsumpfung einiger längs dem kleinen Bergwasser Steinach sich hingelegenen Landstrecken gemacht, auch mehrere derselben auf ihren eignen Höfen allerlei landwirthschaftliche Versuche angestellt, und als sie sich von der Ausführbarkeit ihrer gesammelten Erfahrungen überzeugt, hatten sie dann durch diese Erfahrungen und den Rath sachverständiger Männer geleitet, einen Entwurf zu den Verbesserungen im Großen gemacht. Diesen theilte nun der Forstmeister den in dieser Angelegenheit sich Rath erholenden Gemeindsvorstehern zur Einsicht mit, und ermahnte sie, denselben, wenn er ihren Beifall erhalten sollte, den übrigen Gemeindsgenossen zur Prüfung vorzulegen.

Die Hauptsache dieses Entwurfes war ungefähr Folgendes:

Die Gemeinde Seewyl besitzt das Weidrecht in den Waldungen der benachbarten Dörfer Gerstenfeld und Wiesendorf. Schon lange wünschten diese Ortschaften die ihrer Waldkultur so nachtheilige Last loszukaufen. Gestatten wir unsern Nachbarn den Loskauf des ihnen so lästigen, uns aber so wenig Vortheil bringenden Weidrechts, so erhalten wir durch die Loskaufssumme ein Kapital zu einer wirklichen Nutznießung für alle Gemeindsgenossen, wie sie vorher es nur für die Viehhaltenden war. Dieses ist so einleuchtend, daß von der Mehrheit, die dadurch, statt des bisher nur eingebildeten,

*

nun einen wirklichen Vortheil erhält, wohl kein Widerspruch zu befürchten sein mag.

Diese Loskaufs-Summe bietet aber gerade ein Mittel an die Hand, durch Wiederverbesserung unserer versumpften und von der fast alljährlich austretenden Wilda verheerten Ländereien, von denen ein großer Theil Gemeindeigenthum ist, unsern Wohlstand wieder herzustellen und für bleibend zu begründen.

Um zu gleicher Zeit der Erwerblosigkeit abzuhelfen, über welche in unserm Dorfe so allgemeine und laute Klage ertönt, wird vorgeschlagen:

Die durchaus unaufschiebbar nothwendig gewordene Verbesserung unserer Gemeinds- und Privat-Ländereien durch Abgrabung des Moorheimer Sumpfes und gehörige Eindämmung der Wilda zu bewerkstelligen; die so sehr verdorbenen Nebenstraßen auszubessern, so wie durch den Sumpf und die Waldungen zweckmäßige Wege anzulegen. Diese Arbeiten sollten theils verdingsweise und theils im Taglohn, unter Aufsicht sachverständiger Männer, ausgeführt werden.

Die Unkosten der Straßenverbesserung und die der Entsumpfung der Gemeindsländereien mögen aus dem Ertrag der Loskaufssumme des Weidgangs bestritten werden, diejenige der Privatgüter aber aus einem auf die verbesserten Grundstücke zu legenden billigen Mehrwerth.

An diesen Arbeiten sollen auch Weiber und Kinder Antheil nehmen können, und denselben ein ihren Leistungen angemessener Arbeitslohn zukommen; wodurch die Verbesserung der Ländereien erzweckt, der Erwerbslosigkeit abgeholfen, und bei den Dorfgenossen die Lust zur Feldarbeit wieder erweckt würde.

Die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags leuchtete allen Verständigen ein, und die Vorsteher trugen denselben der Gemeinde vor. Die Bewilligung des Weiderechts-Loskaufs wurde zwar allgemein gutgeheißen, aber über die Verwendung der

Loskaufssumme herrschte große Verschiedenheit der Ansichten. Viele wollten dieselbe sogleich unter die Gemeindsgenossen vertheilen; andere sie als Kapital zinstragend anlegen und diesen alljährlich vertheilen. Jene schrien, die Noth ist jetzt da, also muß auch jetzt geholfen werden; diese wandten ein, daß dieß nur für einmal helfen, die Noth dann aber bald wieder da sein würde; der jährlich zu vertheilende Zins wäre dagegen ein jedesmal willkommene Unterstützung. Darauf bestand aber die Mehrheit hartnäckig, daß, wenn die vorgeschlagenen Verbesserungen wirklich nothwendig müßten ins Werk gesetzt werden, die Unkosten derselben durch einen außerordentlichen Holzschlag zu bestreiten seien, weil die Waldung Gemeingut sei, über dessen Verwendung niemand als den Gemeindsgenossen zu bestimmen zukomme. Da die wohlgemeinten Vorschläge der Verständigen waren verworfen, von der verblendeten Menge dagegen solche Beschlüße gefäßt wurden, welche unfehlbar die gänzliche Verarmung der Gemeinde und die Verschlenderung des Gemeindguts zur Folge haben mußten, so blieb den Vorstehern und der ihnen beistimmenden Minderheit nichts übrig, als sich mit einer Vorstellung an die hohe Regierung zu wenden. Diese untersagte nun der Gemeinde den beschloßenen übermäßigen Holzschlag, als den allgemeinen Forstordnungen zuwiderlaufend, und ordnete dann ein Paar sachverständige Männer zu genauer Besichtigung der versumpften Ländereien und Prüfung der zu ihrer Verbesserung vorgeschlagenen Mittel und Anstalten ab.

Es waren die Abhänge des Hochberges, in dessen Gebiet die Steinach entspringt, hie und da gänzlich abgeholzet worden, wodurch an den Runsen der kleinen Bäche, welche die Steinach bilden, Unterwaschungen entstanden, die Erdschlipfe verursachten, welche durch Ausfüllung der Bäche und des Flußbettes öftere Ueberschwemmungen veranlaßten, wodurch nach und nach die umliegenden Landstriche versumpften.

Diese entblößten Abhänge waren nun durch den Forstmeister und seine Freunde, als sie früher bei den Gemeindsgenossen für ihre Verbesserungs-Vorschläge kein Gehör hatten finden können, wieder bepflanzt worden, um sie durch diese Bekleidung gegen neue Unterwaschungen zu sichern. Das bisher unregelmäßige Bett der Steinach wurde auf eine gleichmäßige, und für den mittlern Wasserstand berechnete Breite eingeschränkt, und in einer verhältnißmäßigen Entfernung vom Ufer sehr zweckmäßige und hinlänglich starke Dämme aufgeführt, wodurch die Steinach ein zweites Bett für außerordentlichen Wasserstand erhielt und die anliegenden Ländereien völlig vor Ueberschwemmungen geschützt wurden. Von der Krone dieser Dämme wurden in einer Entfernung von 250 Fuß, je eines vom andern, in schiefer Richtung gegen den Stromlauf, Paralelogramme, nach Kasthofers Anleitung, mit Weißellern bepflanzt. Ein stärkerer, und nach Verhältniß höherer Damm, wurde von unterhalb dem Fischerhaus, bei der über die Wilda führenden steinernen Brücke längs der Wilda bis an die Ausmündung der Steinach in dieselbe aufgeführt, und mit hochstämmigen Weißellern bepflanzt; und dadurch jene Strecke Landes auch noch gegen die Ueberschwemmungen der Wilda geschützt, und so aus einem ungesunden Sumpf in ertragreiches Land umgeschaffen.

Die oft unfahrbaren Wege durchs Großholz wurden ebenfalls auf eine eigne Art nach Anleitung eines von Aarau oft hier durchreisenden Freundes verbessert. Es wurden nämlich in zweckmäßigen Richtungen die neuen Fahrwege abgesteckt, dann ließ sie der Forstmeister gehörig ebnen, und im Herbst mit Weidenruthen eine Hand hoch so belegen, daß die Ruthen quer über die Straße lagen und an den Seiten derselben etwas hervorragten. Diese Ruthen wurden dicht und ordentlich neben einander gelegt, dann mit Erde bedeckt und zuletzt mit Grien genugsam überfahren. In ein Paar Jahren

wurden das recht gute Straßen; denn die Weiden wurzeln und bilden zuletzt mit ihren Wurzeln einen so dichten Filz, daß selbst schwere Wagen darüber fahren können. Seitwärts sproßten die Weiden und bildeten einen Grunhag, der zum Ausbessern der Straße dient. Diese Straßen bedürfen aber wenig Nachbesserung und Unterhaltung und Löcher gibts auch wenig darin, weil der Boden etwas elastisch ist, und die Weiden immer neue Wurzeln treiben.

Dann vereinigten sich die Besitzer des Ackerhofes, mit denen der Steinacker-, Wald- und Pappelhöfe zur Ausbesserung einer Strecke der durch starke Kriegsfuhren zu Grund gerichteten Straße nach Gerstenfeld. Sie erfuhren dabei ganz nach der eigens für uns Landleute abgefaßten deutlichen Vorschrift des Ingenieurs Guisan; und diese in kurzer Zeit, aber mit Sorgfalt hergestellte Strecke bedurfte, obgleich ziemlich stark befahren, seither ungleich weniger Ausbesserung als der übrige Theil der nämlichen Straße, der noch von ganz nahen Hecken und Bäumen beschattet und daher selten trocken wird, auch über alle Unebenheiten des Geländers sich hinzieht, weder mit Abzugs- noch mit Seitengräben versehen, und meist nur mit Steinen jeder Größe die mit Erde vermischt gelassen, statt mit gereinigtem Kies überführt wurde.

Die Gemeindsvorsteher führten nun die Abgeordneten der hohen Regierung in diese durch die Kraftanstrengung von einigen vierzig Menschen verbesserte Landstrecke an der Steinach. Die Einfachheit der Mittel, durch welche, und die im Verhältniß der geringen Kräfte so kurze Zeit, in welcher diese Verbesserungen waren ausgeführt worden, bewiesen hinlänglich, daß die ähnlichen Verbesserungsarbeiten, welche zur Entsumpfung der Gemeindsländereien waren vorgeschlagen worden, durch die vereinten Kräfte sämmtlicher Gemeindsgenossen eben so gut bewerkstelligt werden könnten.

Die Gemeinde wurde sodann versammelt, ihr von den

Abgeordneten der Regierung die Dringlichkeit und der nicht zu bezweifelnde gute Erfolg der Entsumpfungsarbeit vorgestellt, auf die künftigen sehr großen Vortheile derselben aufmerksam gemacht, und hauptsächlich auf den nächsten und jetzt willkommensten Nutzen, auf die Abhülfe der so allgemein beklagten Erwerbslosigkeit hingewiesen, und dann die Gegner aufgefordert, die Gründe ihrer Verwerfung prüfen zu lassen. Diese fanden es aber nicht rathsam, mit denselben auszurücken. Es waren nämlich die hartnäckigsten Gegner dieser Unternehmung arbeitsscheue Menschen, welchen die allgemeine Erwerbslosigkeit bisher zum bequemen Vorwand gedient hatte, auf Unkosten der wohlhabendern oder thätigern ihrer Gemeindsgenossen zu leben, Unterstützung aus dem Armengut zu erschleichen, und sich so ohne eigene Anstrengung erhalten zu lassen.

Weit die größere Mehrheit war nun für die Sache gewonnen; die übrigen, welche sich aus Unverstand oder Eigensinn noch widersetzten, mußten sich dem Beschluß der Mehrheit fügen; zugleich wurde noch festgesetzt: daß in Zukunft nur denjenigen Unterstützung aus dem Armengut fortgereicht werden solle, welche ihre Untauglichkeit an den wohlbezahlten und allen Vorwand von Erwerbslosigkeit abschneidenden Gemeindsarbeiten Theil zu nehmen, durch ein Zeugniß des Bezirksarztes darthun würden.

Die Steinach-Männer, wie man früher spottweise die Verbesserer der jenem Flüßchen anliegenden Gegend benannt hatte, wurden nun mit der Aufsicht und Leitung des neu beschlossenen ganzen Unternehmens beauftragt. Der Erfolg übertraf die Erwartung. Die Arbeit von 2 Jahren belohnte sich überreichlich. Die früher fast ertraglosen Gemeindgüter wurden nun nach der Entwässerung in kleine Pachthöfe, das jetzige Neuhofen abgetheilt, und zu mäßigen Zinsen verliehen; weil dieses für zweckmäßiger erachtet wurde, als unentgeldliche

und Erblehen artige Vertheilung unter die Gemeinds-Genossen.

Einer der Hauptvortheile dieser Arbeiten war auch, daß unsere an eine sitzende Lebensart gewöhnten zahlreichen schwächlichen Spinner und Weber, welche anfänglich mit so großer Scheu und mit Besorgniß für ihre Gesundheit sich an diese Arbeiten gemacht hatten, durch den heilsamen Einfluß, den die den Körper zwar anstrengenden aber auch stärkenden Landarbeiten ganz gegen ihr Erwarten auf ihre Gesundheit hatten, ihr Vorurtheil dagegen ganz verloren, und sie für den Landbau wieder gewonnen wurden.

Seit wir uns allgemein von der Erträglichkeit von einer alle Vortheile des Bodens benutzende Landwirthschaft überzeugt haben, und dadurch ein gewisser Wohlstand unter uns allgemein geworden ist, geriethen nach und nach ein Paar mechanische Spinnereien, welche in unserer Nachbarschaft waren errichtet worden, wegen Mangel an Arbeitern, in Stocken. Bei solchen Anstalten genießt nur der Fabrikherr den Gewinn; der Taglöhner dagegen erhält für seine der Gesundheit nachtheilige Arbeit einen so kargen Lohn, daß er kaum damit für den nothdürftigsten Unterhalt auslangt, anderer Nachtheile nicht zu gedenken, die jedem auffallen werden, welcher Gelegenheit hat, ein solches Spinnervolk anhaltend in der Nähe zu beobachten. Wir Landwirthe arbeiten dagegen mit unsern Familien und für dieselben, behalten sie auch während der Arbeit unter Aufsicht; dabei kömmt dem Fleißigen die ganze Frucht seiner Anstrengungen und Verbesserungen selbst zu gute; das ermuntert zu immer größerer Vervollkommnung der Landwirthschaft, und man wird seines Lebens froh dabei.

Unter solchen Gesprächen waren wir nach Seewyl gekommen.

Zweiter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im August 18**.

Die ächt patriarchalische Herzlichkeit, mit welcher ich im Pfarrhofe empfangen wurde, hatte mich dort recht bald einheimisch werden lassen. Mein Begleiter Conrad wurde durch Geschäfte abgerufen, während der Pfarrherr mit mir einen Spaziergang durch die anmuthigen Umgebungen des Dorfes gemacht hatte. Bei unserer Zurückkunft fanden wir den Pfarrherrn von Wiesendorf, welcher mit seiner Familie auf Besuch gekommen war. Unvermerkt war es, während einer sehr anziehenden Unterhaltung, Abend geworden, und wie ich mich endlich zum Nachhausegehen anschickte, so sagte mir der freundliche Traugott, dieß ist der Name des Pfarrherrn: Sie sind unser Gast, Ihr Hauswirth ist schon davon benachrichtigt, denn Sie müßen doch auch diese neuen Nachbarn kennen lernen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen, es war mir allzu heimelig bei diesen herzlichen und frohsinnigen Menschen. Nach dem einfachen, durch muntere Laune gewürzten Abendmahl, kamen die Kinder des Hauses noch mit der Bitte, da der Abend so schön wäre, ihre jungen Gespielen noch bis zur Halbwegslinde begleiten zu dürfen. Die Erlaubniß dazu erweckte einen lauten Jubel unter der Kinderschaar beider Familien.

Zwischen einer Doppelreihe Obstbäumen aller Art, unter denen hin und wieder Ruhesitze angebracht waren, schlängelt sich ein Fußsteig nach einer sanften Anhöhe hin, auf welcher in einem Kreis von malerischen Wallnußbäumen eine ringsum mit Bänken versehene hundertjährige Linde recht eigentlich zum Ruhen einlud. Das war die Halbwegslinde, von wo man die Dörfer Seewyl und Wiesendorf übersieht, und

woselbst die Jugend beider Ortschaften an schönen Sonntagsabenden ihre Gesangübungen zu halten pflegt. Dort erwarteten uns die Kinder, welche unter frohen Gesängen vorausgeeilt waren. Mit dem Versprechen, sich recht bald wieder zu besuchen, schieden dann die befreundeten Menschen.

Als auch wir uns wieder auf den Rückweg gemacht hatten, sagte Walther, der älteste der drei Knaben: Sieh doch, o sieh doch, Marie! wie dort die Treue so helle glänzt. Das ist ja, bemerkte Ulrich der jüngste, der Stern den Vater sonst auch Wega nennt; und sieh dort das Licht und die Menschenliebe, fiel Marie ein. Ich wunderte mich über die neuen Sternbildernamen, deren sich diese jugendlichen Astronomen bedienten. Die schönen Umgebungen unsers Wohnsitzes, erwiederte mir Traugott, locken uns manchen Abend ins Freie, und da unsere Kinder nun gewöhnt sind, alle ihre Freuden aus der Natur zu schöpfen, so mußte natürlich der herrliche Anblick, den eine schöne Sternennacht darbietet, bei ihnen den Wunsch erregen, etwas näheres von der Natur und dem Zweck der schönen Himmelslichter, wie sie dieselben nannten, zu erfahren. Gerne gewährte ich ihnen und befriedigte diesen Wunsch, so gut es ihre Fassungskraft und die Beschränktheit meiner eigenen Kenntnisse in dieser so wichtigen Wissenschaft es möglich machten, in den letztverflossenen Winterabenden, nach Anleitung unsers Freund Hirzels.

Meine Söhne werden einst, um sich zu ihren verschiedenen Berufsarten auszubilden, das Eltern-Haus verlassen, und dann draussen in der Welt so Manches ganz anders finden, als sie es nach den Erfahrungen, die sie im beschränkten häuslichen Kreis zu machen Gelegenheit hatten, wohl erwarten mögen, und da werden sie an dem Treiben und Thun der Menschen, wie es nun einmal ist, oft irre werden, und in manch schwierigen Lebensverhältnissen nach Rath und Trost sich sehnen. Die Sterne werden meine Söhne, in welche Him-

melsgegend sie auch hinkommen, jeden hellen Abend sehen, da kam mir der Gedanke, an diesen Anblick für sie zugleich Erinnerungen zu knüpfen, welche ihnen als Leitfaden im Labyrinth des Lebens dienen könnten, und sie durch häusliche und religiöse Erinnerungsbilder mit dem Weltall auf eine solche Weise bekannt zu machen, daß sie jetzt schon in demselben als im großen Vaterhause sich heimischer fühlen, und Rath, Trost und Leitung suchend ihre Blicke aufwärts wenden möchten.

Nachdem ich meine Kinder, so gut wir's können, mit den zu unserm Sonnensystem gehörigen Geschwistersternen unserer Erde bekannt gemacht hatte, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf das große Ganze. Zuerst machte ich ihnen diejenigen Sternbilder kenntlich, welche in unserer Himmelsgegend niemals untergehen; bemerkte, wie vor Erfindung des Compasses die Sternbilder der beiden Bären den Seefahrern, so wie den Reisenden durch die Wüste, als Leitsterne gedient, und wie ihnen solche deßwegen besonders wichtig gewesen sein; und so wollten auch wir, damit sie uns, in noch höherer Bedeutung, Leitsterne auf unserer Lebensreise werden mögen, in unserer Hausastronomie den kleinen Bären die Vorsehung, den Polarstern selbst, das Vertrauen auf Gott, den großen Bären das Auge Gottes; die einzelnen Sterne desselben, Dubhe, die Religion, Alioth, den Glauben, Mizar, die Hoffnung und Benetnasch die Liebe benennen, so wie Cassiopeia, die Unsterblichkeit, das Karlsherz, die Vergeltung, den Strahlengürtel der Milchstraße aber die Versammlung der Guten und Edeln aller Zeiten.

Auch die Sternbilder, welche unsere Winternächte so sehr verschönern, erhielten neben ihren üblichen Benennungen noch solche, an die sich Erinnerungen an manche uns liebe und werthe Gegenstände knüpfen sollten. So wurden den Plejaden noch der Name die Geschwister beigelegt, dem Lieblings-

Liedchen der muntern Marie zu Ehren, von welchen sie Ihnen eine Abschrift für Ihr Töchterchen machen wird. Die Capella sollte an unsere Lehrer, Aldebaran und die Hyaden an unsere Jugendgespielen erinnern; Castor und Polux das Symbol treuer Freundschaft sein; Orion uns auf das Eltern-Haus hinweisen und der glänzende Sirius auf das Wiedersehen; Procyon wurde das Vaterland, Regulus die Freiheit, Denebola die Zufriedenheit und Alphard die Andacht zubenannt; auch erhielten von den Frühlings- und Sommer-Sternbildern, die Aehre in der Jungfrau den Beinamen die Unschuld, der ihr so nahe Rabe heißt uns die Wachsamkeit, Arcturus die Wahrheit, Antares im Scorpion die Reue, Altair im Adler das Licht, Wega in der Leier die Treue, und der Schwan die Menschen-Liebe.

Ich weiß aus eigner Erfahrung, fuhr Traugott fort, wie oft der Gedanke an meine Eltern und Lieben in den Jünglingsjahren mich von Unbesonnenheiten zurückhielt. Oefter als es wohl sonst geschehen möchte, werden durch den Anblick des gestirnten Himmels, eben dieser Sternbilder-Namen wegen, durch die natürlichste Ideenverbindung jene Erinnerungen bei unsern Kindern hervorgerufen und so gleichsam ihre freundlichen Schutzgeister werden.

Wie ich auf meinem Schlafzimmerchen allein war, lockte mich der Gegenstand unserer Abendunterhaltung noch für eine gute Weile auf den vor meinen Fenstern befindlichen Altan. Die Bilder dieser Hausastronomie hatten für mich so viel Anziehendes, daß ich sie wohl auch beim Unterricht meiner eignen Kinder einführen werde. Nachdem ich noch das liebliche kleine Liedchen gelesen, welches die zartsinnige Marie Traugott veranlaßt hatte, den Plejaden den Namen die Geschwister beizulegen, und von dem ich nicht umhin kann, dir eine Abschrift mitzutheilen, überließ ich mich einem sanf-

ten Schlaf, in dem dann Traumbilder des schönsten häuslichen Glücks mich umgaukelten.

Unser sind sieben.

Beneidungswerther Kindersinn!
Das kurze Leben fließt dir hin
Wie linder Hauch. Du ahntest nicht,
Wie einst dein mattes Auge bricht,
Ahnst keinen Todesschmerz.

Ein kleines Mädchen, sanft und schön,
Sah ich vor ihrer Hütte steh'n,
In braunen Locken floß ihr Haar,
Und aus dem hellen Augenpaar
Blickt' Unschuld und Natur.

Mein Töchterchen, wie alt bist du?
«Acht Jahr, mein Herr!» und nickt dazu.
Wie viel Geschwister seid ihr denn?
«Wie viel? — Wir, daß Sie's recht versteh'n,
Sind sieben an der Zahl.»

Wo wohnt ihr insgesammt? O sag,
Sag, liebes Mädchen! an. Da sprach
Mit festem Blick das holde Kind:
«Ja Herr, ich sag' es, sieben sind
Wir Kinder groß und klein.»

«Zwei von uns haben Hof und Haus
Dort über jenen Berg hinaus;
Zwei von uns stehen vor dem Feind,
Auch liegen zwei von uns vereint
Auf unserm Kirchhof dort.»

Ei, nicht doch, sprach ich, liebes Kind,
Wenn zwei von euch gestorben sind,
So könnt ihr ja nicht sieben sein;
Du irrst dich, liebes Mägdelein,
Macht vier und eins nicht fünf?

Da sprach das liebe Kind: «Nein, nein,
Ich sag' es, unser groß und klein
Sind sieben! — Zwanzig Schritte kaum
Von jenem hohen Kirchhofsbaum
Wohnt unsre Mutter ja.

«Zwei grüne Gräber sehen wir,
Ganz nah' vor unserer Hütte Thür.
D'rauf blüh'n Violen, weißer Klee,
Da liegen Schwester Salome
Und Bruder Benjamin.

«Da geh' ich hin des Morgens früh,
Und sag' ein kleines Lied für sie.
Auch näh' ich da an meinem Tuch
Und trink' oft Milch aus meinem Krug
Zum späten Abendbrod.

«Zuerst starb Schwester Salome!
Sonst sprang sie wie ein junges Reh.
D'rauf lag sie still und seufzte tief,
Bis sie von ihrer Pein entschlief;
Da — ging sie von uns weg.

«Es trugen Männer sie hinab,
Wir spielten um ihr stilles Grab
So lang die warme Sonne schien,
Ich und mein Bruder Benjamin,
Und liebten uns so sehr.

«Und als von Schnee der Kirchhof weiß
Und blank der Fußweg war von Eis,
So glitschten beide wir so schön.
Doch auch der Bruder mußte geh'n,
Da liegt er nun bei ihr.»

Ja, sprach ich: Engel! mehr als Kind,
Daß stets noch euer sieben sind
Das glaub' ich dir nun auf dein Wort.

Die Todten leben immer fort,
Die man so innig liebt.

Scheller.

Früh am Morgen weckte mich der Gesang der Vögel, und wie ich zu einem kleinen Spaziergang in den Garten kam, waren da schon die muntern Kinder in voller Beschäftigung ein Morgensträuschen für ihre Eltern zu pflücken, welches sie denselben beim Frühstück überreichten, gleichsam als wollten sie damit sagen: nehmt diese Blumen als ein Pfand unsers Bestrebens auch diesen Tag euers Daseins durch unsere Liebe zu verschönern, und das Lächeln der glücklichen Eltern zeugte so rührend von der Gegenseitigkeit dieses Wetteifers.

Ich äußerte meinem Freund Traugott, denn dieß ist mir der wackere Mann schon geworden, den Wunsch mit dem alten Forstmeister bekannt zu werden, von welchen mir mein Hauswirth so viel Löbliches erzählt hatte. Dazu bietet sich eben die beßte Gelegenheit dar, entgegnete mir der Pfarrherr, und da mich heute gerade Amtsgeschäfte zu einem Besuch bei diesem achtungswürdigen Greisen veranlassen, so gehen wir zusammen nach dem Forsthause, wohin, wer erst einmal dort gewesen ist, gewiß noch oft sich wieder hinzugezogen fühlen wird.

Bald waren wir auf dem Wege dahin.

Im Pfarrhofe war alles Hausgeräthe von der niedlichsten Einfachheit, das Linnenzeug blendend weiß und von außerordentlicher Feinheit. Mehr noch überraschten mich die reich gepolsterten und mit Seidenstoff überzogenen Stühle meines Schlafzimmers. Unterwegs konnte ich mich nicht enthalten, dem Freunde meine Verwunderung darüber zu äußern. O, das ist wohlfeiler Luxus, erwiederte er mir: das feine Linnenzeug ist aus selbst gepflanzten und selbst gesponnenen Flachs; und die weichen Polster der Stühle so wie die Matratzen der

Betten werden von meiner eigenen Familie zum Zeitvertreib selbst verfertigt. Es wird nämlich in diesen Gegenden viel Mais gepflanzt, und in den langen Winterabenden, indessen Mutter oder eines der Kinder etwas vorliest, beschäftigen sich die Uebrigen damit, daß sie die gut getrockneten Blätter, welche die reifen Maiskolben umgeben, der Länge nach in so viele Theile als nur möglich zerreissen, denn je feiner sie zertheilt werden, um so besser sind sie. Die, welche den Körnern am nächsten sind, werden ihrer größern Zartheit wegen zu Kopfkissen genommen, die andern zu Matratzen und Stuhlpolstern. Solche Betten sind nicht nur sehr weich, sondern auch wohlfeiler und gesunder als die Federbetten; und, da sie aus Planzentheilen bestehen, nicht so leicht wie die Federbetten und die mit Wolle angefüllten Matratzen ansteckende Krankheitsstoffe in sich aufnehmen, so wäre es sehr wünschenswerth, daß sie dieser wichtigen Eigenschaft wegen, besonders unter den Landleuten so allgemein eingeführt würden, als sie es in dieser Gegend wirklich schon sind. Aus gleichen Gründen möchten sie auch für Krankenhäuser sehr empfehlenswerth sein. Die Seidenstoffe endlich, die sich im Pfarrhofe vorfinden, sind von Seidenraupen, die meine Kinder selbst besorgten, gewonnen. Mein Vorfahr hatte bloß zu seinem Vergnügen einige Maulbeerbäume längs der Kirchhofsmauer hingepflanzt, da kam mein Weibchen auf den Gedanken, sie zur Seidenzucht zu benutzen, wodurch unsere Kinder zugleich eine eben so angenehme als nützliche Beschäftigung erhielten.

Dritter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im August 18**.

Fast mitten in der schönen Großholz-Waldung liegt freundlich die Wohnung des Forstmeisters Hermann, bei dem ich von Freund Traugott eingeführt wurde. Wir fanden den wackern Greisen eben beschäftigt, einige Jünglinge im theoretischen Theile der Forstwissenschaft zu unterrichten. Immer gleich unermüdet, sagte der Pfarrherr, indem er die ihm zum Willkomm dargereichte Hand mit Herzlichkeit schüttelte; Ihr wollt uns da wohl gar ein Schäärchen Fostbeamte bilden? Das nun eben nicht, entgegnete Hermann, aber so viel, denke ich, sollten doch diejenigen jungen Männer, denen wahrscheinlich einst als Vorstehern die Verwaltung des Gemeindwesens wird anvertraut werden, vom Forstwesen verstehen, daß sie im Stande wären, die best mögliche Benutzungsart der einen so wichtigen Theil des Gemeindsvermögens ausmachenden Waldungen anzuordnen, ihre Forstbeamten zu beaufsichtigen, die Zweckmäßigkeit ihrer Anordnungen zu prüfen, und die nöthigen und nützlichen Verbesserungsvorschläge derselben durch den auf das Vertrauen auf ihre Sachkenntniß gegründeten Einfluß bei der Gemeinde zu unterstützen; und so werden dann meine Nachfolger nicht mehr gegen so viele Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um eine, immer noch mancher Verbesserung fähigen Benutzungsart unserer so beträchtlichen Waldungen einzuführen. Ueberdieß haben diese Jünglinge hier nebenbei die beßte Gelegenheit, durch mannigfaltige praktische Anwendung ihrer in der obern Klasse der Dorfschule nach der so einfachen als gründlichen Anleitung Benzenbergs erworbenen Kenntnisse im Feldmessen und Nivelliren durch häufige Uebung zu vervollkommnen, und sich vom

vielseitigen Nutzen und Anwendbarkeit derselben im gemeinen Leben zu überzeugen. Im Garten der Dorfschule ist diesen Jünglingen einiger Unterricht in der Pflanzenkunde ertheilt worden; unsere Streifereien durch den Forst bieten ihnen die beßte Gelegenheit dar, auch diesen Theil ihres Wissens zu vervollständigen, und zugleich noch die Kenntniß einer Menge Arzneikräuter und von Pflanzen, die in der Färberei benutzt werden, sich zu erwerben.

Unter diesen Schülern war auch der älteste Sohn meines Hauswirths Conrad. Von diesem geführt, durchstreifte ich einen Theil der am Hochberge ganz nach dem Sinne des alten Hermanns und seines ihm ähnlichen Vorgängers angelegten Waldung.

Die Ebene zwischen dem nördlichen Fuß des Berges und der Wilda, durch das hohe linke Ufer des Flusses gegen die Nordwinde gesichert, ist bis dahin, wo der Boden anfängt, feucht zu werden, einem Rothtannen-Wald eingeräumt. Auf der Wilda können die Sägebäume leicht weiter geflößt werden. Ein Drittheil des nördlichen Bergabhangs ist mit Lärch-Tannen bepflanzt, deren zum Brücken- und Wasserbau so ganz besonders taugliches Holz stark gesucht wird, so wie die Rinde derselben, welche an Wirksamkeit in der Gerberei die Eichenrinde noch übertrifft, in den Gerbereien der nahen Stadt Freudenthal guten Absatz findet. Die obern zwei Drittheile der nördlichen und westlichen Bergseiten bedeckt ein Arvenwald, welchen Hermanns Vorgänger vor einigen 50 Jahren angelegt hat. Das sehr gute Oel der Arvennüsse wird mit großem Vortheil zur Seifen-Fabrikation verwendet, zu welchem Behuf die Bewohner des Oberberghofes, welche sich damit beschäftigen, die Erndte der Arvennüsse von der Gemeinde zu gegenseitigem Vortheil pachtweise übernommen haben.

Der untere östliche Bergabhang ist mit einem Wald von

Rauhulmen, der darauf folgende Drittheil mit Buchen und der oberste Theil desselben mit Ahornen bepflanzt.

Am süd- und westlichen Theile sind Weinberge angelegt, über diesen folgt ein Kastanienwald, dessen Früchte das Landvolk als ein gesundes Nahrungsmittel und auch als ein Handelsartikel benutzt, und die oberste Höhe dieser Gegend nimmt ein Birkenwald ein. Die ganze Strecke vom westlichen Fuß des Berges bis an die Steinach ist mit Eschen bepflanzt, deren Blätter als Winterfutter für Rindvieh und Schaafe benutzt werden.

Nach dieser ziemlich ermüdenden Wanderung schmeckte uns das vom gastfreundlichen Forstmeister unter einer alten Eiche aufgetischte ländliche Mahl gar trefflich.

Vierter Brief.

Gottfried an seinen Sohn Arnold.

Ackerhof, im Herbstmonat 18**.

Im Waldhof, am Rande des großen Eichenwaldes Großholz, hat sich ein alter Krieger angesiedelt, der gerne das Treiben der Stadt gegen die einfachen Freuden und die Beschäftigungen des Landlebens vertauschte. Oft bringt er die Abende im Ackerhof zu, und ich habe ihn seines ganz einfachen Wesens wegen lieb gewonnen. Gestern besuchte ich ihn in seiner niedlichen Einsamkeit, und fand den frohsinnigen Mann nebst seinen zwei Töchterchen im Garten mit der Zwetschgenlese beschäftigt, von denen dir die muthwilligen Mädchen eine Schachtel voll, als ein Grüßchen für deine Schwester, überschicken wollen. Auch sah ich noch neben dem Baum- und Küchengarten einen Blumengarten oder vielmehr ein Blumenfeld, welches ganz eigens für deine Lieblinge, die Bienen, angelegt ist.

Ich beeile mich, dir das ganze Verfahren beim Anbau der Blumenfelder und ihren Zweck zu beschreiben, wie sie mir von dem gefälligen Hauptmann Münter abschriftlich mitgetheilt wurden, welcher diese neue Art Bienenzucht seit mehrern Jahren mit dem beßten Erfolg betreibt.

„Im Hannöverschen,“ sagte er, „wo ich eigentlich herstamme, wird die Bienenzucht sehr stark betrieben, und dazu wird besonders die große Heide auf eine ganz eigene Weise benutzt. Da ich meine Jugend in einem der Heide-Dörfer zugebracht habe, in welchem ein Oheim von mir Pastor war, so hatte ich Gelegenheit, diesen Zweig der Landwirthschaft genau zu beobachten und kennen zu lernen. Der Nutzen davon ist nicht unbedeutend, und die Besorgung, die er erfordert, gewährte mir eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung. Während meines nachherigen herumziehenden Kriegerlebens hatte ich Anlaß, die Betreibung der Bienenzucht in verschiedenen Ländern zu beobachten und mit einander zu vergleichen. So viel Verschiedenheit ich darin auch bemerkte, darin stimmten doch alle überein, daß den Bienen überlassen wurde, die Materialien zu Honig und Wachs sich zu sammeln, woher sie konnten und mochten. Anders verfährt man damit in unserm Heiden-Lande: die Bienenkörbe werden daselbst bald in diese, bald in jene Gegend hingebracht, wo sie das ihnen Nothwendige in der Nähe haben. Solche Heiden finden sich aber nicht überall.“

„Später war ich einst auf einem meiner Züge während eines Waffenstillstandes bei einem Landprediger eingelagert, welcher ein großer Blumenfreund war. Derselbe hatte in seinem Garten ein Bettchen mit Reseda bepflanzt. So oft ich in den Garten kam, fand ich stets eine Menge Bienen um diese Reseda schwärmen, welche sie vorzugsweise vor vielen andern Blumen und Blüthen, die sonst noch in der Nähe waren, aufzusuchen schienen. Da diese Blumenart vom

Frühling bis in den Spätherbst blüht, so kam mir der Gedanke: Vielleicht ließe sich durch Anpflanzung derselben der gleiche, ja noch ein größerer Vortheil für die Bienenzucht erzielen, als den, den unsere Heiden gewähren. Die Sache schien mir des Versuches nicht unwürdig, und ich theilte diesen Gedanken einem meiner Freunde mit, welchem friedlicher Beruf und ländlicher Wohnort eher als dem herumziehenden Krieger die zu einem solchen Versuche erforderliche Zeit und Gelegenheit darbot. Erst mehrere Jahre nachher führte mich das Schicksal wieder in die Nähe dieses Freundes, welcher jenen ihm mitgetheilten Gedanken ausgeführt und sich dabei wohlbefunden hatte.

Der Hauptmann hatte die Gefälligkeit, mir die Abschrift von dem ganzen Verfahren, welches sein Freund bei der Reseda-Pflanzung beobachtet hatte, für dich mitzutheilen, und wir können solche in unserm großen Garten leicht nachahmen.

Ueber den Anbau der Reseda und dabei verknüpften Vortheile über die Bienenzucht.

Bei einem zu erweiternden Betrieb der Bienenzucht kömmt es allein darauf an, ob man im Stande sei, den Mangel einer genugsamen und fortdauernden Blüthenfülle durch eine künstliche Kultur zu ersetzen.

So viel ich weiß, sind hiezu noch keine Vorschläge geschehen. Ich will daher unsere Bienenhalter mit einer Blume und ihrem Anbau bekannt machen, auf die meine Aufmerksamkeit von einem Freunde geleitet worden ist, und von der ich nun aus Erfahrung weiß, daß sie alles dasjenige vollkommen leistet, was man bei der Bienenzucht von einer Blume erwarten kann.

Ich fordere nämlich von Blumen, die hiezu angebaut werden sollen, eine dreifache Eigenschaft.

1) Müßen sie von den Bienen gesucht werden;

2) fortdaurend blühen, und

3) leicht zu erziehen sein.

In dem ganzen Pflanzenreich, so weit dasselbe auf unserm Boden ein ungekünsteltes Gedeihen findet, vereinigen sich nun alle diese Eigenschaften bei keinem Gewächse vollkommener als bei der Reseda.

Eine mehrjährige Erfahrung hat mich gelehrt, daß unter allen Blumen keine von den Bienen begieriger gesucht wird. Sei es nun, daß der lockere Bau der Blüthe den Bienen ihr Geschäft erleichtert, oder daß die Blume selbst einen reichern Stoff zu Honig und Wachs darbietet, welches ich für wahrscheinlicher halte, so darf man nur, um sich davon zu überzeugen, in einem Blumengarten ein Plätzchen damit besetzen; halten sich dann Bienen in der Nachbarschaft auf, so wird man finden, daß dieses Insekt zwar um die übrigen Blumen schwärmt, sich aber bei der Reseda allein verweilet und seine Materialien zu Wachs und Honig sammelt.

Die zweite Eigenschaft dieser Pflanze ist ihr ununterbrochen fortdaurender Flor. Dieß macht den Anbau derselben ganz vorzüglich empfehlenswerth. Der Saame, welcher im April ausgestreut zu werden pflegt, gibt, wenn er aufläuft, schon im Mai Blumen tragende Pflanzen (hier ist vom hannövrischen Klima die Rede, bei uns kann das beinahe ein Monat früher geschehen), und diese Pflanzen blühen so lange fort, bis der Winter mit Frost und Schnee eintritt.

Endlich erfordert auch der Anbau dieser Pflanze gar wenig Mühe und Aufsicht. Wo dieselbe einmal Wurzel gefaßt hat, da pflanzt sie sich nochmals selbst fort. Die Saamenbehälter haben eine weite nach unten stehende Öffnung, aus welcher der Saame nach eingetretener Reife bei der geringsten Luft-

bewegung auf das Land fällt, daselbst überwintert und im Frühling wieder aufläuft.

Ich wünsche daher, daß Bienenhalter, welche auf ihren Vortheil Bedacht nehmen, gleichfalls diesen Resedabau einführen möchten, und theile ihnen deswegen mein Verfahren dabei mit.

Man bereite ein dem Bienenstand so nahe als möglich gelegenes Feldchen von vier Fuß Breite und einigen zwanzig Fuß Länge, je nachdem man vor der Hand den dazu erforderlichen Saamen erhalten kann, mit kurzem, meist verrottetem Dünger zu. Ist das Feld fein und locker gehackt, so warte man mit aussäen bis zu einem bevorstehenden Regenschauer, und streue dann den Saamen möglichst so aus, daß die einzelnen Körner einen halben Fuß weit auseinander zu liegen kommen. Der Regen verbindet den Saamen zu seiner Vegetation besser als der Rechen. Finden sich nach aufgelaufenem Saamen an einigen Stellen Lücken, an andern zu dichte stehende Pflanzen, so warte man bis solche die Größe des Rapunzels, oder das sechste Blatt erlangt haben, und hebe sodann, vermittelst eines Handspatens, die zu dichte stehenden Pflanzen mit etwas Erde um die Wurzeln aus, und versetze solche in die Lücken. Diese versetzten Pflanzen müßen aber vierzehn Tage lang gegen die Sonnenstrahlen gedeckt werden, sie bekommen sonst das Kupferblatt, und vergehen oder wachsen sonst kümmerlich auf.

Jetzt braucht man sich um die Pflanzen weiter nicht zu bekümmern, als daß man das Feld vom Unkraut rein erhält.

Erst im Julius stellt sich ein verheerender Feind dieser Pflanzen ein, gegen welchen man auf seiner Hut sein muß. Dieß ist ein weißer Schmetterling mit schwarz gefleckten Flügeln, der auf die Süßigkeit dieser Blume ebenso erpicht ist, wie die Biene, ihr aber zugleich durch Anlegung seiner Brut den Garaus macht. Denn beim Schwärmen um diese Blume

setzt dieses Insekt, durch Krümmung seines Unterleibs, auf die untere Seite des Blatts seine Eier an. Aus diesen entstehen in wenigen Tagen kleine Raupen, welche bei vorhandener reichlicher Nahrung schnell heranwachsen, und, da sie durchaus die grüne Farbe der Pflanze annehmen, schwer zu entdecken sind. Nur die angefressenen Ranken verrathen ihre Gegenwart. Findet man dergleichen Ranken, so muß man sie sogleich einen Fuß vom Hauptstamme abschneiden, vorsichtig sammeln und demnächst vergraben. Die Pflanze gewinnt dabei und macht an der abgeschnittenen Stelle bald mehrere neue Triebe und Blumen. Die Aufsuchung der angefressenen Ranken muß alle Wochen zweimal vorgenommen, und damit man auf den Feldern allenthalben zulangen könne, solche nur vier Fuß breit gemacht werden.

Will man nun den Anbau erweitern, so lege man mehrere Felder von gleicher Breite neben einander an. Eine Fläche eines halben Morgens groß also zubereitet, wird dem größten Bienenstande immerwährende Arbeit und Nahrung verschaffen.

Die Vorsicht räth, alle Jahre von diesen Blumen eine gewisse Menge Saamen aufzunehmen, selbst wenn man nicht gesinnt wäre, seine Pflanzung zu erweitern. Um denselben in möglichster Vollkommenheit zu gewinnen, suche man dazu die stärksten Ranken mit den größten Saamenglocken aus, und schneide solchen den blühenden Kopf ab. Sobald die Glocken sich gelblich färben, werden die Stengel woran sie hängen, abgenommen, und bis zum Frühjahr in Bündeln auf einer trocknen Kammer, verkehrt aufgehangen, bewahrt. Alles Übrige lasse man, wie es gewachsen ist, den ganzen Winter hindurch auf den Feldern stehen.

Tritt das Frühjahr ein, so ist die erste Arbeit, das verwitterte Stroh der vorjährigen Pflanzen von den Feldern abzulesen und auszureißen. Demnächst die auf den Feldern

befindlichen Frostritzen mit einem Rechen von scharf zugespitzten Zähnen, die jedoch nicht über einen Zoll tief fassen dürfen, vorsichtig zu ebnen.

Man erwartet nun das Aufkeimen des in den Feldern zurückgebliebenen Saamens, und versetzt nochmals die Pflanzen, wo sie zu dichte stehen, auf die oben beschriebene Weise. Haben solche die daselbst angezeigte Größe erhalten, so ist es Zeit, den Feldern wieder eine kleine Erquickung zu geben, und sie zwischen den Pflanzen mit kurzem zerrottetem Dünger zu bestreuen. Eine weitere Pflege bedürfen sie überall nicht, und sie werden durch die darin verfaulten oder noch zu verfaulenden Wurzeln der vorjährigen Pflanzen locker genug erhalten.

Die Nähe einer solchen Anlage bei dem Bienenstande erspart obendrein erstlich den Bienen die Zeit, welche sie auf dem Fluge zubringen müßen, und setzt sie zweitens dabei weniger dem Raube ihrer Würger aus. Und da immer die Güte der Materialien auf die Güte des Erzeugnisses einwirkt, so ist natürlich, daß auch ein besserer Honig von den Bienen gewonnen werde, welche ihr Material dazu von einer so überaus süßen und angenehm duftenden Blume hernehmen.

Münter.

Ich bemerkte noch, daß der Bienenstand des Hauptmanns nicht, wie es bei uns üblich ist, der Mittagseite zugekehrt, sondern an der Nordseite einer Mauer angebracht war. Der Grund dieser Anordnung ist: weil nach gemachten Erfahrungen die Sonne oft die Bienen ins Freie lockt, wenn der Boden noch mit Schnee bedeckt ist, und viele Bienen auf diesen Ausflügen zu Grunde gehen. Auch zeigt die Beobachtung, daß die Bienen zwar gerne im Sonnenschein fliegen und sammeln, aber lieber im kühlen Schatten wohnen. Das

beweisen uns deutlich die sich selbst überlassenen Bienen, welche am liebsten kühle Waldungen zu ihrem Aufenthalt wählen. Ebenso ist es durch langjährige Erfahrung erwiesen, daß Stöcke auf der Mitternachtseite weit volkreicher sind, als die, welche der Sonne ausgesetzt werden.

Die ganze Reseda-Pflanzung des Hauptmanns ist mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, und dieses mit dem ebenfalls bis in den Spätherbst hineinblühenden indischen Kresse (Tropæolum) übersponnen, gegen Nordwest sind zum Schutz gegen die Winde Pappeln gepflanzt, welches dem Ganzen ein recht liebliches Aussehen gibt.

Diese Einrichtungen alle wollen auch wir bei unserer Bienenzucht einführen, und somit wäre auf die bevorstehenden Winterabende wieder Arbeit für deine Hobelbank gefunden, und deinen Schwestern wird die Besorgung des Bienenstandes zur angenehmen und durch eine reichliche Honigerndte belohnten Beschäftigung werden.

Fünfter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Herbstmonat 18**.

Daß es solche Leute gibt, die unsere neuen Sternbildernamen bespötteln, ist ganz natürlich: denn daß man den Menschen mit der Lehre von der Allgegenwart, Allwissenheit, dem Auge Gottes, der Vorsehung, Unsterblichkeit und Vergeltung, ein Mährchen habe weis machen wollen, ist denen, welche die Religion nur für einen Kappzaum für den Pöbel halten, den Menschen ohne Glaube, Liebe, Hoffnung längst erwiesene Wahrheit. Aber einst geschieht es sicher, daß diesen Feiglingen — denn das sind alle irreligiösen Menschen — der Antares am Himmels-

bewegung auf das Land fällt, daselbst überwintert und im Frühling wieder aufläuft.

Ich wünsche daher, daß Bienenhalter, welche auf ihren Vortheil Bedacht nehmen, gleichfalls diesen Resedabau einführen möchten, und theile ihnen deswegen mein Verfahren dabei mit.

Man bereite ein dem Bienenstand so nahe als möglich gelegenes Feldchen von vier Fuß Breite und einigen zwanzig Fuß Länge, je nachdem man vor der Hand den dazu erforderlichen Saamen erhalten kann, mit kurzem, meist verrottetem Dünger zu. Ist das Feld fein und locker gehackt, so warte man mit aussäen bis zu einem bevorstehenden Regenschauer, und streue dann den Saamen möglichst so aus, daß die einzelnen Körner einen halben Fuß weit auseinander zu liegen kommen. Der Regen verbindet den Saamen zu seiner Vegetation besser als der Rechen. Finden sich nach aufgelaufenem Saamen an einigen Stellen Lücken, an andern zu dichte stehende Pflanzen, so warte man bis solche die Größe des Rapunzels, oder das sechste Blatt erlangt haben, und hebe sodann, vermittelst eines Handspatens, die zu dichte stehenden Pflanzen mit etwas Erde um die Wurzeln aus, und versetze solche in die Lücken. Diese versetzten Pflanzen müßen aber vierzehn Tage lang gegen die Sonnenstrahlen gedeckt werden, sie bekommen sonst das Kupferblatt, und vergehen oder wachsen sonst kümmerlich auf.

Jetzt braucht man sich um die Pflanzen weiter nicht zu bekümmern, als daß man das Feld vom Unkraut rein erhält.

Erst im Julius stellt sich ein verheerender Feind dieser Pflanzen ein, gegen welchen man auf seiner Hut sein muß. Dieß ist ein weißer Schmetterling mit schwarz gefleckten Flügeln, der auf die Süßigkeit dieser Blume ebenso erpicht ist, wie die Biene, ihr aber zugleich durch Anlegung seiner Brut den Garaus macht. Denn beim Schwärmen um diese Blume

setzt dieses Insekt, durch Krümmung seines Unterleibs, auf die untere Seite des Blatts seine Eier an. Aus diesen entstehen in wenigen Tagen kleine Raupen, welche bei vorhandener reichlicher Nahrung schnell heranwachsen, und, da sie durchaus die grüne Farbe der Pflanze annehmen, schwer zu entdecken sind. Nur die angefressenen Ranken verrathen ihre Gegenwart. Findet man dergleichen Ranken, so muß man sie sogleich einen Fuß vom Hauptstamme abschneiden, vorsichtig sammeln und demnächst vergraben. Die Pflanze gewinnt dabei und macht an der abgeschnittenen Stelle bald mehrere neue Triebe und Blumen. Die Aufsuchung der angefressenen Ranken muß alle Wochen zweimal vorgenommen, und damit man auf den Feldern allenthalben zulangen könne, solche nur vier Fuß breit gemacht werden.

Will man nun den Anbau erweitern, so lege man mehrere Felder von gleicher Breite neben einander an. Eine Fläche eines halben Morgens groß also zubereitet, wird dem größten Bienenstande immerwährende Arbeit und Nahrung verschaffen.

Die Vorsicht räth, alle Jahre von diesen Blumen eine gewisse Menge Saamen aufzunehmen, selbst wenn man nicht gesinnt wäre, seine Pflanzung zu erweitern. Um denselben in möglichster Vollkommenheit zu gewinnen, suche man dazu die stärksten Ranken mit den größten Saamenglocken aus, und schneide solchen den blühenden Kopf ab. Sobald die Glocken sich gelblich färben, werden die Stengel woran sie hängen, abgenommen, und bis zum Frühjahr in Bündeln auf einer trocknen Kammer, verkehrt aufgehangen, bewahrt. Alles Übrige lasse man, wie es gewachsen ist, den ganzen Winter hindurch auf den Feldern stehen.

Tritt das Frühjahr ein, so ist die erste Arbeit, das verwitterte Stroh der vorjährigen Pflanzen von den Feldern abzulesen und auszureißen. Demnächst die auf den Feldern

befindlichen Frostritzen mit einem Rechen von scharf zugespitzten Zähnen, die jedoch nicht über einen Zoll tief fassen dürfen, vorsichtig zu ebnen.

Man erwartet nun das Aufkeimen des in den Feldern zurückgebliebenen Saamens, und versetzt nochmals die Pflanzen, wo sie zu dichte stehen, auf die oben beschriebene Weise. Haben solche die daselbst angezeigte Größe erhalten, so ist es Zeit, den Feldern wieder eine kleine Erquickung zu geben, und sie zwischen den Pflanzen mit kurzem zerrottetem Dünger zu bestreuen. Eine weitere Pflege bedürfen sie überall nicht, und sie werden durch die darin verfaulten oder noch zu verfaulenden Wurzeln der vorjährigen Pflanzen locker genug erhalten.

Die Nähe einer solchen Anlage bei dem Bienenstande erspart obendrein erstlich den Bienen die Zeit, welche sie auf dem Fluge zubringen müßen, und setzt sie zweitens dabei weniger dem Raube ihrer Würger aus. Und da immer die Güte der Materialien auf die Güte des Erzeugnisses einwirkt, so ist natürlich, daß auch ein besserer Honig von den Bienen gewonnen werde, welche ihr Material dazu von einer so überaus süßen und angenehm duftenden Blume hernehmen.

Münter.

Ich bemerkte noch, daß der Bienenstand des Hauptmanns nicht, wie es bei uns üblich ist, der Mittagseite zugekehrt, sondern an der Nordseite einer Mauer angebracht war. Der Grund dieser Anordnung ist: weil nach gemachten Erfahrungen die Sonne oft die Bienen ins Freie lockt, wenn der Boden noch mit Schnee bedeckt ist, und viele Bienen auf diesen Ausflügen zu Grunde gehen. Auch zeigt die Beobachtung, daß die Bienen zwar gerne im Sonnenschein fliegen und sammeln, aber lieber im kühlen Schatten wohnen. Das

beweisen uns deutlich die sich selbst überlassenen Bienen, welche am liebsten kühle Waldungen zu ihrem Aufenthalt wählen. Ebenso ist es durch langjährige Erfahrung erwiesen, daß Stöcke auf der Mitternachtseite weit volkreicher sind, als die, welche der Sonne ausgesetzt werden.

Die ganze Reseda-Pflanzung des Hauptmanns ist mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, und dieses mit dem ebenfalls bis in den Spätherbst hineinblühenden indischen Kresse (Tropæolum) übersponnen, gegen Nordwest sind zum Schutz gegen die Winde Pappeln gepflanzt, welches dem Ganzen ein recht liebliches Aussehen gibt.

Diese Einrichtungen alle wollen auch wir bei unserer Bienenzucht einführen, und somit wäre auf die bevorstehenden Winterabende wieder Arbeit für deine Hobelbank gefunden, und deinen Schwestern wird die Besorgung des Bienenstandes zur angenehmen und durch eine reichliche Honigerndte belohnten Beschäftigung werden.

Fünfter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Herbstmonat 18**.

Daß es solche Leute gibt, die unsere neuen Sternbildernamen bespötteln, ist ganz natürlich: denn daß man den Menschen mit der Lehre von der Allgegenwart, Allwissenheit, dem Auge Gottes, der Vorsehung, Unsterblichkeit und Vergeltung, ein Mährchen habe weis machen wollen, ist denen, welche die Religion nur für einen Kappzaum für den Pöbel halten, den Menschen ohne Glaube, Liebe, Hoffnung längst erwiesene Wahrheit. Aber einst geschieht es sicher, daß diesen Feiglingen — denn das sind alle irreligiösen Menschen — der Antares am Himmels-

gewölbe erscheint, und wenn sie dann ihr Thun und Leben umsonst vor dem Auge Gottes werden zu verbergen streben; dann freilich wird das nie sich schließende Vater-Auge Gottes ein Schreckensgedanke für sie sein, dessen Sinnbild sie mit Gefühlen am nächtlichen Himmel erblicken werden, um die wir sie nicht beneiden wollen.

Als ich vor einigen Tagen, um Traugott zu besuchen, nach Seewyl ging, begegnete mir in der Nähe des Dorfes ein Zug singender Mädchen festlich gekleidet; hinter diesen kamen vier Knaben, ebenfalls im Festtagsgewande, deren zwei einen schönen jungen Apfelbaum, die andern zwei Grabgeschirr und einen Pfahl trugen; dann folgten der Seelsorger, die Vorgesetzten und eine Menge anderer Dorfbewohner. Verwundert sah ich diesen Zug, den ich mir nicht zu deuten wußte, vorbeiziehen. Traugott, dem ich einen fragenden Blick zuwarf, winkte mir lächelnd, mich anzuschließen. Ich folgte. In einem schönen Obstbaumwald angekommen, hieß der Pfarrherr die Anwesenden einen Kreis bilden, in dessen Mitte er dann mit dem Sängerchor trat, und zur Stille winkte. Dann begann er mit dem Gebet des Herrn, in welchem er die Bitte: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unsern Beleidigern vergeben“, mit ganz besonderm Nachdruck vortrug. Sodann öffnete er die heilige Schrift, und las aus dem Evangelium des seligen Luka's das Cap. XV. vor.

Lieben Brüder und Mitchristen! redete er dann die Versammlung nach geendigter Vorlesung an, in dem Gebet, in welchem wir uns so eben an unsern himmlischen Vater gewendet haben, baten wir ihn, uns unsere Fehler zu vergeben; und wer von uns fühlt es nicht, daß Jeder der Nachsicht des allwissenden aber auch allliebenden Vaters nur zu oft und sehr bedarf? Jenes Gebet lehrt uns aber auch, daß wir uns nur in sofern der väterlichen Verzeihung zu

erfreuen haben werden, als auch wir, die wir selbst so oft fehlen, denjenigen unserer Brüder, welche uns beleidigt haben, mit Liebe die Hand der Versöhnung reichen, sobald sie uns mit Reue entgegen kommen. Handeln wir anders, so ist unser Gebet Heuchelei, und diese ist ein Gräuel vor dem Herrn.

Wie in dem Abschnitte der heiligen Schrift, den wir so eben vorgelesen haben, ein lange verirrt gewesener Sohn reuend seinen Vater wieder aufsuchte und von diesem Verzeihung erlangte; so lebt auch unter uns ein Bruder, der lange auf den Irrwegen des Lasters gewandelt, dann aber zur Erkenntniß seiner Fehler gelangt ist, solche bereut, und die Aufrichtigkeit seiner Reue durch wahre Besserung bewiesen hat, und durch seine Demuth, welche ihn bisher zurückhielt, um seine Wiederaufnahme in unsern Bruder-Verein bittend einzukommen. Laßt uns ihm liebend entgegen kommen, und durch Darreichung der Versöhnungshand als würdige Kinder unsers himmlischen Vaters handeln, und so diesen unsern Erinnerungswald durch ein Fest weihen, über das auch die Engel im Himmel sich freuen, wir aber mit frohem Herzen zu Gott beten werden: Vater, vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergaben unserm Beleidiger.

Tiefe Rührung herrschte in der zahlreichen Versammlung, und nach einer Pause fuhr der Seelsorger fort:

Die Stimmung, in der ich euch, lieben Brüder, sehe, ist mir ein freudiger Beweis, daß die Lehre unsers Herrn in euern Herzen auf fruchtbaren Boden gefallen sei, und daß ich für unsern reuenden Bruder keine Fehlbitte gethan habe. Gott lohne Euch mit seinem Frieden. Amen!

Das Sängerchor stimmte dann einen Dankgesang an. Nachdem dieser geendigt war, führte der Schulmeister, auf den Wink des Pfarrers, einen zwar festlich gekleideten, aber von Harm ganz abgezehrten Mann in den Kreis.

Gegen diesen wandte sich der Seelsorger mit folgender Anrede:

„Michael! die Gemeinde, durch Euer mehrjähriges Betragen von der Aufrichtigkeit euerer Reue überzeugt, und erfreut über euere Besserung, läßt Euch durch mich die brüderliche Hand des Friedens bieten, und wünscht, diese Wiederaufnahme in unsere Bruderschaft durch Pflanzung eines neuen Gedächtnißbaums zu besiegeln.“ Dann auf Michaels Söhne hinweisend fügte er hinzu: „Seht, dort warten schon Euere Gehülfen; geht nun hin, und pflanzt den Zeugen der Bruderliebe.“

Dieß war dem Michael zu überraschend. Er sank bewußtlos nieder, die Söhne eilten dem Vater zu Hülfe; und wie er endlich durch die sorgfältigen Bemühungen der Umstehenden wieder zu sich selbst war gebracht worden, so fiel sein erster Blick auf den inzwischen durch die Vorgesetzten selbst gepflanzten Gedächtnißbaum. In tiefer Rührung folgte der Wiedergeehrte dem würdigen Seelsorger in seine Wohnung, wo auch die Gemeindsvorsteher sich zu einem frohen Mahle einfanden. So endigte ein Tag, den ich unter die genußreichsten meines Lebens zähle.

Abends, nachdem die Gäste sich zeitlich zurückgezogen hatten, erklärte mir Traugott auf einem Spaziergang nach der Halbwegslinde die Veranlassung zu der rührenden Feierlichkeit, der ich beigewohnt hatte, folgender Maßen:

„Es herrscht hier in Seewyl die Sitte, daß jeder Vater bei der Geburt eines Kindes auf den Gemeindboden einen Fruchtbaum zu pflanzen hat. Dieß geschieht nun seit einer langen Reihe von Jahren, und bereits ist der vormals bloß als Weide benutzte Platz dadurch in einen Obstbaumwald umgeschaffen, dessen Ertrag alljährlich versteigert und der Erlös zu Bestreitung von Gemeindausgaben verwendet wird.“

„Dieser Wald dient nun zum Spielplatz für die muntere Jugend; da übt sich oft die Sängergesellschaft des Dorfes;

dahin führe ich etwa einmal die Confirmanden, mache sie aufmerksam, wie auf die Naturschönheiten überhaupt, so besonders auf diese ihre Gedächtnißbäume, ermahne sie im Tragen guter Früchte, denselben nachzuahmen, und erinnere sie im Schatten des Gedächtnißbaums irgend eines schon verstorbenen vorzüglich edeln Menschen an dessen Tugenden, und fordere sie zur Nacheiferung auf.“

„Läßt sich aber ein Gemeindglied eine entehrende Handlung zu Schulden kommen, so wird dessen Gedächtnißbaum umgehauen. Vor ungefähr fünf Jahren hatte sich der dem Trunk und Spiel ergebene Bauer Michael von Moorheim, einem einsamen Hofe am Ufer der Wilda, auf mehrfache Weise gegen die Gesetze des Landes vergangen, und über ihn war in Folge einer entehrenden Strafe auch die Wegräumung seines Gedächtnißbaumes verhängt worden. Dieses war ihm, mehr als alles andere zu Herzen gegangen, und der Gram über diese Beschimpfung hatte ihm eine langwierige Krankheit zugezogen, während welcher er Zeit genug hatte, sein voriges wüstes Leben zu überdenken, dessen Folgen nun so schwer auf ihm lasteten. In der Bibel, die er früher verachtet hatte, suchte er nun Trost und Rath. Besonders ergriff ihn der Spruch: „Ein jeder Baum, der böse Früchte bringt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen!“ Gerade auf diesen Spruch hatte mein Amtsvorfahr Michael'n während seines Confirmations-Unterrichts, wegen seiner damals schon zum Bösen sich hinneigenden Gemüthsart, zuweilen im Gemeindswald lieblich-ernst warnend, hingewiesen, aber leider tauben Ohren gepredigt. Nun aber, durch Unglück und Krankheit mürbe geworden, wurde er beim Lesen der Bibel immer ernster, da jedes Blatt ihn auf den Zusammenhang des jetzigen Lebens mit dem künftigen hinwieß. Des Gedankens: Wie, wenn einst, wie dein Baum aus dem Gemeindwald ausgereutet worden, so auch du jenseits als ein Baum, der böse

Früchte trug, behandelt würdest? Dieses drückenden Gedankens konnte er nicht los werden, weder bei Tage, noch in den Bildern seiner nächtlichen Träume.“

„Hatte Michael früher über Religion gespottet, so wollte er jetzt, wie es späterhin gewöhnlich bei solchen Menschen der Fall zu sein pflegt, verzweifeln. Er, dessen Gemüth nichts weniger als wohlwollend gewesen war, konnte sich Gott nicht als liebenden Vater, nur als strengen Richter denken. Durch die Schaam über seine Entehrung auf seinen einsamen Hof gebannt, und, wie er fürchtete, von zu später Reue über sein voriges Leben gequält, war er nahe daran, in Wahnsinn zu versinken. Nie hatte ich indessen diesen Bedaurungswürdigen aus den Augen verloren, und begann, als er so recht weich geworden, ihn zu besuchen, und bald gelang es mir, durch die tröstliche Lehre von unserm wahren Verhältnisse zu Gott, ihn wieder aufzurichten, und anzuleiten, durch wahre Reue und gründliche Besserung sich des Vorrechts eines Kinds Gottes wieder würdig zu machen. Gesegnet waren meine Bemühungen. Der ehemals so wilde und ausgelassene Michael wurde ein sanfter Mensch, ein guter Gatte, ein liebreicher Vater und ein fleißiger Arbeiter. Vier Jahre lang war er so auf dem Pfad des Guten fortgeschritten, und dennoch konnte er nie ganz heiter werden. Für keine Summe hätte er den weit kürzern Weg zur Kirche durch den Gemeind-Wald betreten, und kam er durch Zufall irgendwo dazu, wo gerade ein Baum gefällt wurde, so war seine Ruhe wieder für Wochen dahin. Das ging mir nahe; ich berieth mich mit den Vorstehern der Gemeinde, wie die gänzliche Rettung unsers reumüthigen und gebesserten Bruders einzuleiten sein möchte; diese billigten den ihnen dazu vorgeschlagenen Weg von Herzen. Das war die Veranlassung zu dem heutigen Feste.“

Sechster Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Weinmonat 18**.

Je länger ich in dieser Gegend verweile, desto schwerer fällt es mir, mich zum Wegreisen zu entschließen. Diese Menschen haben meine Achtung und Liebe durch ihr einfaches biederes Wesen ganz gewonnen, so, daß ich schon einige Zeit mit dem Gedanken umgehe, meine Ansiedlung in dieser Gemeinde, deren ich früher zuweilen scherzend gegen dich erwähnte, nun zu verwirklichen.

Höre nun wieder einen neuen Zug, der wohl dazu geeignet ist, solche Gedanken zu erwecken.

Vor ungefähr drei Jahren starb der Eigenthümer des zwar noch zu Seewyl gehörigen aber näher bei Wiesendorf gelegenen Hofes Nieder-Augarten, ein Vater von sechs noch unerzogenen Kindern. Die Weitschichtigkeit des Hofes nöthigte die Wittwe, denselben durch fremde Leute bearbeiten zu lassen, die, weil sie nicht gehörig konnten beaufsichtigt werden, eben nicht die fleißigsten waren; dadurch wurde ihr dieser Hof zu einer schweren Bürde. Die Erfahrung von drei Jahren zeigte der Wittwe nur zu klar, daß sie bei längerer Selbstbesorgung des Hofes in ihren Vermögensumständen bedeutend zurückkommen müßte. Einen billigen Pächter konnte sie nicht finden, und mußte sich daher, wiewohl mit widerstrebendem Herzen, zum Verkauf des Hofes entschließen, welcher in der Familie ihres verstorbenen Gatten seit einer langen Reihe von Jahren vom Vater auf den Sohn sich fortgeerbt hatte. Der Waisen wegen mußte, nach den Gesetzen des Landes, der Verkauf durch öffentliche Versteigerung geschehen. Zwei Tage bevor diese Versteigerung abgehalten werden sollte, kam nun zufälliger Weise der Besitzer des Papelhofes, der jüngere

Bruder des dir schon bekannten Forstmeisters Hermann, einiger Geschäfte wegen zum ersten Vorgesetzten von Wiesendorf, welcher zugleich der Gastwirth des Ortes ist. Hier saßen nun an einem Nebentische ein halbes Dutzend wohlgekleidete Bauern, und besprachen bei einer Flasche Wein die bevorstehende Versteigerung.

Hermann hörte, wie sie ihre Freude äußern, daß endlich der schöne und für ihr Dorf so bequem gelegene Hof feil geworden sei. Einer äußerte sich, wie ihm schon lange der Mund darnach gewässert habe, daß er aber ohne die Feuersbrunst zu Gerstenfeld diese Freude wohl nie möchte erlebt haben; Hermann hörte nun ferner, wie ein anderer der zechenden Gesellen lachend erzählte, wie er, der Gevattermann und Nachbar der Wittwe, welche gewohnt war, sich bei ihm Raths zu erholen, dieser dann, um ihr den Hof nach und nach zu verleiden, unter Hand immer schlechte Dienstboten und nachläßige Taglöhner zugewiesen habe; und so rühmten sich alle, einer gegen den Andern, welcher Kniffe sie sich bedient hätten, um — wie sie es nannten — den Hof reif zu machen; noch vernahm er ferner, wie sie die jedem von ihnen gelegenen Grundstücke unter sich zu vertheilen übereinkamen, und wie sie sich verabredeten, daß nur Einer von ihnen bei der Versteigerung erscheinen, unter seinem Namen den Hof zu möglichst niedrigem Preis ersteigern, und wie dann nachher jeder nach Abrede den ausgewählten Theil davon erhalten sollte.

Stille und ganz unbemerkt hatte Hermann dieser Buben-Unterhaltung, welche sein ganzes Wesen empörte, zugehorcht. Beim Vorgesetzten erkundigte er sich dann nach dem Charakter und den Umständen der zum Opfer bestimmten Wittwe, und erfuhr nun: daß, als vor ungefähr 4 Jahren in dem 2 Stunden entfernten Dorfe Gerstenfeld, in einer Nacht bei heftigem Winde eine Feuersbrunst entstanden, der fleißige Hein-

rich — so wurde der gewesene Eigenthümer des zu versteigernden Hofes zubenannt — mit den übrigen Seewylern auf den ersten Lärm den Nothleidenden zu Hülfe geeilt sei. Das Feuer habe in den meist mit Stroh und Schindeln bedeckten Häusern des Windes wegen, und auch weil es gleich Anfangs der Nacht und daher zu der Zeit ausgebrochen, da die von der angestrengten Feldarbeit ermüdeten Bewohner im ersten Schlaf gelegen, desto schrecklicher gewüthet. Der heftige Sturm habe die brennenden Schindeln auch in die entferntesten Theile des großen Dorfes hingetragen, und eben wie die Seewyler, welche von der vom Feuer entferntesten Seite kamen, das Dorf betraten, hätten sie aus einem durch eben solche hergewehte Schindeln entzündeten Hause ein klägliches Jammergeschrei vernommen. Heinrich nebst ein Paar andern wackern Männern hätten die verschlossene Hausthür gewaltsam geöffnet, und aus einem mit Rauch und Flammen angefüllten Gemache einen kranken Knaben nebst seiner blinden Mutter gerettet, welche bei demselben allein zurückgeblieben war, da die übrigen Bewohner des Hauses, weil sie dieses vor aller Gefahr gesichert glaubten, in den zuerst in Brand gerathenen sehr entfernten Theil des Dorfes zu Hülfe geeilt waren. Hier wurde Heinrich von einem herabstürzenden Balken an Kopf und Brust so bedeutend verwundet, daß er nebst den beiden Geretteten weggetragen werden mußte. Zufolge dieser Verletzungen, sei er nach einem langwierigen Krankenlager seiner Familie durch den Tod entrissen worden. Die Wittwe selbst sei ein äußerst wackeres Weib, befinde sich aber gegenwärtig in etwas bedrängenden Umständen, und sehe sich, um nicht in noch schlimmere zu gerathen, nun genöthigt, ihren Hof zu veräußern.

Hermann, welchen niederträchtige Menschen in seiner Jugend auf das schreiendste unterdrückt hatten, war gerade deßwegen ein geschworner Feind aller Arglist und Ungerech-

tigkeit, und hatte der Bosheit schon manches Opfer entrissen. Seinem auf dem Heimweg entworfenen Rettungsplan zufolge, erschien auch er an der ausgeschriebenen Versteigerung, und erstand den Hof in seinem wahren Werthe; setzte seinen ältesten Sohn als Pächter dahin, unter dessen Anleitung die zwei ältesten Knaben des Verstorbenen sich völlig zur Landwirthschaft ausbilden können; der Wittwe überließ er zu einem billigen Miethzins eine ihm zugehörige, eben leerstehende kleine Behausung im Dorfe Seewyl selbst, deren Lage in der Nähe der Dorfschule den vier noch jüngern Kindern den Besuch derselben erleichtert, und machte ihr das Anerbieten, sobald ihre Söhne im Stande sein würden, den Hof selbst gehörig zu bewirthschaften, ihr denselben wieder für den Kaufschilling zu überlassen; was für sie von bedeutendem Vortheil sein muß, da Hermanns Sohn, einer der einsichtvollsten Landwirthe, denselben bis zu jenem Zeitpunkte in einen weit ertragreichern Zustand wird gebracht haben. Psalm 146. Vers 9.

Siebenter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Wintermonat 18**.

Du hast wohl recht, mein Lieber, wer für einen vierzehntägigen Aufenthalt sich an einen Ort begibt, dann aber Monate lang daselbst verweilt, und vom Wegreisen immer noch wie von einer entfernten Sache spricht, der trägt den Gedanken an eine Ansiedelung nicht bloß im Kopfe herum, sondern hat ihn bereits verwirklicht. Da Geschäfte dich abhalten, meiner Einladung zu entsprechen, mir hier einige Zeit Gesellschaft zu leisten, ich aber um meiner vollständigen Ge-

nesung besser abzuwarten, meinen Aufenthalt nochmals verlängern muß, so will ich nach deinem Wunsche fortfahren, dir meine Beobachtungen über diese Gegend und ihre Bewohner von Zeit zu Zeit schriftlich mitzutheilen.

Die Weinlese ist auch hier sehr ergibig ausgefallen, und da der Wein, seiner vorzüglichen Güte wegen, starken Absatz findet, so herrscht allgemeiner Jubel unter diesem ohnehin aufgeweckten Volke. Dieser äußert sich nun, wie du leicht denken kannst, auf mancherlei Weise; aber von Nachtschwärmerstreichen, wie sie leider in andern Gegenden zu oft verübt werden, hört man hier nicht das Geringste, seitdem ein zweckmäßigerer Jugendunterricht eingeführt und das Fabrikwesen durch die Landwirthschaft verdrängt worden ist, es möchte denn etwa folgender Scherz dahin gerechnet werden.

Alljährlich halten die hiesigen Schützen am Martinstag beim Schluß ihrer Uebungen einen gemeinschaftlichen Abendschmaus, welcher sich dießmal, des reichlichen Herbstsegens wegen, bis spät in die Nacht verlängerte. Schon war Mitternacht vorüber, als einer der jubelnden Brüder durch den matten Schimmer einer Lampe im Nachbarhause aufmerksam geworden, sich gegen den Wirth, bei dem er etwas zu bestellen gehabt, äußerte: dort mag wohl, während wir hier fröhlich beisammen sind, ein armer Kranker die schlaflose Nacht durchseufzen?

Das ist, erwiederte der Wirth, der redliche Felix, welcher, obschon kränklich, bis spät hinein jede Nacht an seinem Webstuhle sitzt, um seine zahlreiche Haushaltung mit Gott und Ehren durchzubringen. In seinen jüngern Jahren war er einer der beßten Schützen, und die Erinnerung an die so vielen mitgefeierten Martinsabende mag ihn heute wohl länger bei seiner Arbeit munter erhalten haben.

Als der Schützenhauptmann — eben der, welcher so theilnehmend den Lampenschein im Nachbarhause beachtet hatte

Bruder des dir schon bekannten Forstmeisters Hermann, einiger Geschäfte wegen zum ersten Vorgesetzten von Wiesendorf, welcher zugleich der Gastwirth des Ortes ist. Hier saßen nun an einem Nebentische ein halbes Dutzend wohlgekleidete Bauern, und besprachen bei einer Flasche Wein die bevorstehende Versteigerung.

Hermann hörte, wie sie ihre Freude äußern, daß endlich der schöne und für ihr Dorf so bequem gelegene Hof feil geworden sei. Einer äußerte sich, wie ihm schon lange der Mund darnach gewässert habe, daß er aber ohne die Feuersbrunst zu Gerstenfeld diese Freude wohl nie möchte erlebt haben; Hermann hörte nun ferner, wie ein anderer der zechenden Gesellen lachend erzählte, wie er, der Gevattermann und Nachbar der Wittwe, welche gewohnt war, sich bei ihm Raths zu erholen, dieser dann, um ihr den Hof nach und nach zu verleiden, unter Hand immer schlechte Dienstboten und nachläßige Taglöhner zugewiesen habe; und so rühmten sich alle, einer gegen den Andern, welcher Kniffe sie sich bedient hätten, um — wie sie es nannten — den Hof reif zu machen; noch vernahm er ferner, wie sie die jedem von ihnen gelegenen Grundstücke unter sich zu vertheilen übereinkamen, und wie sie sich verabredeten, daß nur Einer von ihnen bei der Versteigerung erscheinen, unter seinem Namen den Hof zu möglichst niedrigem Preis ersteigern, und wie dann nachher jeder nach Abrede den ausgewählten Theil davon erhalten sollte.

Stille und ganz unbemerkt hatte Hermann dieser Buben-Unterhaltung, welche sein ganzes Wesen empörte, zugehorcht. Beim Vorgesetzten erkundigte er sich dann nach dem Charakter und den Umständen der zum Opfer bestimmten Wittwe, und erfuhr nun: daß, als vor ungefähr 4 Jahren in dem 2 Stunden entfernten Dorfe Gerstenfeld, in einer Nacht bei heftigem Winde eine Feuersbrunst entstanden, der fleißige Hein-

rich — so wurde der gewesene Eigenthümer des zu versteigernden Hofes zubenannt — mit den übrigen Seewylern auf den ersten Lärm den Nothleidenden zu Hülfe geeilt sei. Das Feuer habe in den meist mit Stroh und Schindeln bedeckten Häusern des Windes wegen, und auch weil es gleich Anfangs der Nacht und daher zu der Zeit ausgebrochen, da die von der angestrengten Feldarbeit ermüdeten Bewohner im ersten Schlaf gelegen, desto schrecklicher gewüthet. Der heftige Sturm habe die brennenden Schindeln auch in die entferntesten Theile des großen Dorfes hingetragen, und eben wie die Seewyler, welche von der vom Feuer entferntesten Seite kamen, das Dorf betraten, hätten sie aus einem durch eben solche hergewehte Schindeln entzündeten Hause ein klägliches Jammergeschrei vernommen. Heinrich nebst ein Paar andern wackern Männern hätten die verschlossene Hausthür gewaltsam geöffnet, und aus einem mit Rauch und Flammen angefüllten Gemache einen kranken Knaben nebst seiner blinden Mutter gerettet, welche bei demselben allein zurückgeblieben war, da die übrigen Bewohner des Hauses, weil sie dieses vor aller Gefahr gesichert glaubten, in den zuerst in Brand gerathenen sehr entfernten Theil des Dorfes zu Hülfe geeilt waren. Hier wurde Heinrich von einem herabstürzenden Balken an Kopf und Brust so bedeutend verwundet, daß er nebst den beiden Geretteten weggetragen werden mußte. Zufolge dieser Verletzungen, sei er nach einem langwierigen Krankenlager seiner Familie durch den Tod entrissen worden. Die Wittwe selbst sei ein äußerst wackeres Weib, befinde sich aber gegenwärtig in etwas bedrängenden Umständen, und sehe sich, um nicht in noch schlimmere zu gerathen, nun genöthigt, ihren Hof zu veräußern.

Hermann, welchen niederträchtige Menschen in seiner Jugend auf das schreiendste unterdrückt hatten, war gerade deßwegen ein geschworner Feind aller Arglist und Ungerech-

tigkeit, und hatte der Bosheit schon manches Opfer entrissen. Seinem auf dem Heimweg entworfenen Rettungsplan zufolge, erschien auch er an der ausgeschriebenen Versteigerung, und erstand den Hof in seinem wahren Werthe; setzte seinen ältesten Sohn als Pächter dahin, unter dessen Anleitung die zwei ältesten Knaben des Verstorbenen sich völlig zur Landwirthschaft ausbilden können; der Wittwe überließ er zu einem billigen Miethzins eine ihm zugehörige, eben leerstehende kleine Behausung im Dorfe Seewyl selbst, deren Lage in der Nähe der Dorfschule den vier noch jüngern Kindern den Besuch derselben erleichtert, und machte ihr das Anerbieten, sobald ihre Söhne im Stande sein würden, den Hof selbst gehörig zu bewirthschaften, ihr denselben wieder für den Kaufschilling zu überlassen; was für sie von bedeutendem Vortheil sein muß, da Hermanns Sohn, einer der einsichtvollsten Landwirthe, denselben bis zu jenem Zeitpunkte in einen weit ertragreichern Zustand wird gebracht haben. Psalm 146. Vers 9.

Siebenter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Wintermonat 18**.

Du hast wohl recht, mein Lieber, wer für einen vierzehntägigen Aufenthalt sich an einen Ort begibt, dann aber Monate lang daselbst verweilt, und vom Wegreisen immer noch wie von einer entfernten Sache spricht, der trägt den Gedanken an eine Ansiedelung nicht bloß im Kopfe herum, sondern hat ihn bereits verwirklicht. Da Geschäfte dich abhalten, meiner Einladung zu entsprechen, mir hier einige Zeit Gesellschaft zu leisten, ich aber um meiner vollständigen Ge-

nesung besser abzuwarten, meinen Aufenthalt nochmals verlängern muß, so will ich nach deinem Wunsche fortfahren, dir meine Beobachtungen über diese Gegend und ihre Bewohner von Zeit zu Zeit schriftlich mitzutheilen.

Die Weinlese ist auch hier sehr ergibig ausgefallen, und da der Wein, seiner vorzüglichen Güte wegen, starken Absatz findet, so herrscht allgemeiner Jubel unter diesem ohnehin aufgeweckten Volke. Dieser äußert sich nun, wie du leicht denken kannst, auf mancherlei Weise; aber von Nachtschwärmerstreichen, wie sie leider in andern Gegenden zu oft verübt werden, hört man hier nicht das Geringste, seitdem ein zweckmäßigerer Jugendunterricht eingeführt und das Fabrikwesen durch die Landwirthschaft verdrängt worden ist, es möchte denn etwa folgender Scherz dahin gerechnet werden.

Alljährlich halten die hiesigen Schützen am Martinstag beim Schluß ihrer Uebungen einen gemeinschaftlichen Abendschmaus, welcher sich dießmal, des reichlichen Herbstsegens wegen, bis spät in die Nacht verlängerte. Schon war Mitternacht vorüber, als einer der jubelnden Brüder durch den matten Schimmer einer Lampe im Nachbarhause aufmerksam geworden, sich gegen den Wirth, bei dem er etwas zu bestellen gehabt, äußerte: dort mag wohl, während wir hier fröhlich beisammen sind, ein armer Kranker die schlaflose Nacht durchseufzen?

Das ist, erwiederte der Wirth, der redliche Felix, welcher, obschon kränklich, bis spät hinein jede Nacht an seinem Webstuhle sitzt, um seine zahlreiche Haushaltung mit Gott und Ehren durchzubringen. In seinen jüngern Jahren war er einer der beßten Schützen, und die Erinnerung an die so vielen mitgefeierten Martinsabende mag ihn heute wohl länger bei seiner Arbeit munter erhalten haben.

Als der Schützenhauptmann — eben der, welcher so theilnehmend den Lampenschein im Nachbarhause beachtet hatte

— wieder in das Speisezimmer trat, sang die Gesellschaft aus dem bekannten Rheinweinlied die Strophe:

Und wüßten wir,
Wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein.

Topp, rief der Hauptmann, Topp! es gelte. Da drüben sitzt einsam am Webstuhle ein armer Schützenbruder, der soll von unserm Weine haben. Das soll er, riefen einige, und Oel dazu, damit er ferner fleißig arbeite, und auch Holz, daß ihn dabei nicht friere, riefen noch andere. Bald ward nun ausgemacht, daß ihm das alles Sanct Martin nach seiner alten wohlthätigen Weise bescheeren solle. Noch ehe eine volle Stunde verflossen war, hatten die fröhlichen Schützen aus ihren nahen Wohnungen ganz stille einen Haufen Holz zusammengetragen, diesen vor des fleißigen Felix Fenstern ordentlich aufgeschichtet, ein Fäßchen Wein und ein Paar Krüge mit Oel dabei hingelegt, auch auf einem Brett, auf welchem mit Kohlen geschrieben stand: „Sanct Martin bescherts dem wackern Weber,“ noch Kuchen, Brod und Braten. Dann wurde der Beschenkte mit dem ihm so wohl bekannten Jägerlied: „Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,“ geweckt, wobei auch die Waldhörner sich hören ließen; und heimzogen die Schützen, ohne den Dank des Ueberraschten abzuwarten.

Eben so sehr als Scherz selbst, freute mich die Aeußerung meines Hauswirths, welcher, als man gestern Abend diesen artigen Vorfall in unserer Gesellschaft erzählte, ganz einfach bemerkte: das ist so ihre Art. Denn dieses ist mir ein schönes Zeugniß, daß unter diesen Menschen ein recht guter Geist herrsche.

Achter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, im Wintermonat 18**.

Freilich gibt's hier auch Arme, Waisen, ja auch sogar liederliche Leute, und daher waren auch Anstalten zur Unterstützung der ersten, zur Versorgung der zweiten und zur Besserung der letzten Klasse nothwendig. Aber auch hierin gingen meine Seewyler — wie du sie nennst — wieder auf eigene Weise zu Werke.

Früher wurden an die Armen, deren es viele gab, welche bloß an der Arbeitsscheue krank lagen, zu bestimmten Zeiten beträchtliche Geldspenden ausgetheilt, wovon dann den Zudringlichsten, welche es gerade am wenigsten bedurften und verdienten, das Meiste zu Theil wurde, was recht das Mittel war, die Zahl der Unterstützung-Begehrenden zu vermehren, statt zu vermindern. Jetzt aber hat der hiesige Seelsorger — nicht bloß Prediger, durch die weise Anwendung des goldenen Spruches: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", diese Angelegenheit in ein besseres Gleis gebracht. Er bemerkt nämlich bei seinen öftern, und immer unangekündigten Hausbesuchungen sorgfältig diejenigen Armen, welche zwar gerne arbeiten, aber Kränklichkeit oder anderer Ursachen wegen bei aller Anstrengung nicht im Stande sind, sich das Nöthige zu erwerben; diesen wird nun, statt der ehemaligen, so leicht zum Müßiggang verleitenden bloßen Geldunterstützungen, aus den zu diesem und ähnlichen Zwecken zinstragend angelegten Pachtgeldern der auf dem entsumpften Gemeindland gestifteten Lehenhöfe, zweckmäßige Arbeit zu erhöhtem Lohn verschafft. Dieß geschieht ganz besonders bei bloß vaterlos verwaisten Kindern, welche man nur dann von der ganz armen Mutter trennt und in's Waisenhaus versorgt,

wenn Gefahr vorhanden ist, daß sie in moralischer Hinsicht vernachläßigt werden dürften; denn nach des würdigen Seelsorgers vieljährigen Betrachtungen, ersetzt auch die beßte Waisenanstalt die Pflege einer wahren Mutter niemals ganz.

Völlig verwaiste Kinder werden nicht mehr wie vormals bei den mindest fordernden Bauern, und eben deßwegen auch meist schlecht untergebracht, sondern sie finden in einem besondern Hause, dessen Verwalter zugleich auch ihr Lehrer ist, sorgfältige Pflege und Unterricht, neben welchem die Knaben bei der Bearbeitung des zur Waisenanstalt gehörigen Hofes mithelfen müßen. Viele von ihnen werden bei ihrem Austritt aus der Anstalt Handwerkern in die Lehre gegeben, wenn sie zu irgend einer solchen Berufsart Neigung und Geschicklichkeit zeigen. Die Mädchen müßen ebenfalls, neben ihrem Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Nähen und Stricken, bei den Haus- und Küchengeschäften und bei den landwirthschaftlichen Arbeiten behülflich sein.

Getrennt von dieser Anstalt ist eine andere, in welcher unverschuldete Arme und betagte Kränkliche, die bei den Ihrigen nicht wohl versorgt werden können, einen menschenfreundlichen Zufluchtsort finden. Aber auch da gilt, natürlich mit billiger Berücksichtigung der Kräfte, das Sprüchlein: „Wer nicht arbeitet u. s. w.“ Da aber auch der Geist seiner Nahrung bedarf, so wird in der Arbeitsstube dieser Anstalt aus zweckmäßig ausgewählten Büchern abwechselnd etwas vorgelesen, und dieses ist um so wohlthätiger, da ohnehin bei den so einförmigen und wenig Geistesanstrengung erfordernden Beschäftigungen solcher Arbeitszimmer die Langeweile so leicht sich in dieselben einschleicht, welche dann diese Menschenklasse, sich selbst überlassen, meist mit unnützem Geschwätz und Zotten zu vertreiben sucht. Der kleine ökonomische Schaden dieser Einrichtung — wenn nämlich nicht eher das Gegentheil daraus entsteht — wird durch ihren großen mora-

lischen Nutzen reichlich vergütet. Du siehst, daß diese Armenanstalt einen ganz andern Zweck hat, als den: sich die Armen mit möglichst wenigen Unkosten vom Halse zu schaffen.

Liederliche Leute von der schlimmern Art werden in diese Anstalt nur mit besonderer Vorsicht aufgenommen und in eignen Arbeitszellen so lange von den übrigen Hausgenossen getrennt gehalten, bis sie durch Reue und Besserung zeigen, daß ihre Gemeinschaft mit den Übrigen nun ohne Gefahr gestattet werden möge.

Auf welch' zarte und zweckmäßige Weise sich hier auch die Privat-Wohlthätigkeit und Dankbarkeit äußere, mögen dir ein Paar Beispiele am beßten zeigen.

In Kirschweiler wohnt ein Gärtner, welcher eine kranke Frau, zwei erwachsene Söhne und vier minderjährige Kinder hat. Der talentvolle ältere Sohn studiert auf der Hochschule zu Z***** die Arzneiwissenschaft; der jüngere, welcher seinem arbeitsamen aber oft kränklichen Vater mit Eifer in seinem Berufe beisteht, und die hauptsächlichste Stütze der Haushaltung war, stirbt plötzlich. Nun war es dem kränklichen Gärtner auch bei dem rastlosestem Fleiße nicht mehr möglich, das für den Unterhalt der Haushaltung und die Fortsetzung der Studien seines ältern Sohnes erforderliche Geld zu erschwingen. Dieser Sohn erfuhr nun kaum, wie der Vater für ihn den letzten Rest seiner dahinschwindenden Kräfte über Vermögen anstrenge, so faßt er alsobald den Entschluß, seine rühmlichst betretene Laufbahn zu verlassen und seines verstorbenen Bruders Stelle bei den Seinigen zu vertreten, aber eben, wie er im Begriff ist, dieß Opfer kindlicher Liebe zu vollbringen, erhielt er von seinem erfreuten Vater die frohe Nachricht, daß unerwartet zwei Jünglinge, welche die Gärtnerei und Pflanzenkunde gründlich zu erlernen wünschten, bei ihm eingetreten seien, deren ansehnliches Lehrgeld nicht nur das Opfer, welches der wackere Sohn dem Vater bringen

wollte, unnöthig machte, sondern auch noch hinreichte, dem wackern Arbeiter selbst eine etwas bessere Pflege für seine alten Tage zu verschaffen.

Voriges Jahr starb Herr Helfrich, der allgemein geschätzte Arzt der Gemeinde, als Opfer seines unermüdeten Berufseifers während einer in der ganzen Umgegend herrschenden, sehr bösartigen ansteckenden Krankheit. Bei der edeln Uneigennützigkeit in seinem Berufe war es kein Wunder, daß er außer einer wohlgewählten Bibliothek — welche er immer seinen Schatz zu nennen pflegte — einem reichen botanischen Garten, einer wohl versehenen Apotheke und einem Vorrath von wundärztlichen Instrumenten von den beßten Meistern, wenig mehr hinterließ, als die dankbaren Segenswünsche der Vielen, deren Wohlthäter er gewesen war. Seine Wittwe war Willens, mit ihrer Mutter und den beiden Töchtern, von welchen die ältere die Verlobte des in Z***** studierenden Gärtners Sohn ist, zu ihren Anverwandten nach Oberberg hinzuziehen, und um dieß thun zu können, vorher ihr kleines Eigenthum versteigern zu lassen. Da geschah nun, daß die Bibliothekaren der beiden Städte Oberberg und Freudenthal einander beim Ankauf einiger äußerst seltenen Werke dergestalt überboten, daß sie dadurch des menschenfreundlichen Helfrichs Sprüchlein: „In meiner Bibliothek steckt ein Schatz,“ nun nach seinem Tode buchstäblich so wahr machen, daß nicht nur die Versteigerung des übrigen Theils der Verlassenschaft dadurch unnöthig wurde, sondern, daß sogar der kleine Hof Steinacker, welchen der Verstorbene nur pachtweise besessen hate, seiner Wittwe nun als Eigenthum zugeschrieben werden konnte.

Psalm 37. Vers 25.

Letzten Martinstag feierte der in Freudenthal angesessene, aber von Seewyl gebürtige Kaufmann **Billiger** seine goldene Hochzeit. Dazu bittet er die zwölf Höfner von **Ober-Augarten** und **Kirschweiler**, welche sämmtlich seine Schuldner, und auf diesen Tag alljährlich den Zins abzutragen gewohnt sind.

Wie sie ihre Zinse nun entrichtet und das Jubelpaar beglückwünscht hatten, redete der freundliche Greis sie also an:

Lieben Freunde!

Ich hatte das große Glück von meinen armen aber gottesfürchtigen Eltern früh in die Schule geschickt und zur Arbeitsamkeit angehalten zu werden. Meine Jugendzeit fiel in die Jahre, in welchen das Manufakturwesen seinen höchsten Flor erreichte. Binnen wenigen Jahren hatte ich mir so viel erarbeitet, daß ich eine eigne Weberei anzufangen im Stande war. Gott segnete meine Unternehmungen so, daß ich während einigen zwanzig Jahren mir ein um so beträchtlicheres Vermögen erwerben konnte, weil ich auch während meines immer wachsenden Wohlstandes meiner alten einfachen Lebensart treu geblieben war.

Als die für unsere Manufaktur ungünstigern Zeiten eintraten, zog ich mich aus diesen Geschäften zurück, und siedelte mich dann in Freudenthal an.

Da ich meinen Reichthum mit Hülfe Euerer Väter, welche meine treusten und fleißigsten Arbeiter gewesen waren, erworben hatte, so fühlte ich mich zur Dankbarkeit gegen sie verpflichtet.

Da gerade zur Zeit, wie die Arbeit der Weber von Tag zu Tag ertragloser wurde, das aus zwölf Höfen bestehende Gut Augarten und Kirschweiler zu äußerst vortheilhaften Bedingungen feil geboten wurde, so rieth ich Euern Vätern an, diesen Kauf zu schließen, und schoß ihnen die dazu erforderliche Summe vor. In den Schuldverschreibungen, welche sie

mir dafür auszustellen hatten, wurde der landesübliche Zinsfuß zu fünf vom Hundert bestimmt, und so ist mir auch von Euern Vätern, und nachher von Euch, jene Schuld immer ordentlich verzinset worden bis auf diesen Tag. Von heute an aber soll es anders gehalten werden. Es soll dieser mein freudenvoller Erinnerungstag auch ein solcher für Euch und euere Kinder werden. Nun Freunde, laßt uns zu Tische sitzen.

Wie dann endlich am Schlusse des fröhlichen Mahles der Ehrenbecher auf's Wohl des Jubel-Brautpaares geleert worden, überreichte der ehrwürdige Greis den zwölf Männern die getilgten Schuldverschreibungen mit den Worten:

Empfanget zur Feier des heutigen Tages die Früchte Euerer eigenen Ersparnisse von 28 Jahren! Ehe die erstaunten Männer Worte finden konnten, ihre Empfindungen auszudrücken, fuhr der alte Billiger also fort:

Schon wie ich Euern Vätern jene Kaufsumme vorschoß, hielt ich es für meine Pflicht, ihnen zum Beweis meiner Dankbarkeit den Zins von diesem Darliehen nur zu drei vom Hundert zu berechnen. Als ich aber Euere Väter durch jenen Güterankauf aus Webern in Bauern umwandelte, schien es mir der Klugheit angemessen, die ihnen zugedachte Zinserleichterung einstweilen noch geheim zu halten, weil ich besorgte, sie möchten die nun ersparten zwei vom Hundert nur zur Fortsetzung ihrer frühern weichlichern Lebensweise anwenden, da es hingegen in meinem Sinne lag, ihnen und den Ihrigen dadurch zu etwas Besserm, zu unabhängigem Eigenthum und Wohlstand zu verhelfen. Deßwegen ließ ich mir die Zinse jener Schuld zu fünf vom Hundert entrichten, legte jedoch jedesmal zwei Fünftheile davon zu vier vom Hundert wieder an, was nun, da jedes Jahr der Zins davon wieder zur Hauptsumme geschlagen wurde, mit dem heutigen Tag, wie es die jeder Schuldverschreibung beigelegte Rechnung zeigt, zu einer der Schuld gleichkommenden Summe angewachsen ist.

Von heute an seid Ihr wahre Eigenthümer Euerer Höfe. Bleibt nun arbeitsam und Euerer gewohnten einfachen Lebensweise getreu; und wendet einen Theil Eueres Erwerbs wie ich's bisher für Euch gethan, so nun Ihr selbst für Euere Kinder, zu Ersparung eines unabhängigen Eigenthums an; und wenn Ihr dann solche in Gottesfurcht erzieht, und durch eigenes Beispiel zur Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit anleitet, so wird Wohlstand sich bei den Eurigen forterben, und Gottes Segen auf ihnen ruhen, und so der Wunsch Euers alten Freundes in Erfüllung gehen.

Mit gerührtem Herzen stammelten die freudig überraschten Hochzeitgäste ihren Dank dem achtungswürdigen Greis, welcher sie nun entließ, um auch in ihren Familien die Freude des Tages allgemein zu machen.

Welch ein Freudenfest wird von nun an der Sanct Martinstag auf diesen Höfen werden!

Neunter Brief.

Gottfried an Andreas.

Ackerhof, am 28. Christmonat 18**.

Du irrst dich, mein Theurer, keineswegs habe ich meine alten Freunde über meinen Seewylern vergessen, und werde mich auch dießmal zur Feier des Neujahrstages im Kreise meiner Lieben einfinden; aber, um es möglich zu machen, freilich ein Paar kalte Nächte durchreisen müssen. Schon vor 14 Tagen war meine Gesundheit so gänzlich hergestellt, daß mir auch nicht der geringste Vorwand übrig blieb, meinen Aufenthalt nochmals zu verlängern, und wirklich hatte ich auch alle Anstalten zur Abreise getroffen, da rieth mir Traugott auf seine eigene so unwiderstehliche Weise, noch ihren

Sanct Johannes Abend abzuwarten, weil ohne diesen mein Sittengemählde von Seewyl höchst unvollständig sein würde.

Wer gerne tanzt, dem ist leicht pfeiffen, wirst du beim Lesen obiger Zeilen wohl sagen: Aber höre erst Traugotts eigene Worte, und dann entscheide, ob du an meiner Stelle nicht ebenfalls noch länger geblieben wärest.

„Es sind," sagte er, „ungefähr sechs Jahre, daß ein Mann von schon gesetztem Alter zu mir kam, um sich wegen seiner Ansiedelung in hiesiger Gemeinde zu berathen. Seine Absicht sei, so sagte er, in dieser Gegend, die ihm dazu sehr günstig scheine, die Gärtnerei zu treiben. Ich bemerkte ihm, daß ich sehr daran zweifle, ob er in dieser Gegend seinen Zweck nach Wunsch werde erreichen können, in dem einige Weiler der Gemeinde den Gemüsebau, andere die Baumzucht so in's Große trieben, daß von ihnen die Städte Oberberg und Freudenthal so wie die übrigen umliegenden Ortschaften reichlich mit Obst, Gemüse und Blumenwerk versorgt würden, und daher ein neuer Gärtner schwerlich neben ihnen aufkommen möchte. Lächelnd erwiederte er: Er wünsche dennoch in dieser Gegend, welche ihn so sehr anspreche, einen Versuch zu machen. Da er ungeachtet aller meiner Gegenvorstellungen auf seinen Vorsatz beharrte, übrigens aber sein ganz einfaches Wesen so sehr für ihn sprach, so rieth ich ihm wohlmeinend, den Versuch einstweilen nur mit einem Pachthofe zu machen, und schlug ihm dazu mehrere angenehm gelegene Gütchen vor. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als er mir ein Paar Tage später die Anzeige machte, daß er den Buschhof, ein in einer der rauhsten Gegenden des Hochberges gelegenes Gütchen, als vollkommen seinen Absichten entsprechend, wirklich gekauft habe. Dieß that mir leid, denn nun schien's mir ausgemacht, daß der Mann binnen wenigen Jahren das Seinige werde eingebüßt haben. Die Sache war nun aber nicht

mehr zu ändern, und ich that mir ordentlich Gewalt an, nicht ferner daran zu denken.“

„So verfloß ein Jahr, und was ich während dieser Zeit vom Thun und Treiben des stillen Gärtners — diesen Namen hatten ihm seine Nachbarn beigelegt — erfuhr, war nicht dazu geeignet, die Besorgniß, die ich seinetwegen hatte, zu vermindern. Er arbeitet zwar fleißig, hieß es, und hat auch wirklich das äußerst verwilderte Gütchen wieder ordentlich verbessert, muß aber nothwendig dabei zu Schaden kommen, da er alle seine Arbeiten mit Hülfe schwächlicher Alten und Kindern ausgeführt, und diesen noch dazu einen solchen Lohn bezahlt hat, daß er dafür, besonders bei dieser ziemlich verdienstlosen Zeit, die rüstigsten Arbeiter hätte dingen können, wenn er seine Sachen klug anzufangen wüßte; auch könne man wohl merken, daß dieser Mann von der Langweile geplagt werde; denn da das Gütchen nach seiner Entwilderung ihn und seinen Knecht nicht mehr hinlänglich beschäftige, so bringe er nun oft halbe, ja nicht selten sogar ganze Tage bei dem alten, kränklichen Schulmeister zu.

„Es war nicht viel über ein Jahr seit der Ansiedelung des Gärtners verflossen, als der alte Schulmeister starb. Da dessen Stelle sehr mühevoll, dabei fast ohne Besoldung war, hatten sich von jeher zu derselben wenig Bewerber gezeigt, so daß die Gemeinde sich jetzt, wie oft schon, um deren Wiederbesetzung in Verlegenheit befand; um desto eher wurde dem eben so unerwarteten als willkommenen Gesuch des Gärtners um diese Stelle entsprochen.

„Dieß war mir ein neuer Beweis, daß derselbe, wie ich vorausgesehen hatte, seine Gärtnerei nicht mit dem gehofften Erfolg habe betreiben können, und daß er nun trachte, durch Übernahme der Schulmeisterstelle seine Lage einigermaaßen zu verbessern, und ich sagte ihm daher offenherzig, daß ich befürchte, er möchte sich hiebei in seinen Erwartungen noch

weit mehr, als bei der Uebernahme des Buschhofs getäuscht finden, und machte ihn auf die geringe Besoldung seines höchst mühevollen neuen Berufs aufmerksam, welcher ihm fast keine Zeit zur Betreibung seiner Gärtnerei mehr gestatten würde. Seien Sie unbesorgt, erwiederte er mir, ich hoffe Sie nach einem halbjährigen Versuch hinreichend vom Gegentheil überzeugen zu können.

„Während dieser Probezeit hatte ich die Schule auf dem Hochberg mehrmals besucht, und hatte stets Ursache mit dem Zustand derselben zufrieden zu sein, obgleich er in manchen Stücken gar sehr von der bisherigen Lehrart abwich. So z. B. hörte ich wie er in einer dem Unterricht in der Naturbeschreibung gewidmeten Stunde seinen Schülern erst den Sinn des Wortes „edel“ erklärte, und dann fragte, welches wohl das edelste Metall sein möchte? Das Eisen! antworteten sogleich mehrere der ältern Schüler, weil ja fast alle die nöthigsten Geräthe und Werkzeuge daraus verfertigt werden, und es daher für den Menschen unentbehrlicher und nützlicher ist, als Gold und Silber. Seine wesentliche Schulverbesserungen mußten nicht nur viel Zeit, sondern auch die Hülfsmittel dazu einen nicht unbedeutenden Aufwand an Geld erfordert haben. Mit einiger Aengstlichkeit erkundigte ich mich daher bei meinem neuen Schulmeister nach dem Fortgang seiner Gärtnerei; allein meine Besorgniß, ein eben nicht sehr günstiges Ergebniß zu vernehmen, wurde durch die Erklärung, daß ich eben in der Schule seinen Garten gesehen hätte, in die innigste Freude verwandelt, welche noch vermehrt wurde, wie er mich in seine neu erbaute Wohnung, als in das künftige Schulhaus, wozu sie auch vortrefflich eingerichtet ist, einführte.

„Es ist endlich Zeit, sagte er dann, daß wir uns näher kennen lernen. Ich übergehe meine äußern und frühern Lebensverhältnisse, welche ich, wie die Schaale an der Nuß,

nicht für die Hauptsache halte, und bemerke einzig, daß harte Schicksale und traurige Erfahrungen mir bald den Glauben an Rechtschaffenheit unter den Menschen geraubt hätten. Auf den Reisen, welche ich dann zu meiner Zerstreuung unternahm, bemerkte ich, daß immer da, wo die Lehr- und Erziehungsanstalten am mangelhaftesten waren, ich auch stets die verdorbensten Menschen antraf. Für den Unterricht der obern Stände ist fast überall, in wissenschaftlicher Hinsicht wenigstens, so ziemlich gesorgt; viel vernachläßigter fand ich in allen Hinsichten dagegen die Lehr- und Erziehungsanstalten der ärmern Klassen. Dieß ging mir nahe. Ich war des Herumwanderns und des thatenlosen Lebens übersatt, und sehnte mich so sehr nach einem nützlichen Wirkungskreis. Die Landwirthschaft, und besonders die Baumzucht, war früher meine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Meine Baumschule hatte mir so großes Vergnügen gewährt; und als mir auch meine Pflanzungen entrissen wurden, schmerzte mich dieser Verlust tief. Es stellte aber der Gedanke: alles Irdische wird uns ja doch einst einrissen, allmählig meinen Gleichmuth wieder her, und ich faßte dann den Entschluß, fortan meine Zeit und Kräfte irgend einer Landschule zu widmen, weil dann die Pflanzen, die so zu veredeln mir gelingen möchten, mich auch jenseits durch ihre Früchte erfreuen würden. Alsbald trat ich meine Wanderung an, um einen zur Ausführung meines Plans tauglichen Ort unter gutartigen Menschen auszusuchen. Dabei sollte mich eine mir von meinem Vater ertheilte, aber leider allzulang unbeachtet gelassene Lebensregel leiten. „Heinrich,“ hatte der redliche Mann oft zu mir gesprochen, „Heinrich, wohin du auch immer kommen magst, achte wohl auf die in einem Lande üblichen Sprüchworte, die lassen dich tiefe Blicke in den sittlichen Charakter des Volkes thun. Weile nie unter einem Volke, welches bössinnige Sprüchworte im Munde führt.“ Durch Erfahrung vor-

sichtiger geworden, vergaß ich diese Lehre auf meinen spätern Reisen nie mehr. Oft fühlte ich mich durch eine anmuthige Gegend zum Bleiben angelockt, wenn ich dann aber da oft sprechen hörte:

„Selbst essen macht fett;

„Mit den Wölfen muß man heulen;

„Versprechen ist edelmännisch, halten bäurisch;

„Eine kleine Schand, die einträgt, ist bald vergessen;

„Das Hemd ist näher als der Rock;

so beobachtete ich diese Menschen genauer, und fand es dann allemal rathsam, die Gegend, und wäre sie auch ein Paradies gewesen, zu verlassen.

„Und wie oft wurde ich nicht durch folgende Sprüche erinnert, den Wanderstab ja bald wieder zu ergreifen:

„Eine Hand wascht die andere;

„Handelschaft ist keine Freundschaft;

„Jeder für sich, Gott für Alle;

„Die Wölfe beissen einander nicht.

„Und nie hatte ich Ursache das Befolgen jenes weisen Raths zu bereuen. Endlich kam ich auch in diese Gegend, für welche schon, ihrer sachbezeichnenden Ortsbenennungen wegen, eine Vorliebe bei mir entstand, die stets sich mehrte, je öfter ich bei den verschiedensten Anläßen die Sprüche hörte:

„Friede nährt, Unfriede verzehrt;

„Ehrlich währt am längsten;

„Besser wenig mit Recht, als viel mit Unrecht;

„Ein Gericht Gemüse mit Liebe ist besser als ein gemästetes Rind mit Neid;

„Jedem das Seine.

„Da ich mich aber früher oft durch trügerischen Schein hatte blenden lassen, so hielt ich es der Vorsicht angemessen, vorerst noch recht genaue Erkundigungen über die Gemeinde

einzuziehen, ehe ich mich zur Ansiedelung in derselben entschlöße; und da erst, als die Nachrichten, welche ich erhielt, mit meinen eignen Beobachtungen übereinstimmten, meldete ich mich wegen dieser Angelegenheit bei Ihnen.

Auf meinen Streifereien hatte ich daher den gerade feil gebotenen und für meine Absichten am tauglichst scheinenden Buschhof in's Auge gefaßt und zu kaufen beschloßen. Das hohe Alter des kränklichen Schulmeisters ließ voraussehen, daß er seinem Berufe nicht mehr lange werde vorstehen können. Die Langeweile bot mir dann einen schicklichen Vorwand dar, durch öftere Schulbesuche mich mit der in ihr eingeführten Lehrart und deren Mängel und Vorzüge bekannt zu machen, und gerade wie der alte ehrliche Ulrich in's bessere Leben abgerufen wurde, hatte ich mich mit dem Schulwesen hinlänglich bekannt gemacht, um an seine Stelle treten zu können. Das alte Schulgebäude war baufällig, zu abgelegen für viele, und auch zu klein für die ziemlich angewachsene Schülerzahl. Der Buschhof eignete sich seiner Lage wegen viel besser zu einer Schule, darum ließ ich, statt der den Einsturz drohenden Hütte, dieses neue Haus aufbauen und seiner Bestimmung gemäß einrichten. Ich bin kinderlos und ohne Anverwandte, deßwegen soll nach meinem Tode dieses Gütchen der Gemeinde als Eigenthum anheimfallen, mit der klaren Bedingung jedoch: daß es nie keine andere Bestimmung als seine jetzige erhalte, und der Ertrag zur Belohnung des Schulmeisters verwendet werde, so wie die Zinse desjenigen Kapitals, welches sich aus dem bis nach meinem Tode fortzuzahlenden Schulgeldes ansammeln mag. Eine kleine Leibrente, welche mir noch übrig geblieben, und der Ertrag des Buschhöfchens reichen für meine einfachen Bedürfnisse vollkommen hin, so daß ich des Schullohns nicht bedarf; er soll aber dennoch bis zum erwähnten Zeitpunkt fortbezahlt werden, damit, wie die übrigen Gemeindeschulen,

auch diese als Freischule bestehen möge. Dieß Alles bleibt aber für jedermann, das Pfarramt ausgenommen, ein Geheimniß.

"Daß ich, fuhr dann Traugott fort, von da an die Hochbergerschule oft und ohne Aengstlichkeit besuchte, läßt sich leicht denken.

"Mit Kummer hatte der wackere stille Gärtner — ich lasse ihm so gerne diesen Namen — es bemerken müßen, daß dieser Theil der Gemeinde seit einiger Zeit an der Prozeßsucht zu kränkeln anfing, da veranstaltete er am Schlusse seines ersten Schuljahres für seine Zöglinge, welchen er nicht bloß Lehrer, sondern auch Erzieher zu sein trachtet, ein Fest, zu welchem er auch die Eltern derselben einlud. Als er dann seine Gäste, durch zweckmäßig gewählte Gesänge, in gerührte Stimmung versetzt hatte, benützte er diese weise, um einige eben miteinander im Prozesse verwickelte Hausväter unter sich auszugleichen und zu versöhnen. Zugleich machte er auf das Unschickliche der bisher üblichen Silvester-Zechgelage aufmerksam, welche nicht selten Veranlassung zu schlimmen Händeln geworden, und that dann den von der Wahrheit dieser Bemerkungen überzeugten fröhlichen Menschen den Vorschlag: Künftig den dichte nach einem christlichen Feste folgenden Jahresschluß, statt durch die altüblichen Lärmfeste, nun immer am Sanct Johannes Abend auf eine des Apostels des christlichen Wohlwollens würdige Art zu feiern; was dann auch wirklich in den folgenden Jahren mit dem gleich erfreulichen Erfolg Statt fand. Auffallend hatten sich seit der Zeit die Zänkereien in diesem Theil der Gemeinde vermindert, und zum großen Leidwesen der Advokaten wurden alle etwa entstandenen Mißhelligkeiten jedesmal am Sankt Johannes Abend auf freundschaftliche Weise beseitigt. Der große Nutzen dieses ächt brüderlichen Festes war so einleuchtend, daß die Genos-

sen der übrigen Schulkreise dasselbe auch bald unter ihnen einführten."

Einem mich so ansprechenden Feste zu lieb, und um bei diesem Anlaß auch noch mit dem stillen Gärtner selbst Bekanntschaft anzuknüpfen, schob ich, wie du auch selbst würdest gethan haben, meine Abreise noch um einige Tage auf, und beeile mich dagegen, dir nur noch mitzutheilen, was mir von dem frühern Leben des auch gewiß dir lieb gewordenen stillen Gärtners Traugott mir anvertraute.

Ich war an einem Sommertage, sagte Freund Traugott, nach Hochberg gegangen, die dortige Schule zu besuchen. Der Pfarrherr von Wiesendorf, bei welchem ich auf dem Rückweg eingesprochen hatte, begleitete mich dann bis zur Halbwegslinde, in deren Schatten ich, da die Luft auch gar zu schwül war, den kühlern Abend abzuwarten beschloß. Die frühern Schicksale des uns beiden so werth gewordenen stillen Gärtners waren der Gegenstand unsers Gesprächs gewesen. Wie ich dann noch so ganz im Nachdenken darüber eine Weile einsam da gesessen hatte, schlief ich von der drückenden Hitze überwältigt ein. Der Gegenstand unserer Unterhaltung wurde nun auch derjenige, der bald mich umgaukelnden Traumbilder. Ich fühlte mich in denselben so ganz eigentlich in des Mannes eigene Lage versetzt, und der Traum war so lebhaft, daß ich solchen dann zu Hause noch so ziemlich vollständig niederschreiben konnte. Ich theile Ihnen denselben jetzt um so lieber mit, da ich dadurch Ihrem so natürlichen Wunsch, die frühern Schicksale eines Mannes, an welchem Sie so warmen Antheil nehmen, kennen zu lernen entsprechen kann, ohne das diesem über seine wahre Abkunft und eigentlichen frühern Lebensverhältnisse zu bewahren angelobte Geheimniß zu verletzen.

Da die Schicksale, in welche ich mich in jenem Traum versetzt fühlte, zwar die des stillen Gärtners eigene, die

Traumbilder aber so wie der Schauplatz derselben meinen gewohnten Umgebungen entnommen sind, so wollte ich Ihnen solche so treu möglich und deßwegen auch in unserer hiesigen Mundart, die Ihnen ja ohnehin so manchen Spaß gemacht hat, wieder geben.

Traugott's Traum.

Es cham mer vor, i sei en chlinä Bueb, und befind mi uferä unendli großä Wisä. Blumä häds der druf gha vo allä Farbä und Bäum vo allä Artä, und keinä leer vo Früchtä, an Erdbeeri und setigem Züg ist kein Mangel g'si, und Trubä, s'hät Anno Elfi im Cometä-Jahr kei süßer g'ha. Wit und breit ist kein Dornhag g'si, und kein bösä Mensch, der eim öppis in Wäg g'leit hätt'. Kamrädli hani g'fundä zum usläsä alli lustig und puschber, keis häd dem anderä z'leid g'werchet. Ist's is öppä z'heiß wordä, so hämer is in Schattä g'leit imä hübschä Wäldli von Chriesi- und Zwetschgäbäumä; dört elei hanni es Hägli g'seh, aber nu vo Miesrosä und St. Johannisbeerstrüchä, und es häds en Gärtner b'sonderig für eus zogä gha. I dem Wäldli ist en Weier g'si vo Milch, und d'Stei drum umä vo Semlä, und am Hägli na abä ist ä Bächli gloffä vo Himbeeriessig. Das ist es Läbä g'si wie im Paradis. Sind mer denn am Abig hei gangä, so händ alli g'schlafä ung'wieget.

Aeso häds e Zitli lang g'währet. Na und na häd de Hag da und dört es Löchli übercho und de Gärtner häds mit Chruselbeeri- und Rosästudä wieder vermacht; aber die händ halt Dörn g'ha, und Mengä häds g'merkt a de Händä und am G'wändli. Under de Blumä häds öppä au Brennnäßlä geh, daß me si wacker dra brennt häd, häd me nüd Sorg g'ha bim Bluemä g'wünnä. Deppä hads es au b'reicht, daß me es Fröschli im Weierli atroffä häd, und denn häds eim

schier gruset drus z'trinkä; s'Brückli über's Bächli ist afig alt wordä und murb, au häds d'Liehnä verlohrä, und ist einä z'ung'warsam d'rüber glauffä, so ist er dri purzelt, die anderä händ en denn usg'lachet und d'Muetter diheim na kibä; doch ist denn morndrigs alles wieder vergeßä g'si.

Min Vater, en Schiffmä, häd mer dann dick am Abid vo sinä Reisä verzählt, daß em gern zugloset ha, und denn bimer sälber denkt, wenn i nu au scho größer wär, wie wetti so gern mitfahrä. Ja, häd er den g'seit; de muest nüd glaubä, daß es uf allä Wasserä e so ordeli gäng wie uf eusem Rohrsee. Es gid i de größerä Wasser, wods nüd erwartist, verborgä Stei, Sandbänk und alti Wuhr, und währli na mengs meh, was nüd urchä ist. Au öppä lath eim s'G'schirr, d'Widli bräched, wennd's grad am nöthigstä hättist; s'Rüederli vertwütschder oder de Stachel wenn d'umen Rank oder amä Schwirrä vorbi sottist, und es Glück ist's, wenn's nu kei Loch is Schiff gid. Oeppä fahrst amä Fischer en Schranz is Netz, denn chast nu weidli güetli mit em abmachä, wenn'd nüd vor de Richter witt, und selb chost vil meh as du i mängem Tag verdienist; drum mach's lieber güetli, wenn's di au na se sur achunt, und meinst, de hiegist s'göttli Rächt uf dirä Sitä.

Es häds au scho geh, daß mer ein just etgägä g'fahrä ist, und hanni numä uswichä chönnä, und wenni denn dem anderä mit dem Gransä a Tansä voll Wi umg'stoßä ha, oder e Zeinä voll Oepfel, se häds au wider Verdruß geh. Churz, es gid mängerlei Astöß, de wirsch sirä Zit aber wohl na sälber erfahrä. Wottist obsi, se gath öppä just der Oberwind, und bist endli mit Müeh und Arbet as Ort cho, häst denn gladä und de wit hei, so chunt eh Hand umcherst en T'wärwind daher, daß'd nüd vo Fläck chunst. Aber, und das ist Gottlob au nüd sältä, denn häst z'Zitä um au wider en bäumigä Nahwind, und es gad der so gleitig, de bruchst

kein Streich z'schaffä, ehd's denkst, bist i der Haab, und denn vergißt me alles ruch Wätter wider. Aeso ist's mer au grad gangä mit mis Vater Verzahligä, s'Guet dervo hanni am bestä b'haltä und's Ruch vergäßä, und denn denkt: es wird ebä nüd se g'fahrli si.

D'Muetter häd denn se fründli dri glueget, und s'Spinnrädli se weidli drehet, wenn de Vater e so vo sinä Reisä verzehlt häd. Sie ist au, wie's annerä Schiffmesfrau zuchunt, mehrtheils mit em g'fahrä, und mängem Sturm ist min Vater ettrunnä, blos weil sie so treu drin mit em usg'haltä häd, und g'schaffä heigsi für zwe Chnecht, s'hätt eres niemert ag'seh, daß ä sövel schaffä chönt, so zart heig si dri g'seh, das häd de Vater dick zu mer g'seit. Aber d'Liebi heig vil derzue bitreit, und denn sei ihm s'Schaffä au e Mahl ringer acho, wenn em si Kätter g'holfä heig. So häd er mir verzählt, und wie gern hannem nüd zugloset.

Na und na bini größer wordä, und da häds efanig im Ernst g'heißä, me müeß öppis lehrä, wenn me well mit Gott und Ehrä dur d'Welt cho. S'Gröbst hämmer mini Elterä sälber zeiget vom Fahrä. D'Muetter häd mi g'lehrt Widli drehä und na mängi Vörteli zeiget, daß i bim Bluest g'meint ha, i seig scho en ganzä Kerli. — De Vater aber seit: Lueg, s'Gröbst hämmer der zeigä chönä und au zeiget, und de hesch hoffi nüd so übel begriffä, aber es ist mängs, mängs, das du na nöthig häst z'wüßä, und da weißi niemet besser als der alt Schiffma Chueri, wo dir na all ander Vörthel zeigä und dir de Bruef us em Grund lehrä cha: jetzt gang und loß asä flißig und folgem.

Wieni e so es Zitli lang mit na vil anderä bi ihm i d'Lehr gangä bi, und er glaubt häd, mer dürfids nu bald g'wagä sälber z'fahrä, so häd er is Alli zämä zumä Abideßä igladä, wo all Schifflüt, alt und jung, derzue cho sind. A älb Abidaßä willi mir Läbtag denkä. Im Churzä häd er is

a all Schifferreglä na einmal erinnert, und amä niederä, wiener denkt häd, daß es für ihn paßi, na e Sprüchli g'seit, denn d'Hand bottä und fründli g'schüttlet und amä niederä na es Rüederli geh, alli us em glichligä Holz g'machet. Händ Sorg derzue, häd er g'seit, es wird i nüd g'reuä, und so lang er's brucheb, wien is g'lehrt ha, so händer i vor keim Wind nüt z'fürchä, wobid ihr d'Händ nu afä brav und hättid, so chämed er guet dur d'Wält. Jetzt ist en niederä wider sis Wägs; ich immä Gränsli de findst keis hübschers ufem ganzä See.

Äs Zitli lang ist alles gangä wie g'wünscht. Hanni obsi wellä, so häd der Underwind blasä, und heimä zue ist mer denn d'Föhnä nüd usblibä. Churz de Nahwind häd mer nu denn g'fehlt, wenni just g'frorä ha, und denn häd mi s'Schaffä nu erwärmt. Im Schiffschastä hanni eister e Stückli Brod, e chli Chäs und s'Vaters Chürbsäfläschä voll Most, am Suntig gar Wi und öppä es Würstli g'fundä. Häds grägnet, so hanni de Schiffschittel agleit, wo mer d'Muetter vo sälber g'spunnenem Garn häd lah wäbä; und Schueh hanni g'ha, de hättist en ganzä Tag drin im Wasser stah chönnä, de wärist nüd es Dingeli naß wordä. Binni denn hei cho, so häd s'Muetterli scho e Habermueß, und das en obenabä zügets, z'wäg grüstet g'ha. Churz, das ist äs Läbä g'si, s'Gschwornä Hans Heiri häds nüd besser g'ha.

Amä Abid, wie mer eso mit enand a der Haab ußä sitzed, dört under säbem Nußbaum, wo de Großvater sälig pflanzet häd, so seit de Vater: G'sehst, Heiri, mer werded afä alt und s'Schiffä wird is z'müehsam, fahrä häst g'lehrt, de chönntist jetzt afa für di sälber z'fahrä, i will der äs eiges Schiff übergeh; Chnächt zue z'thue, rathi dir nüd, s'gid eim nu vil Verdruß, s'Gschidist wär, de würdist umä bravi Frau luegä. So seit de Vater, und i wirdä so roth wie Führ. Scho mängsmal, wenni min Vater und Muetter so froh

binenand g'seh ha, hanni denn denkt: Ach! hättisch es du au asä, und denn ist mer s'Fischers Mari-Lisi in Sinn cho. Das wär eine für dich, hanni denn denkt, starch ist si und g'sund, au werchbar und vo fröhlichem G'müeth; nie hanni si müeßig g'seh, lachä mag si gern, und es gatherä vo Herzä, singä cha sie wie nä Lerch, i hannerä währli mengist zug'loset, wenn si als im Gartä dem Vater s'Netz g'flickt häd, und fahrä cha si, wie keini am ganzä See; ist neimä a properi, so ist si's, und i haltä si für die hübschist. Das denki nu wider eso bimer sälber.

Min Vater aber häd ander Gidanke. Nah em ä Wili, wieni e so in See usä luegä und nüd antwortä — denkt hanni, wie ebä g'seit, min Theil — se seit de Vater: de weist, Heiri, s'Feldpurä Wolfgang ist min Fründ, si Ursel ist grad vo dim Alter, starch ist si und husli au, und mit der Zit chunt si artigi Mittel über. Es ist scho lang mi Freud g'si eu zwei as ä Pärli z'denkä; du weist, i ha vil Chumber g'ha, de Gidankä elei a die Hürath cha mi wider ufheiterä, und ha g'hofft, werd denn mi Freud si für mini altä Tag. Er seit und thuet so vil, daß i denkä. Ha i mueß i Gotts Namä ebä folgä, und thues mit brochnem Herzä.

Jetzt fahni mis eiges G'werbli a, und mein', es sött mer gah wie bishär; aber da han i mi übel bitrogä. Äs Schiff han i g'ha, eis vo de properstä, wo d'au g'seh chast, und de Schiffschastä ä so voll Züg, as nu häd mögä dri gah, und G'schirr so suber und händig as g'wünscht, und z'thue meh as i ha mögä g'fergä. Aber, hanni sollä obsi, und de Wind wär guet g'si, so häd d'Ursel zähä G'schäft nidsi ab g'ha. Mängist hanni Z'abid neui Widli drehet und ag'macht, und ufem See denn, wenni g'meint ha, i sei am bestä dra, so händ's mer glah, und wenni denn rächt glueget ha, so hanni g'seh, daß mers d'Ursel nu wider mit den

altä vertuschet g'ha häd. Mit Freudä hanni nienä chönä absitzä, d'Bänk sind eister g'schmierig g'si; underm Most, und hanni g'meint, i heig vom bestä mitgnah, hanni s'Wasser nu z'guet g'spürt; d'Chnächt, einä nahem anderä sind zu mer cho — Chnächt hanni müeße astellä, denn wo kei Ornig ist, gänd wenig G'schäft vil Arbet — und händ g'seit: Meister, länger chönned mirs nüd bi eu ushaltä, Spis und Trank ist z'gring, und kibä werded mer as vil as mer nu hei chömed; mer wüßeds wohl Meister, es ist nüd eueri Schuld, ihr hättids g'wüß au sälber gern besser. — Ja wohl, händs rächt g'ha!

Binni denn Winterszit öppä bi stürmischem Wätter hei cho, und hanni mi denn, wenn mer Händ und Füeß schier erfrohrä g'si sind, uf es warms Stübli g'freut, so hanni mi wäger umsunst g'freut, und i der ischaltä Stubä häd keis Habermüesli uf mi g'wartet, wie sust albig d'Muetter eis parat g'ha häd im Ofärohr. Mini Strümpf händ eister Löcher g'ha nüd minder as mini Schueh.

So ists bi mir i der underä Stubä g'si, i der oberä ists eister im altä lieblichä Gleis furt gangä. Dick hanni denn g'seufzet und denkt; dine Elterä händs doch besser, und wenn du s'Fischers Mari-Lisi zur Frau hättist, so wärs bi dir au asä. Settig Gidankä hanni allmal g'ha, wenni heimä zu g'fahrä bi, und hannis au bimer sälber verschloßä b'haltä, — denn en Ma mueß nie chlagä — so häds mi Muetter nu z'guet g'merkt, und mi mängsmal verstollä mit naßä Augä aglueget. Wie mängsmal ist mer s'Läbä nüd verleidet g'si! Kibä binni wordä, so oft i neus G'schirr g'kauft ha, und hättist d'Ursel g'hört schwätzä, hättst g'meint s'wär s'ganz Jahr der erst Abril.

Da ist mer s'Rüederli vom Schiffma Chueri wohl cho, das ist nie brochä, und hannis rächt brucht, so ists mer no eis so gleitig gangä.

So ist's e Zit lang gangä, da stirbt min Vater; s'häd d'Muetter teuf is Bett g'leit. S'ists si aber au nüd z'verwunderä; si händ i de drisg Jahrä i Fried und Liebi mit enand g'huset, und i derä Zit i Wind und Wätter und i mängem Sturm treu und redli bi enand usg'haltä, und Freud und Leid mit enand theilt, wie's vor Altem — und hütigs Tags na under Christalütä — de Bruch g'si sei. Si händ mängs Bäumli pflanzet, wo jetzt im Baumgartä so schön ständ näbed s'Großvaters säligä; und au die Räb wo dort um d'Chammer-Feister umä so schön vollä Trubä hanget, die häd de Vater sälig in ihrem Hochstig-Jahr währli au sälber zumä Adenkä pflanzet.

Da sitzi denn nüd lang dernah mit der Muetter underm großä Nußbaum, wo sie albig amä Abid mit dem Vater sälig g'sessen ist. Mer sitzed da still näbed enanderä, keis cha äs Wörtli fürbringä, und doch hättid mer enand e sövel z'sägä g'ha; s'Herz ist is halt z'voll g'si. Und wie mer denn am Abid gangä sind, und is zum Tisch setzed, so ist au a s'Vater säligä Ort en Teller dargleit und es Glas, d'Muetter hätt's nüd anderst tha, denn s'ist s'Vaters Giburtstag g'si. Aber g'äßä häd de sälb Abid niemert vil. Dört näbed der Windellad hanged zwe Chupferstich, *Hoffnig* und *Widersähä*, die sind der Mutter Trost g'si. O, seit si zue mer, was häd de Vater sälig so mängsmal g'seit, wenns öppä ringsum trüeb g'si ist und g'stürmt häd? Dörthi, uf sälbi Bilder häd er dütet, und g'seit: Händ kei Angst, eusérä Vater im Himmel g'seht und g'hört alles, und wirdis nüt g'scheh lah, als was zu eusem Bestä dient. Mengsmal, wenn i e chli wild g'si bi, und das häds oft breicht, so häd er zu mer g'seit: „Nu, nu Heiri! *Liebi gebirt Liebi.*“ Häd mer eine öppis z'leid tha, und hannems wellä vergältä, so häd ers bald g'merkt, und denn häd er g'seit: „*Beleidigungä schrib in Sand, und Wohlthatä is Herz,*

denn stönd beede am rächtä Ort.“ Und e so häd er mi eister zum Guetä gwisä, und mers au sälber vorg'macht.

In Träumä gaths wunderli här; es gath, nüd lang, so bini ab eusem chlinä See ufs groß Wältmeer cho. Wie froh bini da nüd übers Rüederli vom Schiffma Chueri g'si, und s'ist mer seli wohl cho, p'sonderig wien i emal wäred emä grüseligä Sturm gägä en Felsä zue g'fahrä bi, und — — —

Da wurde ich ziemlich unsanft, und doch zu meinem Glück, durch einen von dem während meines Schlafes entstandenen Gewittersturm abgebrochenen Ast im Herabfallen gestreift und aus meinem Traume aufgeweckt, denn kaum war ich im Schrecken darüber von meinem Sitze aufgesprungen, und einige Schritte davon weggelaufen, so fuhr auch der Blitz gerade an der Stelle, wo ich gesessen hatte, an der Linde zur Erde nieder.

Werden Sie uns nun das künftige Jahr wieder besuchen, so wird Ihnen dann der stille Gärtner seine weitern Schicksale wohl selbst erzählen, da Sie ja an unserm St. Johannes Abende, wie ich's erwartete, den Bund der Freudschaft mit ihm geschlossen haben.

Also, bis dahin auf Wiedersehn.

Inhalt.

Seite.

Zueignung 3
Der Aufstand gegen die helvetische Regierung, oder die Insurrection im Jahr 1802 14
Der Willi-Krieg im Jahr 1804 52
Tage an der Linth im Jahr 1816 62
Reischen im Vaterlande im Jahr 1817 66
Das Glas der Liebenden 73
Ein Traum 80
Besteigung des Biltnerbergs 83
Der Vorabend des Bettages im Jahr 1817 85
Schweizerische Redlichkeit 90
Rückreise von Mett im Jahr 1818 93
Die Spionen 101
Das Rebhaus 109
Auszüge aus meinem Tagebuch . . . . 112 u. 125
Die Früchte der Reformationsfeier im Jahr 1819 114
Die Fahrt nach der Ufenau, oder der Sturmsonntag im Jahr 1824 . 131
Die Gemeinde Seewyl, oder das Christendorf 143

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite	40	Zeile	17	von	oben	lese:	werde	statt	welche
"	55	"	8	"	unten	"	St*** von Wthr.	"	von St*** W.
"	81	"	1	"	oben	"	Leiden	"	Lieder
"	82	"	3	"	"	"	die Beschwerde	"	deine Bürde
"	107	"	9	"	unten	"	taube	"	trübe
"	120	"	2	"	"	"	verstandä	"	verstah.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biedermann, Emanuel,

Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freisinnigen Schweizers

Bd.: 2. 1829. - 207 S.

Trogen 1829

Biogr. 102 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061743-6